



WespA

Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten

Band 7

Monika Schönherr

**Modalität und Modalitätsausdrücke in
althochdeutschen Bibeltexten.**

Eine korpusgestützte Analyse

WespA

Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten

Die „Würzburger elektronischen sprachwissenschaftlichen Arbeiten“ sind ein Publikationsforum für Arbeiten, die am oder in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft der Universität Würzburg entstanden sind. Auf diese Weise werden Forschungsergebnisse schnell veröffentlicht, um die sprachwissenschaftliche Diskussion zu intensivieren. Die Herausgeber sind für jede Reaktion dankbar.

Herausgeber:

Johannes Schwitalla, Peter Stahl, Werner Wegstein, Norbert Richard Wolf

<http://www.spr.germanistik.uni-wuerzburg.de/wespa>

WespA. Würzburger elektronischen sprachwissenschaftlichen Arbeiten

Nr. 7 (April 2010)

Monika Schönherr

Modalität und Modalitätsausdrücke in althochdeutschen Bibeltexten. Eine korpusgestützte Analyse

ISSN: 1864-9238

ISBN: 978-3-923959-62-4

© Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

Institut für deutsche Philologie

Am Hubland

97074 Würzburg

Tel.: +49 (0) 931 - 31 - 856 30

Fax: +49 (0) 931 - 31 - 846 16

<http://www.spr.germanistik.uni-wuerzburg.de>

Alle Rechte vorbehalten.

Würzburg 2010.

Dieses Dokument wird bereitgestellt durch den Online-Publikationsserver der Universität Würzburg.

Universitätsbibliothek Würzburg

Am Hubland

97074 Würzburg

Tel.: +49 (0) 931 - 31 - 859 17

Fax: +49 (0) 931 - 31 - 859 70

opus@bibliothek.uni-wuerzburg.de

<http://www.opus-bayern.de/uni-wuerzburg/>

Deckblattgestaltung: Dagmar Rußner-Blank

**Modalität und Modalitätsausdrücke in althochdeutschen Bibeltexten.
Eine korpusgestützte Analyse**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der
Philosophischen Fakultät I
der
Julius-Maximilians-Universität Würzburg
vorgelegt
von
Monika Schönherr
aus Würzburg

Würzburg, Juni 2009

*Meiner Mutter,
dem Andenken meines Vaters
sowie meinem besten Freund*

Das Zustandekommen der vorliegenden Arbeit wurde von meinem Doktorvater, Herrn Prof. Norbert Richard Wolf begleitet, betreut und mit vielfältigen Anregungen gefördert.

Dafür bin ich ihm zu herzlichem Dank verpflichtet.

Ebenso danke ich Herrn Prof. Heinrich Hettrich für seine zahlreichen und wertvollen Hinweise.

Mein Dank gilt ferner Herrn Prof. Johannes Schwitalla und Herrn Prof. Werner Wegstein für ihre entgegenkommende Hilfe.

Dankbar erwähne ich auch Herrn Prof. Michail Kotin, Zielona Góra, der die Entstehung der vorliegenden Arbeit stets mit lebhaftem Interesse verfolgte.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
1 Hoffnung, Überzeugung, Gewissheit: Definition, Konzeptualisierung und Typologie von Modalität(en)	12
1.1 Modalität in Sprache und Sprachen	12
1.2 Modalität in der Sprachwissenschaft	14
1.3 Das Modalitätskonzept Wilhelm Köllers	15
1.3.1 Die Denkhorizonte als Möglichkeiten der Betrachtung von Modalität	15
1.3.2 Der kommunikative Denkhorizont. Modalität als Qualifizierung der Mitteilungsinhalte aus der Sicht des Sprechers	16
1.4 Die Kategorien der Modalitäten und die Urteile des Sprecher-Ichs.....	18
1.4.1 „Für-möglich-Halten“: Zur epistemischen Modalität	19
1.4.2 „Wille, Wunsch, Interesse“: Zur voluntativen Modalität	21
1.4.3 „Gefühl ist alles...“: Zur emotionalen Modalität	22
1.5 Die Modalität und ihre prototypischen Ausdrucksformen auf der Satzebene ...	23
1.5.1 Epistemizität und Darstellungssätze	24
1.5.2 Voluntativität und Appellsätze	25
1.5.3 Emotionalität und Expressivsätze	27
2 Althochdeutsche Bibeltexte im deutschsprachigen Mittelalter	29
2.1 Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue	30
2.2 Otfrids Evangelienbuch	31
3 Das Untersuchungskorpus	32
3.1 Der Zweck der Erstellung des Textkorpus	32
3.2 Die Prinzipien der Erstellung des Untersuchungskorpus	32
3.3 Die Schritte der Erstellung des Korpus	34
4 Die Charakteristik des erstellten Untersuchungskorpus	36
4.1 Größe des Untersuchungskorpus	36
4.2 Das historische Spezialkorpus	36
4.3 Das statistische Probenkorpus	37
4.4 Ein nicht computerlesbares Korpus	37
4.5 Das Untersuchungskorpus und seine Teilkorpora	38

4.5.1	Das Tatian-Teilkorpus	39
4.5.2	Das Otfrid-Teilkorpus	40
4.6	Die „Architektur“ des Korpus	41
4.7	Eigenschaften des Untersuchungskorpus - Gesamtübersicht.....	42
	TEXTLINGUISTISCHE ANALYSE DER KORPUSTEXTE.....	43
5	Epistemizität und epistemische Sprechereinstellungen.....	43
5.1	Ausdruck der Faktizität von Sachverhalten	43
5.1.1	„Narrative Theologie“ und die Faktualität der <i>dogmata veritatis</i>	43
5.1.2	Der Ausdruck der Faktualität in der erzählten und besprochenen Welt	47
5.1.3	Der Ausdruck der kausalen Faktizität	51
5.2	Die epistemische Modalisierung eines Sachverhalts.....	54
5.2.1	Der Ausdruck und die Beteuerung der Wahrheit	54
5.2.1.1	Die Beteuerung der Wahrheit auf der Ebene der Erzählerrede	55
5.2.1.2	Der Ausdruck der Wahrheit auf der Ebene der Figurenrede	62
5.2.2	Doxische Sprechereinstellungen: Gewissheit, Überzeugung, Vermutung	70
5.2.3	Distanzierende Sprechereinstellungen: Unsicherheit, Zweifel, Unglauben	81
5.2.3.1	Unsicherheit des Erzählers.....	81
5.2.3.2	Ungewissheit und Zweifel des Sprecher-Ichs.....	88
5.2.4	Evidenzialität und Redewiedergabe.....	94
6	Voluntativität	103
6.1	Wunsch- und Aufforderungseinstellungen des Sprecher-Ichs.....	103
6.2	An wen kann der direkte Befehl des Sprecher-Ichs ergehen?.....	104
6.2.1	„Imperativ der Einzelanrede“ im Althochdeutschen	105
6.2.1.1	Verwendung und Gebrauchsgrenzen	105
6.2.1.2	Die Kategorie der Person und die Beibehaltung der Personalpronomina	110
6.2.1.3	<i>Laz iz sus thuruh gan</i> - zur Verwendung der Hilfsverbform <i>lâzan</i> in Imperativsätzen.....	114
6.2.1.4	Der Imperativsatz mit performativem Vorspann	118
6.2.2	„Imperativ der Gruppenanrede“: Abgrenzung gegen den Indikativ....	119
6.3	Die Imperativsätze als Gliedsätze.....	120

6.4	Indirekte Befehle und Wünsche des Sprecher-Ichs	123
6.4.1	Aufforderungen des sprechenden Ichs aus der Distanz.....	123
6.4.2	Aufforderungen des sprechenden Ichs an die 1. Person Pl.....	125
6.4.3	Exkurs: Der Adhortativ in den ahd. Grammatiken	129
6.4.4	Potentielle und irrealer Wünsche des Sprechers.....	131
6.4.5	„Wunschziele“ des Sprecher-Ichs.....	135
6.5	Aufforderung und Emotionen: Kann man die emotionalen Einstellungen des Sprecher-Ichs determinieren?	137
6.6	Sprechakte der Aufforderung	140
6.6.1	Fragen des Sprecher-Ichs als Aufforderungen	141
6.6.2	Aussagesätze im Indikativ Präsens als Ausdruck der Aufforderung	142
6.6.3	Aussagesätze mit Modalverben	143
6.6.3.1	Die Umschreibung mit <i>sculan</i> und <i>wellen</i>	143
6.6.3.2	Die Umschreibung mit <i>mugan</i>	146
6.6.3.3	Die Umschreibung mit <i>thurfan</i>	146
6.6.4	<i>sie ni habent uûin</i> : Indirekte Sprechakte der Aufforderung am Beispiel der Bibelgeschichte „Die Hochzeit zu Kana“	148
6.6.5	Ausdruck der Aufforderung in Nominalsätzen	150
6.7	Die semantischen Untertypen der Aufforderungen	151
6.7.1	Empfehlungen und Ratschläge	151
6.7.2	Warnungen	153
6.7.3	Anweisungen	153
6.7.4	Bitten und Bittgebete des Sprecher-Ichs	154
6.8	Persuasive Kommunikationsstrategien bei Otfrid.....	156
7	Emotionalität, Emotionen und emotionale Sprechereinstellungen	160
7.1	Die Beziehung zwischen Emotion und Sprache	160
7.2	Emotionen, Emotionswortschatz und Emotionsphäre in ahd. Bibeltexten	161
7.3	Formen des Ausdrucks der Emotionen	162
7.3.1	Emotionsdarstellung auf der Satzebene	162
7.3.1.1	Ausdruckssätze	163
7.3.1.2	Fragesätze und ihre expressive Funktion	167

7.3.1.3	Irreale Wunschsätze	170
7.3.1.4	Imperativsätze	171
7.3.2	Emotionsausdrückende Lexeme	174
7.3.2.1	Interjektionen	174
7.3.2.2	Expressiv-evaluative Modalwörter versus Modaladverbien	178
7.3.3	Diminutivbildungen - Mittel der Emotionalisierung	181
7.3.4	Verbale und nonverbale Emotionsdarstellung.....	182
7.3.5	Schweigen als Ausdrucksform der Emotionen	184
7.4	Die Rolle der Metaphern bei der Konzeptualisierung von Emotionen	187
7.5	Exkurs: Das schönste aller Gefühle - das Glück. Das Konzept des Glücks in der Bibel	190
8	Zusammenfassung	193
Anhang	202
Bibliographie	204

Einleitung

Ausgangsüberlegungen

In einem Liederheft, das in Würzburger Kiliansdom am 13. Juli 2008 an die Gottesdienstteilnehmer verteilt wurde, war u.a. folgender Satz zu lesen:

„Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ [hervorgehoben von der Verfasserin der Arbeit]

Diese etwas im gehobenen Stil formulierte Definition der Hoffnung erinnert an eine Maxime, an eine spirituelle Lebensregel, nach der ihr Autor, und zwar der tschechische Schriftsteller und Politiker Vaclav Havel denkt und handelt. Wir lassen unsere Augen über den kurzen Text noch einmal gleiten. Uns wird klar: Nicht um die Lebensphilosophie Havels geht es, sondern um die drei hervorgehobenen Einzelwörter, auf die unser Blick unwillkürlich fällt.

Was haben *Hoffnung*, *Überzeugung* und *Gewissheit* gemeinsam? Alle drei Ausdrücke konzeptualisieren ein Phänomen, das in Forschung und Lehre oft als Modalität bezeichnet wird. Mit diesem Phänomen ist das Bedürfnis des Sprechers verbunden, über die mitgeteilten Inhalte zu reflektieren und dazu in irgendeiner Weise Stellung nehmen zu wollen oder gar zu müssen. So kann sich der Sprecher einen Sachverhalt erhoffen, kann von seinem Eintreten in unterschiedlichem Grade überzeugt sein bzw. seine Realisierung für gewiss halten. Das intuitive, vorwissenschaftliche Verständnis des Begriffs der „Modalität“ suggeriert, dass wir hier mit einem Phänomen zu tun haben, welches in unserer alltäglichen Kommunikation permanent in Erscheinung tritt, ganz gleich ob in der schriftlichen oder mündlichen Kommunikationsform.

So korrekt es auch ist, die Modalität als ein fest etabliertes Sprachphänomen aufzufassen, so falsch ist es, der Begriff der Modalität als genuine Errungenschaft der Sprachwissenschaft anzusehen. Der Begriff ist der *communis opinio* zufolge zu den überkommenen Termini zu zählen, die u.a. von der Philosophie oder der Logik *mutatis mutandis* auf die Sprachwissenschaft übertragen wurde (vgl. Sommerfeldt 1973, 288; Jäntti 1989, 11). Zweifelsohne haben die Einflüsse der philosophisch-logischen Ansätze in der Sprachwis-

senschaft Bestand, nichtsdestoweniger sind sie nicht als ausschlaggebend anzunehmen – schon deshalb nicht, weil die Modalität als sprachliche Erscheinung grundsätzlich anders beschaffen ist. Jedoch wie sie beschaffen ist, darüber sind sich die Sprachforscher nicht einig. Eine Einigkeit scheint nur darüber zu bestehen, dass man sich stets ein ternäres System der Modalitätskomponenten als Ausgangspunkt zu Grunde legt. Es ist also immer der *Sprecher*, die *Aussage* und die *reale Wirklichkeit*, die die Eigenständigkeit der Modalität ausmachen (vgl. Kątny 1980, 12).

Die Meinungen gehen jedoch auseinander, sobald man einen Schwerpunkt setzen will: Je nach der Hervorhebung der Relation „Sprecher-Aussage“ bzw. „Aussage/Agens-Wirklichkeit“ ist zwischen dem sprecherorientierten, kommunikativ-pragmatischen (schon Jespersen 1948, Köller 1988; 1995, Flämig 1991, Sommerfeldt/Starke 1998, Wolf 2002; 2008; 2009 et al.) und dem streng kognitiv-grammatischen (Leiss 1992; 2000; 2002, Abraham 1995, Diewald 1999, Hundt 2003, Kotin 2007; 2008a et al.) Modalitätskonzept zu differenzieren. Und hier stoßen wir auf die erste traditionelle Kontroverse: Gehört die Modalität in den Bereich der Pragmatik und der Sprechakttheorie oder aber in den Bereich der Grammatik? Beide Auffassungen finden in der Forschung Eingang und beide haben ihre Anhänger, wobei die erste als „derzeit die herrschende“ gilt (vgl. Schrodts 2008, 276).

Es ist aber nicht unser Ziel, eine lückenlose Bestandsaufnahme der vorhandenen Auffassungen zur Modalität vorzunehmen. Wir haben es auch nicht vor, zu allen Definitions- und Theorieansätzen Stellung zu nehmen. Stattdessen knüpfen wir bewusst an einige ausgewählte grammatische Darstellungen und Konzepte an, an andere zwangsläufig nicht.

Zielsetzung und Leitthesen

Die vorliegende Abhandlung soll einen Beitrag leisten zu der noch längst nicht genügend untersuchten Modalitätsproblematik in althochdeutschen Bibeltexten. Bei den bisherigen historischen Untersuchungen wurden die kommunikativen Bedingungen für das Vorkommen der Modalitätsausdrücke nicht oder nicht hinreichend genug beachtet, obwohl sie eine wichtige Rolle zu spielen scheinen. Daher dürfte es sich als „lohnend“ erweisen, die sprachlichen Ausdrucksformen der Modalität im „kommunikativen Denkhorizont“ zu behandeln (vgl. Köller 1995) und unter diesem Gesichtspunkt neue Punkte zum Thema „Modalität im Althochdeutschen“ zur Diskussion zu stellen.

Im Mittelpunkt unserer Untersuchungen stehen modalisierte Satzäußerungen, d.h. Satzäußerungen, die der Sprecher gemäß seinen kommunikativen Zielen und Bedürfnissen unterschiedlich bewertet, qualifiziert, beurteilt und kommentiert. Deshalb macht es sich die vorliegende Arbeit zur Aufgabe, an Hand einer geschlossenen Belegsammlung zu zeigen, (1) durch welche Mittel, (2) in welchen Kontexten und (3) zu welchem Zweck der Sprecher eine Stellungnahme abgibt.

Doch wir betrachten die Modalität nicht nur als bloße Stellungnahme des Sprachproduzenten zu der geäußerten Proposition; Modalität ist unseres Erachtens auch eine ‚Relation zwischen Sprecher und Hörer‘ (vgl. Jachnow 1994, 57): Sie involviert gleichzeitig Rezipienteneinstellungen und ist in diesem Sinn auch Hörerbezogen. Deswegen scheint uns wichtig zu sein, danach zu fragen, (4) inwiefern die Wertungen und Kommentare des Sprecher-Ichs die Denkweise und Einstellung des Hörers beeinflussen können.

Der vorliegenden Abhandlung werden des Weiteren Arbeitshypothesen zu Grunde gelegt, die in der Ergebnissichtungsphase aufgegriffen und revidiert werden:

- Es lässt sich ein komplexes und heterogenes System von modalisierenden Ausdrücken im untersuchten Textkorpus heraussondern.
- Man kann von einem charakteristischen Gebrauch modalisierender Ausdrücke im untersuchten Textkorpus ausgehen.
- Es lassen sich klare Kontexte heraussondern, in welchen der Sprecher modalisierende Mittel verwendet.
- Es lassen sich auch Kontexte nennen, in welchen er auf den Gebrauch der modalisierenden Ausdrücke gänzlich verzichtet.
- Modalisierende Formen werden nicht willkürlich und nicht nach beliebigen Prinzipien, sondern beabsichtigt und bewusst verwendet.
- Die Verwendung von Modalitätsausdrücken hängt von vielen (sprachlichen und außersprachlichen) Faktoren ab.
- Kommunikative Ziele und Bedürfnisse des Sprechenden spielen bei der Modalisierung und bei der Auswahl von modalisierenden Mitteln eine entscheidende Rolle.
- Die Modalisierung ist stets etwas Subjektives und Individuelles.

- Modalisierung kann als anthropologisches Urphänomen, Modalität als sprachliches Universale angesehen werden.

Methodische Festlegungen, Korpus und Struktur der Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist als empirische Untersuchung zu althochdeutschen Modalitätsausdrücken konzipiert. Auf die früheren Entwicklungsstufen der Sprache wird bewusst verzichtet. Wo es sich als notwendig erweist, wird gelegentlich zur besseren Darstellung der Zusammenhänge auf die anderen Sprachstufen Bezug genommen. Auch auf die Fragestellung, inwiefern sich die Beleglage in der Synchronie aus der diachronen Perspektive erklären lässt, wird nicht näher eingegangen. Ebenso werden keine selbst konstruierten Beispiele verwendet; es wird ausschließlich mit den vorgefundenen Textbelegen gearbeitet.

Als Textgrundlage fungiert das selbst erstellte historische Korpus der zwei biblischen Evangelienharmonien aus dem 9. Jahrhundert (der ahd. ‚Tatian‘ und Otfrids Evangelienbuch). Damit wird zwar nur ein begrenzter Bereich des Sprachmaterials erfasst, für unsere Zwecke ist aber diese Textbasis völlig ausreichend und trägt dem Prinzip der Repräsentativität weitgehend Rechnung.

Alle Beobachtungen und Aussagen, die im empirischen Kapitel gemacht werden, beziehen sich ausschließlich auf die ins Korpus aufgenommenen Texte bzw. Textkonstellationen. Sie erheben daher keinen Anspruch auf die Allgemeingültigkeit und stehen auch nicht repräsentativ für andere - in der Analyse nicht berücksichtigten - Belege. Erst im Schlusskapitel werden die Ergebnisse verallgemeinert und mit Befunden anderer Forschungsarbeiten konfrontiert.

Die Darstellung der Exzerpte erfolgt nicht nach dem Kriterium der Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen Teilkorpus. Die Belege werden vielmehr nebeneinander angereiht, was erlaubt, das sprachliche Material aus den jeweiligen Teilkorpora unmittelbar einander gegenüberzustellen und auf die Unterschiede und Gemeinsamkeiten einzugehen.

Die Analyse der vorgefundenen Modalitätsformen ist diskursiv angelegt: Die jeweiligen Modalitätsformen werden auf dem Hintergrund des gesamten Textes dargestellt und aus dem jeweiligen Kontext heraus erklärt. Die erworbenen Erkenntnisse werden

zwar an den einschlägigen Belegen vorgeführt, nichtsdestoweniger wird immer auf den Kontext bzw. auf die Konsituation Bezug genommen, da eine Äußerung immer in einer Situation steht und immer zu einem kommunikativen Zweck gemacht wird, worauf u.a. Wolf (2004, 132) aufmerksam macht: „In der Regel sprechen wir nie kontextfrei, genau so wie wir nie nicht in einer Situation sind“.

Die diskursive Analyse der Korpus Texte geht folglich mit der semasiologischen Untersuchung einher: Es werden kommunikative Funktionen bzw. Diskursaufgaben der vorgefundenen modalen Ausdrücken aufgeschlüsselt und beschrieben. Es wird aber auch onomasiologisch vorgegangen: Es werden all diejenigen sprachlichen Mittel aufgeführt, die die Kategorie „Modalität“ (in unterschiedlichem Grade) zu kodieren vermögen: Die jeweiligen Modi, Modalverben, Modalpartikeln, Modalwörter u.a.

Die diskursive Analyse wird weitgehend auf den Prinzipien der Deskription der morphologischen und syntaktischen Modalitätsausdrücke aufbauen, da bekanntlich „keine einzige Methode der Diskursforschung unabhängig von der Wort- oder Satzlinguistik entstanden“ ist (vgl. Kotin 2007, 256).

Beim Zitieren der Exzerpten werden der Einfachheit halber statt der vollständigen Titel die Siglen [Tat.] für *Die lateinisch-deutsche Tatianbilingue* und [O.] für *Otfrids Evangelienbuch* benutzt und unmittelbar nach dem zitierten Text mit den weiteren Angaben zur Fundstelle angegeben.

Die vorliegende Arbeit besteht aus zwei Hauptteilen. Im ersten Hauptteil wird eine knappe theoretische Basis zur Modalitätsproblematik dargestellt. Im selben Teil werden außerdem das Korpus und die jeweiligen Schritte der korpusbasierten Recherche beschrieben.

Der zweite und der inhaltlich wichtigere Hauptteil der Arbeit ist empirisch ausgerichtet und gliedert sich in drei Kapitel, von denen jedes eine andere Art der Modalität behandelt.

Abschließend erfolgen die Ergebnissichtung und die Formulierung der herausgearbeiteten Schlussfolgerungen.

Eine kommunikativ- und korpusorientierte Untersuchung zu Modalität und Modalitätsausdrücken in althochdeutschen Bibeltexten ist uns nicht geläufig. Deshalb scheint die Durchführung unseres Forschungsvorhabens umso mehr gerechtfertigt zu sein.

1 Hoffnung, Überzeugung, Gewissheit: Definition, Konzeptualisierung und Typologie von Modalität(en)

1.1 Modalität in Sprache und Sprachen

Folgt man der in eine mathematische Formel gefassten Definition Fillmores (1977, 33), der Satz sei eine Einheit von Proposition und Modalität („Proposition + Modalität \rightarrow Satz“), kommt man zu dem trivial anmutenden Schluss, dass es keinen Satz gibt, der nicht modal wäre oder - bei der Umkehrung der Blickrichtung - dass es nur solche Sätze gibt, die modal markiert sind. Mit dieser Beobachtung haben wir freilich nichts Neues konstatiert, wohl aber viel über den Status der Modalität in der Sprache ausgesagt: Modalität ist ein konstitutiver und fundamentaler Bestandteil jeder sprachlichen Satzäußerung. Sie existiert innerhalb des Satzes und tritt „kraft“ des Satzes in Erscheinung. Wir stimmen Wolf (2009, 31) zu, wenn er bemerkt: „Eine modalitätsfreie Äußerung ist undenkbar“. Undenkbar ist also eine mehr oder minder neutrale Satzäußerung, die keine metainformativen Signale bzw. Interpretationshinweise enthalten würde, denn zu allem, was wir sagen, nehmen wir bewusst oder unbewusst, direkt oder indirekt, explizit oder implizit Stellung (vgl. auch Ludwig 1988, 31).

Der Ausdruck einer Modalität, d.h. die Bekundung eines eigenen Blickwinkels bzw. einer eigenen Sichtweise vollzieht sich - um auf Fillmore zurückzukommen - *mit jeder* und *in jeder* sprachlichen Satzäußerung. Aus der Fillmoreschen These lesen wir aber noch etwas anderes: Die Untersuchung der Modalität bedeutet immer auch die Untersuchung des Gesamtsatzes. Eine präzise Analyse der modalen Metainformationen in isolierten, aus dem Kontext herausgelösten Formen ist unseres Erachtens wenig plausibel, wenn gar unmöglich (vgl. Wolf 2009a, 31).

Obwohl wir an dieser Stelle mit dem Begriff der Modalität noch vorderhand „intuitiv“ umgehen müssen, kann doch festgestellt werden, dass wir hier mit einem sprachlichen Universale zu tun haben. Auf die Universalität der Modalität verweist u.a. Rauh (1984, 4), die den Standpunkt vertritt, dass in allen Sprachen die Möglichkeit oder gar die Notwendigkeit, gewisse Orientierungspunkte wie Zeit, Raum, Emotion, Wirklichkeit zu setzen, besteht.

Soviel auch dafür spricht, Modalität für ein sprachliches Universale zu halten, so sehr ist es falsch, von der Universalität ihrer sprachlichen Kodierungsformen auszugehen.

Die Mittel zum Ausdruck der Modalität sind keinesfalls universell, sondern variieren hinsichtlich der Zahl und der grammatisch-kategorialen Beschaffenheit von Sprache zu Sprache. In Anlehnung an Kattein (1979, 90 f.) und nach geringfügigen Modifizierungen seiner Ausführungen lässt sich ein sprachtypologischer Überblick über die signifikanten Sprachmittel zur Kodierung von modalen Inhalten („Aufforderung“) darstellen:

Sprache	Modaler Satz	Mittel	Explizierung
Deutsch	<i>Du sollst kommen.</i>	Modalverb	Ich fordere dich auf, zu kommen
Polnisch	<i>Ucz się!</i>	Imperativ	Ich fordere dich auf, zu lernen
Englisch	<i>Write this into your exercise-book!</i>	Satzstellung und -intonation	Ich fordere dich auf, dass du das in dein Heft schreibst
Russisch	<i>Pošli!</i>	Partizip	Ich fordere euch auf, zu gehen
Spanisch	<i>¡A comer!</i>	Infinitiv	Ich fordere dich auf, zu essen

Die aufgeführten Kodierungsmittel weisen aber auch Unterschiede in semasiologischer Hinsicht auf: Als Paradebeispiel kann hier das System der Modalverben genannt werden, das beispielsweise in der Germania und Slavia unterschiedlich aufgebaut ist und - was noch wichtiger ist - funktional unterschiedlich belastet ist. Aufschlussreich ist hier unter anderen die Tatsache, dass die deutschen Modalverbkonstruktionen kategorial-grammatische Inhalte kodieren, die in der Slavia durch andere Mittel ausgedrückt werden, allen voran durch die morphologische Kategorie des Aspekts. Das lässt auf starke Affinitäten zwischen den jeweiligen Modalverbfügungen und dem slawischen Aspekt schließen. Daher ist die Suche nach einem „genus proximum“ zwischen dem slawischen Aspekt und den deutschen Modalverben mehr als selbstverständlich. In Forschung und Lehre findet diese Problematik jedoch kaum Beachtung. Zu den neuerdings durchgeführten Untersuchungen gehören Recherchen Kotins (2008a), die auf einem deutsch-polnisch-russisch-altkirchenslawischen Kontrastkorpus des „Buches der Psalmen“ basieren.

1.2 Modalität in der Sprachwissenschaft

Die Modalität ist ein interdisziplinärer Untersuchungsgegenstand geworden, mit dem sich „drei traditionsreiche humanistische Disziplinen, die Sprachwissenschaft, die Philosophie und die Logik“ beschäftigen (vgl. URL 1). Die Ergebnisse, die sich aus den unterschiedlichen Perspektiven ergeben, differieren allerdings zu stark, als dass man von einem einheitlichen Ansatz bzw. einer gemeinsamen Bedeutungsbasis ausgehen kann. Unser Hauptaugenmerk gilt also fortan ausschließlich den sprachwissenschaftlichen Aspekten der Modalität.

Die sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Modalität dauert „seit Beginn des Nachdenkens über Sprache“ an (vgl. Wolf 2009a, 26) und hat auch bis heute nicht nachgelassen. Doch die Erarbeitung eines einheitlichen Konzepts der Modalität ist hinsichtlich ihres umfangreichen Bedeutungsspektrums und Anwendungsbereichs ein recht gewagtes und im Grunde nur schwer umsetzbares Unterfangen.

Den Begriff der Modalität rechnet man einerseits zu denjenigen sprachwissenschaftlichen Termini, die ohne weiteres verständlich sind, andererseits liefert keine wissenschaftliche Abhandlung eine zuverlässige Erklärung dieses Begriffs. Die gut bezeugte hundertjährige Forschungsgeschichte der Modalität bestätigt zudem, dass sich trotz aller „deskriptiven und theoretischen Fortschritte“ *grundlegende* Fragestellungen aufzuführen lassen, die noch nicht ausreichend erforscht worden sind (vgl. Müller/Reis 2001, 5) oder gar „voller Rätsel“ sind (vgl. Dietrich 1992, 9). Allen voran sind zu nennen: der systematische Zusammenhang zwischen den syntaktischen und semantischen Struktureigenschaften der Modalverben (vgl. Müller/Reis 2001, 5) sowie deren Distribution als Epistemika in den frühesten Phasen der Sprachentwicklung (vgl. Axel 2001, 43 ff.). Vorwegnehmend ist festzuhalten, dass sich die Verfasser der jeweiligen Abhandlungen eines unterschiedlichen Begriffsapparats bedienen, was unausweichlich zu einem terminologischen und begrifflichen Chaos führt. Dies hat u.a. Wilhelm Köller (1995, 39) zur folgenden Bemerkung veranlasst: „Die Vagheit des Modalitätsbegriffs ist [...] ärgerlich“. Heinz Vater (1975, 103 ff.) tut sich ebenfalls schwer mit der Orientierung in dem terminologischen Raster und verweist auf die Vielfalt der unüberschaubaren theoretischen und methodischen Ansätze. Seiner Meinung nach variiert der Modalitätsbegriff in den jeweiligen Darstellungen dermaßen, dass die Konzipierung einer einheitlichen Begriffsdefinition kaum möglich ist.

Dieser Meinung ist auch Öhlschläger (1984, 242), der grundsätzlich daran zweifelt, ob man die heterogenen Kodierungsmittel zu einem Modalsystem zusammenschließen kann. Die von Růžička (1972) geforderte „Einheitlichkeit der Modalität“ scheint vor diesem Hintergrund nicht erreicht werden zu können. Etwas zugespitzt kann man also behaupten, dass nahezu jeder Autor, der auf dem Gebiet forscht, seine eigene Theorie zur Modalität, deren Subkategorisierung und Ausdrucksmittel herauszuarbeiten sucht.

Ungeachtet derartiger Schwierigkeiten wollen wir das Wagnis, uns mit der Modalitätsproblematik auseinanderzusetzen, eingehen. Im Vordergrund unserer Arbeit stehen die Überlegungen Wilhelm Köllers, die im Nachfolgenden vorgestellt werden sollen.

1.3 Das Modalitätskonzept Wilhelm Köllers

1.3.1 Die Denkhorizonte als Möglichkeiten der Betrachtung von Modalität

Aus dem Vergleich der signifikanten Forschungsansätze zur Modalität ergibt sich, wie bereits eingangs angedeutet wurde, dass man prinzipiell zwischen zwei Auffassungen unterscheiden kann: (i) der objektiven und der subjektiven (dokumentiert u.a. bei Buscha 1984). Ursprünglich hatte man diese dialektisch organisierte Modalitätstypologie ausschließlich auf die Modalverben angewendet, mit der Zeit unternahm man aber hin und wieder Versuche, alle Modalitätsformen auf diese Art und Weise zu erfassen. Die Variabilität der Zuordnung der sprachlichen Modalitätsformen zu dem einen oder dem anderen Typ ist nach Wilhelm Köller (1988, 55) auf unterschiedliche „Betrachtungsmöglichkeiten“, d.h. auf verschiedene Denk- bzw. Perspektivenhorizonte zurückzuführen, in denen die Modalität verstanden und gesehen werden kann. Köller (1995, 39 ff.) differenziert aber nicht zwischen zwei, sondern zwischen drei Perspektivenhorizonten: dem (i) ontologischen, (ii) dem denkpsychologischen und (iii) dem kommunikativen Denkhorizont.

In ontologisch konzipierten Forschungsansätzen, die forschungsgeschichtlich als die ältesten gelten, geht es primär darum, der jeweilige Sachverhalt nach den Kantischen Kategorien des *Tatsächlichen*, *Möglichen* oder *Notwendigen* einzuordnen (vgl. Köller 1995, 40). Wie vielversprechend der Ansatz auch sein mag, leuchtet es ein, dass dieses Herangehen nur schwer auf die sprachwissenschaftliche Wirklichkeit übertragbar ist. Schon Schirmer (1874, 3) vermerkt kritisch, dass sich die Kantischen Kategorien der

Modalität „bei der Anwendung [...] auf die Einzelheiten der sprachlichen Erscheinungen als unzulänglich [...] erweisen, bei einer historischen Betrachtung aber völlig unhaltbar“ sind. Ebenso schwer tut man sich auch mit der Handhabung des denkpsychologischen oder - um mit Wolf (2009, 26) zu sprechen - des logischen Forschungsansatzes, der im Grunde darauf abzielt, die Aussage nach ihrem Wahrheit- bzw. Wahrscheinlichkeitsgrad einzuordnen.

Beiden Forschungsansätzen ist eine streng systemtheoretische Orientierung gemeinsam. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt hier vornehmlich auf „den internen (syntaktischen und semantischen) Eigenschaften des Sprachsystems“ (vgl. Helbig 2002, 252), wohingegen die kommunikativen Funktionen der Sprache und die Bedingungen des Sprachgebrauchs weitgehend vernachlässigt werden (vgl. Metzler Lexikon Sprache 2005, 672). Wolf (2006, 48) vermerkt kritisch, dass bei derartigen „formalisierten Verfahren“ die sprachlichen Daten durch Introspektion gewonnen werden, ohne dass man sich auf echte Texte verlässt. Die Vermittlung von sprachlichen Regularitäten durch künstlich generierte Beispiele ist unseres Erachtens also keine ernst zu nehmende Forschungsgrundlage, da der Verzicht auf eine solide Datengrundlage zur Isolierung grammatischer Erscheinungen und zur Verabsolutierung der sprachlichen Regularitäten führt.

Den kommunikativen Denkhorizont schlägt Köller als möglichen Ausweg aus der Sackgasse der unüberschaubaren Modalitätskonzepte. Da wir diesen Ansatz der vorliegenden Arbeit zu Grunde legen wollen, bedarf er einer separaten und detaillierten Darlegung.

1.3.2 Der kommunikative Denkhorizont. Modalität als Qualifizierung der Mitteilungsinhalte aus der Sicht des Sprechers

Will man mit Köller die Modalität aus kommunikativer Denkperspektive betrachten, ist zu beachten, dass die Modalität und Kommunikation eng miteinander gekoppelt sind. Die Suche nach ihren Zusammenhängen mündet in die Pragmatik: In jeder Kommunikationssituation kommt es bekanntlich darauf an, die Inhalte dem jeweiligen Gegenüber mitzuteilen, da wir ja nicht deswegen sprechen, um „möglichst schöne Sätze zu generieren“, sondern um „Bewusstseinsinhalte [...] kommunizierbar zu machen“ (vgl. Wolf 2004, 3). Doch kein Sprecher gibt sich damit zufrieden, Bewusstseinsinhalte einem Hörer oder

Leser nur zu vermitteln. Stattdessen beurteilt er sie aus subjektiver Sicht oder instrumentalisiert sie für bestimmte Zwecke (vgl. Köller 1995, 42). Eben darauf liegt der Schwerpunkt der Köllerschen kommunikativen Modalitätskonzeption: „Wenn man sie [die Modalität] kommunikativ angeht, dann wird man sich dafür interessieren, welche Möglichkeiten ein Sprecher hat, die jeweiligen Mitteilungsinhalte aus seiner Sicht zu kommentieren oder zu qualifizieren“ (vgl. Köller 1995, 39 f.). Unter Rekurs auf das Zitat wollen wir Modalität als sprecherbasierte Qualifizierung der Mitteilungsinhalte definieren.

Seiner Modalitätskonzeption legt Köller zunächst die Beobachtung zu Grunde, dass nicht alle Informationen, die ein Sprecher vermittelt, „auf der gleichen logischen Stufe nebeneinander stehen, sondern hierarchisch geordnet sind“ (vgl. Köller 1988, 61). Damit knüpft Köller explizit an W. von Humboldts Zeichentheorie an: Laut Humboldt müsse man zwischen den Wörtern, „welche die Materie, den Gegenstand [...] betreffen“ und denen, die auf „die Form, die Tätigkeit des Denkens“ bezogen sind, unterscheiden (vgl. von Humboldt nach Köller 1988, 60). Die Letzteren benennen keine Gegenstände, sondern haben vielmehr einen interpretativen Charakter. Diese Unterscheidung ist in der Sprachwissenschaft üblicherweise durch die Distinktion von Grundinformation und Meta-information bzw. Zeichen und Metazeichen signalisiert. Wendet man diese Beobachtungen auf unsere Definition der Modalität an, so ist festzustellen, dass die Aussageinhalte, die einen denotativen Status haben und sich auf eine außersprachliche Realität beziehen, topologisch tiefer angesiedelt sind. Die modalen Marker sind den propositionalen Zeichen stets übergeordnet und liegen somit hierarchisch höher. Sie besitzen keinen außersprachlichen Bezug, sondern einen interpretativen Status und dienen der metainformativen Qualifizierung von Sachverhalten.

Im Gegensatz zu den zwei übrigen Ansätzen werden die modalen Formen bei dem kommunikativen Ansatz nicht „in einer anatomischen Betrachtungsweise auf der Ebene der *langue*“ (vgl. Köller 1995, 38) auf ihre kategorialen Funktionen hin untersucht, sondern in der Ebene der *parole* auf ihre kommunikative Funktionsgeltung geprüft. Außerdem verlangt die kommunikative Auffassung der Modalität eine solide empirische Untersuchungsbasis. Bei natürlich existierenden Sprachressourcen ist die Erfassung der kommunikativen Funktionen der Modalitätsformen besonders zuverlässig. Der korpusbasierte Ansatz als methodisches Herangehen eignet sich hier bestens.

1.4 Die Kategorien der Modalitäten und die Urteile des Sprecher-Ichs

Der sprechende Mensch nimmt die ihn umgebende Welt in Form und mit Hilfe von Urteilen wahr, was u.a. Segeth (1966, 37) zu der Äußerung veranlasst hat, dass es nämlich „im menschlichen Bewusstsein nur Urteile“ gibt. Diese reflexive bzw. interpretative Struktur des menschlichen Bewusstseins bestätigt auch Köller, der - jedoch anders als Segeth - von einer binären Struktur des menschlichen Bewusstseins ausgeht: Während im menschlichen „Gegenstandsbewusstsein“ Propositionen über Gegenstände außersprachlicher Wirklichkeit beheimatet sind, gehören zum „Reflexionsbewusstsein“ Interpretationen bzw. Urteile über die Entitäten der ersten Stufe (vgl. Köller 1988, 61 f.). Eine derartige Struktur unseres Bewusstseins ist weitgehend einleuchtend: Der Mensch kann ja die Sachverhalte nicht nur „denken“, sondern über sie auch nachdenken und sie unterschiedlich beurteilen.

Die Urteile des Sprachproduzenten bzw. - um mit Eichler/Bünting (1976, 109) zu sprechen - die „ich-Urteile des Sprechers“ werden auf verschiedene Weise gefällt: So können sie auf seinem Wissen, Verstand, Glauben, seiner Einbildungskraft und Überzeugung oder aber auf seinen Emotionen, Empfindungen, Affekten, Neigungen und Hoffnungen beruhen. Sie können auch instinktiv oder intuitiv motiviert werden. Sie können seinen Vorstellungen, Wünschen, Bedürfnissen, Absichten entsprechen, von seinen Erfahrungen abhängen. Freilich lassen sich hier aus Platzgründen nicht alle Kategorien der Urteile aufzählen. Unser Ziel ist es vielmehr, zu zeigen, dass es eine relationale Affinität zwischen den gedanklichen, nicht-sprachlichen Urteilen und sprachlichen Kategorien der Modalität gibt und dass die Sprache als Medium zur Vermittlung des menschlichen Bewusstseins „*analoge* Strukturordnung“ aufweisen muss (vgl. Köller 1988, 62). Doch welche Struktur ergeben die eingangs aufgelisteten Urteile? Sie lassen sich - grob geschätzt - zu drei Gruppen zusammenfassen: (i) zu Urteilen, die kognitiv, (ii) voluntativ bzw. (iii) emotional gefällt werden. Diese Kategorisierung der Modalität erfolgt symmetrisch: Während der ersten Kategorie der Glaubens-/Wissensurteile vorwiegend die epistemische Modalität entspricht, die zweite Kategorie der Willensurteile die voluntative Modalität bestimmt, liegen die Gefühlsurteile der emotionalen Modalität zu Grunde. Schematisch lässt sich das Gesagte wie folgt zusammenfassen:

Glaubensurteile → epistemische Modalität/Epistemizität

Willensurteile → voluntative Modalität/Voluntativität

Gefühlsurteile → emotionale Modalität/Emotionalität

Im Einzelnen wird kurz auf die jeweiligen Arten der Modalität, ihre Spezifik und prototypischen Kodierungsmittel eingegangen.

1.4.1 „Für-möglich-Halten“: Zur epistemischen Modalität

Die epistemische Modalisierung (gr. *episteme* ‚Wissen‘) bzw. - um mit Volkmann (2005) zu sprechen - die „epistemische Relativierung“ vollzieht der Sprecher auf Grund von seinen Wissensbeständen, die ihm es ermöglichen, das Eintreten eines Sachverhalts unterschiedlich zu beurteilen. So kann es dem Sprecher beispielsweise geläufig sein, dass ein Sachverhalt existiert, er kann behaupten, dass ein Sachverhalt *nicht* existiert oder er kann über keine zuverlässigen Informationen über den Sachverhalt verfügen (vgl. Volkmann 2005, 52). In jedem Fall entscheidet ausschließlich der Sprechende darüber, wie er den Sachverhalt sehen und ihn qualifizieren will. Ist der Sprecher von dem Eintreten eines Sachverhalts völlig überzeugt, qualifiziert er ihn als faktisch. Gibt es für den Sprecher plausible Indizien, zu behaupten, dass der Sachverhalt nicht auftritt, so kann das Sprecher-Ich den Sachverhalt für unterschiedlich möglich halten, von potentiell bis nichtfaktisch bzw. kontrafaktisch. Im Falle des „Unwissens“ überlässt der Sprecher das Auftreten des prognostizierten Sachverhalts seiner Einbildungskraft bzw. seinen Spekulationen.

Das Wissen über einen Sachverhalt kann auf zweierlei Weise gewonnen werden. Zum Einen kann der Sprecher es aus seinen eigenen Schlussfolgerungen, Recherchen, Erfahrungen etc. ableiten:

Sie hat den Knaben geküsst.

Sie muss/kann/dürfte/mag den Knaben geküsst haben.

Die eigene Schlussfolgerung: 1. Person (ich behaupte es)

Oft hat aber der Sprecher keinen direkten Zugang zu einer Information bzw. zu der Informationsquelle, sondern ist lediglich auf Auskünfte oder Berichte eines „Fremdassertors“

(vgl. Hundt 2003, 345) angewiesen. So kann der Sprecher dem Gesprächspartner durch unterschiedliche sprachliche Mittel signalisieren, dass er eine Information nicht als seine eigene unterbreitet und für die Echtheit und Richtigkeit dieser Information nicht bürgen will. Hier sind zunächst zwei deiktische Momente relevant: Im ersten Durchgang stellt der Sprecher die Sachverhalte aus der Perspektive eines Fremden dar, in der zweiten Phase bewertet er die Glaubwürdigkeit der Assertion aus seiner eigenen Sicht:

Sie will den Knaben geküsst haben.

Fremdassertor: 3. Person (sie behauptet es)

Bewertung der fremden Assertion durch: den Sprecher

Sie soll den Knaben geküsst haben.

Fremdassertor: 3. Person (man behauptet es)

Bewertung der fremden Assertion durch: den Sprecher

Das Kriterium, das hier den Ausschlag für die epistemische Modalisierung gibt, ist folglich nicht die „ontologische Möglichkeit der Existenz“ eines Sachverhalts (Welke 1965, 62), sondern stets die Frage des Sprecher-Ichs: Kann ich auf Grund dessen, was ich weiß, den Sachverhalt für möglich halten? Ob der Sachverhalt tatsächlich existent *ist*, spielt für den Sprecher eher die sekundäre Rolle (vgl. Schrodt 2008, 277). Es wäre daher falsch zu behaupten, die epistemische Modalität leite sich aus der alethischen Modalität ab. Daher stimmen wir Hundt (2003, 344) nicht zu, wenn er schreibt: „Die alethische Modalität, die sich auf die logische oder faktische Möglichkeit der Geltung von Propositionen bezieht, ist die Basis für die epistemische Modalität“. Die alethische Modalität kann unseres Erachtens keineswegs als Basis für die Epistemizität angenommen werden. Wie wir zu der Wahrheit gelangen können, ob etwas logischerweise bzw. möglicherweise wahr oder falsch besteht, ist zunächst ein Erkenntnisproblem, das alle andere als leicht zu lösen ist (vgl. Meixner 2008, 187 ff.). Es fällt auch nicht in den Aufgabenbereich der Sprachwissenschaft, den Geltungsanspruch eines Sachverhalts herauszufinden. Mit den alethischen Fragen befasst sich primär die Philosophie. So kann und soll der Philosoph „wenn der Begriff eines Dinges schon ganz vollständig ist, [...] doch noch von diesem Gegenstande fragen, ob er bloß möglich, oder auch wirklich, oder wenn er das letztere ist, ob er gar auch notwendig sei?“ (vgl. Kant-Lexikon 1972, 367). Der Sprachwissenschaftler weiß die

Antwort auf diese Fragen nicht, da es bekanntlich „keine sprachlichen Merkmale dafür“ gibt, mittels deren man den Realitätsstatus einer Proposition messen könnte (vgl. Wolf 2009a, 26 f.).

Die epistemische Modalität ist aber nicht nur ein bloßes „für-möglich-Halten“ eines Sachverhalts (vgl. Welke 1965, 63). Die epistemische Modalität umfasst auch Komponenten anderer Art:

- evaluative, doxische, distanzierende Sprechereinstellungen (Helbig 1999, 104; Helbig/Helbig 1990, 56 ff.): *Bedauerlicherweise/offenkundig/angeblich hat der Knabe das Mädchen geküsst.*
- der Verweis auf einen „Fremdassessor“ (vgl. Beispiele oben)
- der Verweis auf Evidenzen, d.h. auf Herkunft bzw. Quelle, welcher die assertierte Information entnommen wurde (vgl. Diewald 2004, de Haan 2001, Volkmann 2005, 75 ff., Leiss 2008 et al.): *In der Mainpost lesen wir/man hört, der Knabe hat/habe das Mädchen geküsst.*

Es leuchtet ein, dass die Komponenten der epistemischen Modalität schwierig auseinander zu halten sind, da - um hier ein Beispiel herauszugreifen - der Hinweis auf einen Fremdasessor zwangsläufig die Spezifizierung der Informationsquelle impliziert. Der Logik und Einfachheit halber empfiehlt es sich, die beiden Komponenten zusammen zu behandeln.

1.4.2 „Wille, Wunsch, Interesse“: Zur voluntativen Modalität

Der Sprecher kann seine Stellungnahme zum ausgedrückten Sachverhalt nicht nur auf Grund der verstandesmäßig bzw. kognitiv gefällten Urteile abgeben. Er kann das Verhalten des Hörers auch willensmäßig beeinflussen bzw. ihn zu einer bestimmten Handlung auffordern.

Schon Glunz (1929, 9) verweist darauf, dass das Bewusstsein des eigenen Interesses sich wesentlich früher als die Verstandes- und Denksphäre herausgebildet hat, so dass „Wille, Wunsch, Interesse die stärksten, vitalsten Triebe im Menschen mit ausmachen“ (vgl. Glunz 1929, 4). Auch Wundt vertritt diesen Standpunkt, wenn er schreibt, dass ‚die Dinge [...] nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen‘ geordnet werden (vgl.

Wundt zit. nach Deutschbein 1918, 14). Die Wünsche eines Sprechers sind skalierbar und lassen sich graduell nach der Intensität und Relevanz einordnen. Scheint die Ausführung eines Wunsches als unabdingbar und für den Sprecher sehr wichtig, kann sich dabei um einen Befehl handeln (etwa: *Wenn er doch käme! Er komme!*).

Jede Willenserklärung impliziert einen gewissen Grad von Unsicherheit, da unbekannt ist, ob der Wunsch bzw. der Befehl tatsächlich ausgeführt wird. Es kann daher dazu kommen, dass der Sprechende seine Bedürfnisse und Wünsche nur vorsichtig formuliert, als wolle er die Umstände ihrer Realisierung mit berücksichtigen (vgl. Glunz 1929, 4; Erben 1972, 110 f.; Wolf 2009a, 25).

1.4.3 „Gefühl ist alles...“: Zur emotionalen Modalität

Die in der Wissenschaft bis dato vernachlässigte Sphäre der menschlichen Gefühle und Emotionen erlebt heutzutage ihre Renaissance. Die zunehmende Beachtung der Emotionalität im wissenschaftlichen Diskurs ist die Würdigung derjenigen Sphäre des menschlichen Seins, die schon immer existierte und immer das menschliche Tun mit bestimmte. „Gefühl ist alles ...“ - so akzentuiert J. W. von Goethe im ersten Teil von „Faust“ (Vers 3456) die immerwährende Relevanz von Emotionen. Schwarz-Friesel (2007, 1) spricht heutzutage von einer ‚emotionale[n] Wende‘, die sich seit einigen Jahren abzeichnet. Ihrer Meinung nach haben die Emotionen einen maßgeblichen Einfluss auf unsere „kognitiven Verarbeitungs-, Denk- und Entscheidungsprozesse“ (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 89). Der Mensch ist nicht nur ein vernunftbegabtes Wesen, sondern auch ein *homo sentiens*, ein fühlender Mensch. Mentale Verarbeitungsprozesse stellen daher keinesfalls autonome Vorgänge dar, sondern bleiben auf engste mit Emotionen gekoppelt und von ihnen determiniert (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 90). In der modernen Wissenschaft plädiert man nicht mehr für eine strikte Trennung zwischen Denken und Fühlen, sondern vielmehr für eine *Kognition-Emotion-Symbiose* (vgl. Schwarz-Friesel 2007, XI; 109 ff.).

Wolf (2009, 31) bemerkt zu Recht, dass es nicht nur möglich, sondern gerade notwendig ist, auch in der Sprache und der modernen Sprachwissenschaft von der emotionalen Modalität zu sprechen. Als Signale, dass der sprechende Mensch sich nicht nur nach der Vernunft richtet, sondern auch auf seine Gefühle hört und sich von seinen Gefühlen leiten lässt, dienen metainformative Floskeln wie zum Beispiel *Mein Gefühl sagt mir, Ich*

habe das Gefühl, Nach meinem Gefühl (belegt auch bei Otfrid II 14, 55: *Min muat [...] duat mih wis*) etc. Die emotionalen Reaktionen des Sprechers können positiv bzw. negativ sein, das heißt der Sprecher kann Zufriedenheit, Freude, Seligkeit oder aber Angst, Entsetzen, Wut, Empörung, Widerwille, Überdruß empfinden (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 81; 137).

1.5 Die Modalität und ihre prototypischen Ausdrucksformen auf der Satzebene

Das kommunikative Konzept der Modalität, das wir dieser Abhandlung zu Grunde gelegt haben, wurde u.a. in der Arbeit von Wolf (2009) weitergeführt und verfeinert. Unter Rekurs auf Bühlers Sprachtheorie und Zeichenfunktionen des Organonmodells (Darstellungs- Appell-, Ausdrucksfunktion) unterscheidet Wolf (2009, 27 f.) drei kommunikative Satzformen als prototypische Ausdrucksmittel der Modalität:

- (i) Darstellungssätze als Ausdrucksmittel der Epistemizität
- (ii) Appellsätze als Kodierungsformen der Voluntativität
- (iii) Expressivsätze als syntaktische Mittel zum Ausdruck der Emotionalität.

Als kommunikative Satzformen definiert Wolf (2009, 28) Satzarten, mit denen „elementare sprachliche Handlungen vollzogen“ werden und - was noch wichtiger ist - mit denen auch Sprechereinstellungen ausgedrückt werden können. Man spricht in solchen Fällen auch vom *Satzmodus* (vgl. Pasch 1989, 1990, 1991; Rosengren 1990). Da jedoch der Satzmodus kein etablierter Begriff in den traditionellen Grammatiken zur deutschen Gegenwartssprache ist, sondern zur Terminologie der Sprechakttheorie gehört (vgl. Motsch 1984, 10-22), empfiehlt es sich weitgehend bei den Ausdrücken wie „Satzart“ oder eben wie Wolf vorschlägt „kommunikative Satzform“ zu verbleiben, den terminus technicus „Modus“ hingegen auf die Flexionsformen der Verbs zu beschränken (vgl. Wolf 1994, 209; 2009, 28).

Kehren wir aber zu den Affinitäten, die zwischen den jeweiligen Modalitätskategorien und den kommunikativen Satzformen bestehen, zurück. Jede kommunikative Satzform ist durch eine Reihe von formalen satztypkonstituierenden Merkmalen wie Verbstel-

lung, Verbmodus u.a. (vgl. Altmann 1993, 1006 ff.) gekennzeichnet, die sich für den Ausdruck einer mehr oder minder spezifischen modalen Bedeutung besonders eignen und der Spezifik der jeweiligen Kategorie der Modalität Rechnung tragen. So sprechen wir mit den Darstellungssätzen über die außersprachliche Wirklichkeit so „wie sie ist“ (vgl. Wolf 2009a, 27), mit den Appellsätzen bewegen wir jemanden zu einer Handlung und mit den Ausdruckssätzen sagen wir etwas über unsere innere Befindlichkeit. Auf die jeweiligen Parallelen wird später etwas ausführlicher eingegangen.

Die Zusammenhänge zwischen den Satztypen und den jeweiligen Modalitätskategorien versucht man zuweilen auch terminologisch zu erfassen, indem man die Epistemizität, Voluntativität und Emotionalität entsprechend mit der *darstellenden*, *appellativen* und *expressiven Modalität* umschreibt (vgl. u.a. Ludwig 1988, 88 f.).

1.5.1 Epistemizität und Darstellungssätze

Entscheidet sich der Sprecher dafür, einen Sachverhalt in Form eines Darstellungssatzes mitzuteilen, tut er dies nicht unbewusst und nicht zufällig. Mit der darstellenden Satzform der Äußerung will der Sprecher kundtun, dass er die berichteten Ereignisse als Fakten empfindet und dass er sie ohne modalisierende Zeichen als wahr darstellt (vgl. Th. Fritz 2000b, 86 ff.). Der Darstellungssatz bindet den Sprecher also nicht nur an den assertierten Sachverhalt, sondern auch an die Wahrheit des Sachverhalts. Daher ist es nach Moore ‚absurd‘, folgenden Satz zu formulieren: **Es regnet, aber ich glaube es nicht* (vgl. Moore 1959 zit. Th. Fritz 2000a, 108). Von der mitgeteilten Proposition schließen wir stets auf den Sprecherglauben: Wenn der Sprecher etwas sagt, so glaubt er auch, dass es so ist (vgl. Th. Fritz 2000a, 108). Auch wenn die Stellungnahme des Sprechers ausdrucksseitig nicht signalisiert wird, heißt es noch lange nicht, dass der Sprecher sie nicht abgegeben hat. Im Gegenteil, mit jedem Darstellungssatz bekundet der Sprachproduzent seine Gewissheit hinsichtlich der berichteten Sachverhalte. In diesem Sinn drücken die Darstellungssätze „die stärksten modalen Bedeutungen“ aus (vgl. Th. Fritz 2000b, 87).

Die zeichenhaft unmarkierten Darstellungssätze können aber sehr wohl in markierte Formen übergehen, indem die sprecherbezogene Einstellung durch das Hinzufügen eines performativen Matrixsatzes zu Tage kommt:

Der Knabe küsst das Mädchen.

Ich als Sprecher erkläre hiermit für wahr: Der Knabe küsst das Mädchen.

Es liegt hier eine starke Affinität zwischen der Performativität und Modalität vor: Der Handlungsaspekt und der Wahrheitsaspekt der Äußerung verschmelzen weitgehend ineinander, d.h. dass jemand, der eine Handlung ausführt, nimmt dazu auch eine Stellung (vgl. Rolf 1987, 195; Jäntti 1989 25 ff.). Diese Beobachtung dürfte nahelegen, dass jede sprachliche Handlung, die wir realisieren, ganz gleich ob Informieren, Fragen, Wünschen, Befehlen denselben Regeln unterliegt, d.h. mit jeder sprachlichen Äußerung auch bestimmte Einstellungen mit ausgedrückt werden. Doch die performative Manifestierung der Stellungnahme des Sprecher-Ichs ist gemäß dem Prinzip der Sprachökonomie redundant (vgl. Köller 1995, 41). Darüber hinaus ist jeder Sprecher gemäß der Griceschen „Maxime der Qualität“ stets daran gebunden, nur das zu äußern, wofür er hinreichende Beweise hat und was er für wahr hält (vgl. Grice 1980, 114).

Der Sprecher kann auch Darstellungssätze mittels unterschiedlicher Modalwörter, Modalpartikeln, spezieller Nebensätzen und Formen der Redewiedergabe modalisieren (vgl. Wolf 2009a, 28). Wenn er das tut, dann ist er der assertierten Satzproposition nicht mehr ganz sicher (vgl. Th. Fritz 2000b, 94), dann hält er ihr Eintreten für in unterschiedlichem Maße möglich: *Vielleicht regnet es. Vermutlich regnet es. Angeblich regnet es.* Der Sprecher kann dabei auch aus Höflichkeit seinen eigenen Standpunkt nur vorsichtig äußern wollen (vgl. Erben 1972, 110 ff.; Volkmann 2005, 5). Besonders oft kommen solche Formen „bei zurückhaltenden Äußerungen“ vor: *Ich dünkte... (falls ich einen Gedanken äußern darf)* (vgl. ausführlicher dazu Erben 1972, 111).

1.5.2 Voluntativität und Appellsätze

Die „Wunscheinstellung“ eines Sprechers (vgl. Scholz 1987, 234) kann auf unterschiedliche Art und Weise zum Ausdruck gebracht werden, da die Sprache ein umfangreiches Inventar an Mitteln für die Kodierung der Voluntativität bereit gestellt hat (vgl. Gerstenkorn 1976, Bublitz 1978). Allen voran sind Befehls- bzw. Wunschsätze zu nennen, mit denen der Sprecher das Verhalten seines Gegenübers steuert oder ihn zu einer von ihm

gewollten Handlung bewegt. Befehls- und Wunschsätze sind prototypisch kurz und prägnant, was offenkundig der Spezifik von Befehlen, Bitten oder Wünschen etc. Rechnung trägt (etwa: *Küss das Mädchen! Das Mädchen küssen!*).

Die Erfüllung eines Befehls oder eines Wunsches erfolgt grundsätzlich nicht zum, sondern nach dem Sprechzeitpunkt (vgl. Scholz 1987, 246 ff.) und betrifft einen Zeitraum in der näheren bzw. weiteren Zukunft. Der Sprecher kann Aufforderungssätze mit zusätzlichen Zeitangaben versehen und so auf einen konkreten Zeitraum verweisen, in dem die Verwirklichung des verlangten Zustands erfolgen soll. Formuliert der Sprecher einen vergangenheitsbezogenen Wunsch, so ist seine Erfüllung nicht mehr möglich. Der Sprecher kann in diesem Sinn entweder potentielle oder irrealer Wünsche formulieren (vgl. Kotin 2007, 73):

Wenn nur das Wetter morgen schön wäre!

Wenn nur das Wetter gestern schön gewesen wäre!

Beiden Sätzen liegt der gleiche semantische Gehalt zu Grunde: Eine für den Sprecher erwünschte Option, deren Realisierung in beiden Sätzen durch völlig unterschiedliche Zeitperspektiven bedingt ist. Im ersten Wunschsatz fällt die Realisierung der Option in die temporale Perspektive der Zukunft und steht somit potenziell in Aussicht. Allerdings ist die Zukunftsperspektive genuin ambig, so dass der Wunsch auch eine Nichtfaktizität implizieren kann.

Die Lesart des zweiten Satzes wird durch die Perspektive der Vergangenheit eindeutig gemacht. Da die Vergangenheit keine optionalen Lesarten „duldet“, ist der zweite Wunschsatz als Irrealis zu interpretieren (ausführlicher dazu vgl. Kotin 2007, 73 f.). Die modale Opposition Irrealität versus Potentialität der Wünsche wird auf die Tempusverhältnisse zurückgeführt, die über den unterschiedlichen Grad der Realisierung des prognostizierten Zustands entscheiden. „Neben dem Zeitbezug ändert sich [also] der Realitätsbezug“ (vgl. Eisenberg 1989, 129).

Fraglich ist, ob derartige potentielle bzw. irrealer Wünsche des Sprecher-Ichs tatsächlich seinen Willen oder nicht doch emotionale Inhalte ausdrücken. Ein Wunsch kann ja per se nicht irreal sein, „denn dann ist er kein Wunsch mehr“ (vgl. Wolf 2009a, 26).

In kommunikativ-pragmatischer Hinsicht wären die Optativsätze also eher Ausdrücke einer Emotionalität (vgl. ausführlicher dazu Wolf 2009a sowie das Kapitel 6.4.4.1).

Zu den Appellsätzen, die eine Voluntativität dagegen sehr wohl ausdrücken, können unterschiedliche Fragesätze gerechnet (vgl. ausführlicher dazu Wolf 2009a, 27). Dies ist im Grunde nicht überraschend, zumal wenn man bedenkt, dass in jeder Gesprächssituation auf eine vom Sprecher gestellte Frage im Regelfall eine Antwort erwartet wird. Als Paradebeispiel gilt hier die Prüfungssituation, in welcher der Prüfling durch den/die Prüfer zu einer verbalen Aktivität, zu einer „sprachlichen Handlung“ aufgefordert wird (vgl. Wolf 2009a, 29).

1.5.3 Emotionalität und Expressivsätze

In der traditionellen Satzsemantik beschäftigt man sich vornehmlich mit der Erforschung von „kognitiven Informationsbestandteile[n]“ des Satzes (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 173). Die Forscher sehen ihre Aufgabe u.a. darin, die Satzbedeutung aus der Summe der Bedeutungen seiner Bestandteile zu erschließen. Davon aber, dass Sätze eine emotionale Komponente enthalten, wird so gut wie nicht gesprochen. Die syntaktischen Strukturen sind aber - wie Schwarz-Friesel (2007, 173 ff.) zu Recht konstatiert - nicht nur als „kognitive Informationsträger“ zu erachten, sondern auch - und dies im gleichen Maße - als expressive Ausdrücke anzusehen. Als solche haben sie bewertenden Charakter und fungieren, so Lang (1983, 314), nicht als „Propositionen“, sondern als „Spezifikationen“ der jeweiligen Satzbedeutung. Mittels der expressiven Satzäußerungen kann also der Sprachproduzent außer „körperliche[n] Wahrnehmungen“ bzw. „seelische[n] Empfindungen“ auch „eine spezifische Bewertung“ von Mitteilungsinhalten vermitteln (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 72 f.; 181).

Expressivsätze können sprachlich unterschiedlich gestaltet werden. Sie können beispielsweise mit einem *w*-Wort eingeleitet werden: *Wie schön küsst der Knabe das Mädchen!* Sie können auch das finite Verb in der Spitzenstellung haben: *Ach, könnte mich der Knabe küssen!* (vgl. Wolf 2009a, 28). Während wir im ersten Satz mit dem Sprecher-Ich seine Begeisterung über das Küssen teilen, vernehmen wir im zweiten Satz einen (noch) nicht erfüllten Wunsch des Sprechers, von dem Knaben geküsst zu werden. Wir sehen hier, dass der sprachliche Träger der emotionalen Einstellung des Sprecher-Ichs

nicht nur der Expressivsatz selbst ist, sondern auch die ihm vorausgehende Interjektion *Ach*. In diesem Sinn ist die Interjektion ein metainformatives Zeichen, das die Aufmerksamkeit des Hörers auf den nachfolgenden Expressivsatz lenkt (vgl. Wolf 2009a, 30) und den Anlass für die Äußerung des Bedauerns erklärt.

Da Interjektionen Satzzeichen sind die Funktion von Sätzen übernehmen können (vgl. Wolf 2009a, 30), können sie auch als selbstständige Kodierungsmittel der Emotionalität auftreten. In dem Gedicht von Rudolf Otto Wiemer „empfindungswörter“ (vgl. URL 2), das durchgehend aus elliptischen Ausrufsätzen konstituiert ist und eine interessante graphostilistische Analyse zulässt (Aussparung von orthographischen Zeichen, Verstoß gegen die Großschreibung der Substantive), werden unterschiedliche Emotionen durch unterschiedliche Interjektionen kodiert:

Aha die deutschen (plötzliches Erkennen)

Ei die deutschen (Verwunderung)

Hurra die deutschen (Jubel)

Pfui die deutschen (Ekel)

Ach die deutschen (Erstaunen, Bedauern, Freude)

Nanu die deutschen (Überraschung)

Oho die deutschen (Erstaunen)

Hm die deutschen (Unsicherheit)

Nein die deutschen (Überraschung, Widerspruch, Missachtung)

Ja ja die deutschen (Bestätigung)

Da Emotionen jedoch stets etwas Punktuelleres, Vorübergehendes oder gar „Unausdrückliches“ (vgl. Pajdzińska 1990, 87) sind, lassen sie sich sprachlich nur schwer erfassen. Sehr treffend äußert sich dazu Wierzbicka (1971, 30): „Uczucie to jest coś, co się czuje, a nie coś, co się przeżywa w słowach. W słowach można wyrazić myśli - nie można w słowach zapisać uczuć.“ [Gefühl ist etwas, was man fühlt, und nicht etwas, was man in Worten erlebt. In Worten kann man die Gedanken ausdrücken - die Gefühle in Worte fassen kann man nicht. - aus dem Polnischen übersetzt von der Verfasserin der Arbeit]. Nichtsdestoweniger versuchen wir stets aufs Neue unsere Gefühle und Emotionen zu versprachlichen oder sie durch Mimik oder Gestik auszudrücken.

2 Althochdeutsche Bibeltexte im deutschsprachigen Mittelalter

„Wenn ein Autor in Deutschland in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein volkssprachiges [Werk] schreibt, ist dies alles andere als selbstverständlich“ (vgl. Schwind 2002/2003, 78). Umso erstaunlicher ist es, wenn sich dieses Werk mit biblischen Themen bzw. Fragestellungen auseinandersetzt, die ja zu diesem Zeitpunkt üblicherweise für das Latein reserviert waren. Da die Anfertigung volkssprachiger biblischer Texte im abendländischen Mittelalter keine Selbstverständlichkeit war, bleibt zu fragen, aus welchem Anlass bzw. in wessen Auftrag sie niedergeschrieben wurden. Es wundert daher nicht, wenn Wisniewski (2003, Vorwort) schreibt, die mittelalterlichen Texte können nur aus ihrem kulturhistorischen Kontext heraus verstanden werden.

Nichts anderes verhält es sich mit den Texten, an Hand deren wir unser Thema bewältigen wollen. Wir haben uns auf zwei althochdeutsche Bibeltexte aus der Zeit um die Mitte des 9. Jahrhundert festgelegt, von denen der eine (*Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue*) als interlinearartige Bibelübersetzung der „Hinführung zum Latein“ diente, der zweite (*Otfrids Evangelienbuch*) hingegen als dichterische Paraphrase der Bibel zum feierlichen Vortrag bzw. Verlesen bestimmt war (vgl. Sonderegger 1974,135; Wolf 1981, 67 ff.). Beide Texte vereinigt die Gattung einer Evangelienharmonie, eines einheitlichen, mosaikartigen und inhaltlich widerspruchlosen Berichts über Leben und Wirken Jesu Christi (vgl. ausführlicher dazu Wunsch 1982, 626-636; 1983, 6 f.). Beide Evangelienharmonien sind jedoch in zwei unterschiedlichen kulturhistorischen Umfeldern entstanden und nehmen zwei unterschiedliche soziale Funktionen wahr, was jeweils eine andere sprachliche Gestaltung zur Folge hat. Auch hinsichtlich der Modalitätsmittel ist mit unterschiedlichen Befunden zu rechnen. Im Folgenden werden kurze Charakteristiken beider Texte gegeben.

2.1 Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue

Der Untersuchungstext der lateinisch-althochdeutschen Tatianbilingue ist der wissenschaftlichen Edition nach Achim Masser aus dem Jahre 1994 entnommen worden. Dieser Text wurde an der Handschrift selbst erarbeitet, was zum Ziel hatte, die strukturellen Besonderheiten der zweisprachigen Handschrift möglichst wahrheitsgetreu wiederzugeben, in der etwa nicht die kolometrische Gliederung des Textes, sondern die Zeile-für-Zeile-Entsprechung vorzufinden ist (vgl. Masser 1994, 10).

Im kodikologischen Sinn hat diese lateinisch-deutsche Handschrift einen modernen Charakter: Ihr lateinischer Text, die getreue und „bis in Kleinigkeiten exakte Neuausgabe“ des Codex Bonifatius aus dem 6. Jh., wurde erstmalig und einmalig durch Beifügung der ahd. Übersetzung zur lateinisch-althochdeutschen Bibelbilingue ausgeweitet (vgl. Masser 1991, 92).

Der bis heute in der Stiftsbibliothek St. Gallen aufbewahrte Codex mit der Signatur 56 ist in die deutsche Sprachgeschichte als Gesamtwerk der Mönche aus dem Kloster Fulda eingegangen, auch wenn der Anstoß zur dessen Verschriftlichung nicht - wie bis jetzt behauptet wurde (vgl. Sievers 1892, Baesecke 1948, Wissmann 1960, Mettke 1976 et al.) - in Fulda und nicht in der Person von Hrabanus Maurus, sondern in St. Gallen und in der Person von Hartmut zu suchen ist, was u.a. aus den neuen paläographischen Befunden hervorgeht (vgl. ausführlicher dazu Masser 1991, 126).

Im Zentrum unseres Interesses stehen jedoch sprachliche und typographische Besonderheiten dieser Handschrift, von der wir wissen, dass sie in dem ostfränkischen Dialekt, in karolingischen Minuskeln verfasst wurde. Der Text ist zweispaltig organisiert: Die linke Spalte enthält den lateinischen Text, der dem Leser durch eine klare Textgliederung, Verweiszeichen, Initialen, und sonstige Markierungen eine Lese- und Orientierungsstütze liefert. Der ahd. Text ist in der rechten Spalte untergebracht und enthält hingegen keine markierenden Zeichen, überhaupt nichts, was auf die Gliederung des Textes verweisen könnte. Das zeugt wohl davon, dass das Althochdeutsche im abendländischen Mittelalter keinen Anspruch auf selbstständiges Bestehen in biblischen Texten hatte und dass der deutsche Text vielmehr eine Wort-für-Wort-Übersetzung war, die die sprachlichen Strukturen des Lateinischen in der deutschen Volkssprache exakt widerspiegelte bzw. nachahmte. Es drängt sich sofort die Frage auf, ob die modal markierten Passagen im

lateinischen Text an den entsprechenden Stellen im ahd. Text nachgebildet worden sind. Diese Fragestellung soll jedoch erst später untersucht werden.

2.2 Otfrids Evangelienbuch

Der Text von Otfrids Evangelienbuch, der für unsere Forschungsziele der sechsten Ausgabe von Oskar Erdmann vom Jahre 1973 entnommen wurde, ist mit seinen 7106 Zeilen der längste Text der ahd. Schriftperiode (vgl. Kartschoke 2000, 154). Interessant ist es auch, dass es sich dabei um „das umfangreichste Dichtwerk der ganzen Karolingerzeit“ handelt (vgl. Schwind 2002/2003, 78 f.), das einen Bericht über Leben Jesu in der südrheinfränkisch-deutschen Volkssprache darstellt. Wenn man zusätzlich bedenkt, dass sich Otfrid für die Anfertigung der Bibeldichtung der bis dato unbekanntem Technik des Endreims bedient hat, scheint sein literarisches Unternehmen um so mehr eine bahnbrechende, ja geradezu eine „gewaltige Pionierleistung“ zu sein (vgl. Schwind 2002/2003 79; Wisniewski 2003, 175).

Otfrids Anliegen war es, eine „Verbindung zur lateinischen Antike und nicht zur germanischen Dichtung“ herzustellen (vgl. Gasser 1970, 50). Dabei verspürte der Autor des Evangelienbuchs keine Notwendigkeit, sich für sein Tun zu rechtfertigen, sondern verwies im Gegenteil noch darauf, dass die Franken wie die antiken Bibeldichter Iuvenecus, Arator und Prudentius „vom gleichen Glauben und der gleichen Gnade erfüllt“ sind (vgl. Vollmann-Profe 1987, 17) und als *thie gotes liuti* (vgl. Wolf 1981, 69) den gleichen Anspruch haben, Gott in ihrer eigenen Sprache zu loben. Ebenfalls interessant ist die Tatsache, dass Otfrid nicht übermäßig bemüht erscheint, sich an die Originalmuster der lateinischen Vorlage zu halten (vgl. Schwind 2002/2003 79). Stattdessen weicht er vom lateinischen Wortlaut ab, paraphrasiert ihn, fügt umfangreiche Kommentare sowie zahlreiche Interpretationshinweise hinzu und in separaten Kapiteln (*Mystice*, *Moraliter* und *Spiritualiter*), in den sog. „homiletische[n] Abschnitte[n]“ (vgl. dazu Masser 1976, 33) legt er den verschlossenen *sensus spiritualis* der jeweiligen Evangelienperikope aus. Da der Text eine biblische Paraphrase darstellt, überrascht im Grunde nicht, dass Otfrid seine eigene Stellungnahme zu bestimmten Fakten abgibt und den Leser oder Hörer von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zu überzeugen sucht.

3 Das Untersuchungskorpus

3.1 Der Zweck der Erstellung des Textkorpus

Die Gründe, warum der korpusgestützte Deskriptionsansatz für unser Forschungsvorhaben ausgewählt wurde, sind an mehreren Stellen der Arbeit (s. Abschnitte 1.3.1, 1.3.2) bereits angegeben und brauchen keine weitere Erörterung. Erörtert werden muss dagegen der Zweck, zu welchem das eigene Untersuchungskorpus erstellt worden ist, da die Zusammenstellung der eigenen Korpora nicht selbstverständlich, sondern immer zweckgebunden ist (vgl. Scherer 2006, 5).

Das von uns erstellte Untersuchungskorpus versteht sich als empirische Basis für die vorliegende Abhandlung und wurde zum Zweck der Durchführung der Erforschung von Modalitätsformen in Bibeltexten des 9. Jahrhunderts erstellt. Die „Aufgabe“, die man der Korpusrecherche auferlegt, besteht folglich darin, verifizierbare und aufschlussreiche Belege über den Stand der sprachlichen Kodierung der Modalität im Althochdeutschen zu gewinnen sowie Auskunft über deren grammatisch-kategoriale Beschaffenheit, Art und Komplexität zu erhalten. Es wird erwartet, dass die Korpusanalyse es ermöglicht, festzustellen, welchen Gesetzmäßigkeiten und Regularitäten Modalitätsformen im Althochdeutschen unterliegen, welche Modalisierungsformen funktional am meisten belastet sind und welche dagegen unterrepräsentiert sind oder gar am Rande existieren.

3.2 Die Prinzipien der Erstellung des Untersuchungskorpus

Bei der Erstellung und Aufbereitung des eigenen Korpus muss eine Reihe von Prinzipien eingehalten werden, denn wie Scherer (2006, 5) schreibt: „Nicht jede Sammlung von Texten stellt ein Korpus dar“. Zu den wichtigsten Kriterien, die über die Zusammensetzung des Korpus entscheiden, zählen u.a. das Prinzip der Repräsentativität und der Beständigkeit. Nicht zuletzt kommt es auch auf die Größe und den Inhalt des Korpus an.

Die sprachlichen Primärdaten lassen sich in ihrem vollen Umfang nur schwer erschließen. Vor diesem Hintergrund haben wir uns dafür entschieden, bei der Erstellung des eigenen Korpus mit Stichproben zu arbeiten, von denen aber mittels der statistischen

Verfahren auf die Grundgesamtheit geschlossen werden kann. Nach Biber (zit. nach Mc-Enry/Wilson 1996, 64 ff.) kann die Repräsentativität jedes einzelnen Korpus, d.h. die Gleichheit zwischen Stichproben (engl. *samples*) und Grundgesamtheit (engl. *population*) u.a. durch eine ausgeglichene und sorgfältige Auswahl von Textkategorien (engl. *genres*) sowie durch die Länge und Zahl der Stichproben (engl. *length and number of sample text*) erreicht werden. In der Praxis bedeutet dies für uns, dass wir uns schon auf der ersten Etappe der Aufbereitung des Korpus an Hand von möglichst präzise formulierten Kriterien über die zu untersuchenden Grundgesamtheit, d.h. über den Rahmen der Textbasis und ihrer hierarchischen Struktur im Klaren sein müssen. Intuitives Wissen und nur vage Vorstellungen über die Grundgesamtheit sind hierbei weitgehend unzureichend.

Das zweite wichtige Prinzip der Korpuserstellung, das Prinzip der Beständigkeit, besagt, dass das erstellte Korpus in seiner Zusammensetzung nachträglich nicht geändert werden darf (vgl. Scherer 2006, 6). Inhalt, Größe und Struktur des Korpus müssen daher weitgehend beständig bleiben. Einen anderen Fall würde hier ein sog. Monitorkorpus (etwa das Mannheimer-Morgen-Korpus) darstellen, dessen Umfang und Größe in kurzen Abständen sich ändern, weil das Korpusmaterial kontinuierlich erneuert bzw. ergänzt wird (vgl. Lemnitzer/Zinsmeister 2006 106; 197).

Was die Größe des Korpus anbelangt, so variiert sie je nach Untersuchungsobjekt und wird für das jeweilige Korpus individuell bestimmt. Als Standardgröße für Korpora galt lange Zeit eine Million Textwörter, doch können kleine Korpora mit etwa zehn- bis zwanzigtausend Textwörter ebenfalls zuverlässige Auskünfte über die zu untersuchende Fragestellung geben (vgl. Scherer 2006, 7). Die Korpusgröße ist im Regelfall in Textwörtern zu messen (vgl. Scherer 2006, 6 f.), wobei mit dem „Textwort“ jede Zeichenfolge, die zwischen Spatien steht, bezeichnet wird. Ausschlaggebend dabei ist die Festlegung der Größe von den ins Korpus aufzunehmenden Texten. Dabei bieten sich zunächst zwei Möglichkeiten: Entweder berücksichtigt man die Volltexte in ihrer gesamten Länge oder untersucht man nur Teile davon. Wir haben uns für die zweite Variante entschieden.

Nicht zuletzt muss auch der Inhalt des Korpus definiert werden. Die hier am wichtigsten Fragen bei dem Aufbau des Korpus sind: Welche Texte in welchen Anteilen sollen ins Korpus aufgenommen werden? Sollte das Korpus mit Metadaten versehen werden?

Zusammenfassend ist zu bemerken, dass die dargestellten Prinzipien zur Korpuserstellung dazu dienen, das Korpus möglichst zweckmäßig, d.h. dem erstrebten Ergebnis und geplanten Vorhaben möglichst angemessen aufzubauen.

3.3 Die Schritte der Erstellung des Korpus

Die Erstellung des Korpus wurde - grob geschätzt - in vier Stufen umgesetzt:

(i) Als unabdingbar hat sich zunächst die Formulierung einer allgemeinen Fragestellung erwiesen, zu der eine möglichst umfassende und der zeitlichen Kapazität Rechnung tragende Korpusstudie durchgeführt werden sollte. Diese wurde wie folgt formuliert: *Durch welche Mittel und zu welchem Zweck wird die Modalität in den beiden althochdeutschen Bibeltexten ausgedrückt?* Die Fragestellung setzt zum Einen die quantitativ-statistische, zum Anderen die qualitativ-evaluative Korpusrecherche voraus: Die Korpusrecherche soll einerseits sprachliche Mittel zum Ausdruck der Modalität, andererseits ihre Textfunktionen ermitteln.

(ii) Im zweiten Schritt wurde das historische Datenmaterial zusammengestellt. Dabei wurde versucht, alle vorab definierten Kriterien und Prinzipien zur Korpuserstellung gleichermaßen zu berücksichtigen und konsequent zu befolgen.

Es muss gleich angemerkt werden, dass die Korpustexte nicht digitalisiert, sondern in Papierform bearbeitet wurden. Der Aufwand, der bei der Aufbereitung eines computerlesbaren Korpus erforderlich wäre, würde die daraus resultierenden Vorteile mehrfach übersteigen und die Qualität der Untersuchung nicht allzu viel verbessern.

Als besonders arbeitsaufwendig, um hier nur ein Beispiel herauszugreifen, erwies sich der Versuch, die ausgewählten Texte aus der lateinisch-deutschen Bibelbilingue nach der Ausgabe von Achim Massar zu digitalisieren. Diese wissenschaftliche Edition wurde an der Handschrift selbst erarbeitet und enthält für handschriftliche Texte typische diakritische Zeichen (etwa Zirkumflex, Akut, Gravis et al.), tironische Noten (etwa &) und Ligaturen. Der Weg zur Erstellung ihrer digitalen Version führte über das Scannen der ausgewählten Texte und die Umsetzung der gescannten Bilder mittels des OCR-Programms

FineReader in Textdateien. Die Überführung der Texte erwies sich jedoch als wenig zufriedenstellend, da die jeweiligen Sonderzeichen nicht erkannt und nicht richtig ausgegeben wurden. Des Weiteren konnten die zweiseitige Organisation des Textes sowie die am linken Rande angebrachten Kanontafeln nicht originalgetreu wiedergegeben werden. Der jeweilige Zeilenumbruch stimmte mit dem im Originaltext auch nicht überein. Um die Einlesefehler zu beheben, mussten mühsame Korrekturarbeiten geleistet werden. Im Endeffekt wurde auf die Digitalisierung der Korpustexte gänzlich verzichtet.

(iii) Die dritte Phase dauerte mit Abstand am längsten und umfasste folgende Arbeiten: Zunächst erfolgte die Erhebung der vorgefundenen Belege. Anschließend wurden die herausgesuchten Belege abgetippt, wobei es auf die Übernahme der diakritischen Zeichen weitgehend verzichtet wurde. Im nächsten Schritt wurden sie nach ihrem funktionalen Stellenwert gruppiert und in einer elektronischen Erfassungsdatenbank gespeichert, die mittels des Datenbankprogramms Microsoft Access aufgebaut wurde. Die Belegdatenbank befindet sich auf der beigelegten CD-ROM. Die elektronische Speicherung der Exzerpte bietet viele Vorteile: Zum einen wird das Wiederfinden der gesuchten Belege im Belegkorpus weitgehend erleichtert. Darüber hinaus kann man die Belege mit Hilfe von unterschiedlichen Tools (u.a. Abfrage- und Berichtassistent, Filter), die das Programm bietet, nach unterschiedlichen Kriterien gruppieren sowie eine statistische Auswertung vornehmen.

Auf dieser Etappe der Korpusrecherche war es wichtig, sich dessen bewusst zu sein, welche zusätzlichen Informationen aus dem jeweiligen Text exzerpiert werden sollen. Neben dem Belegtext wurden auch Informationen zu Fundstelle, Modalitätstyp, Funktionen der modalen Zeichen u.a. entnommen, was einerseits eine bessere Verwaltung der Daten, andererseits eine möglichst präzise und detaillierte Auswertung derselben ermöglicht:

ID	Beleg	Textprobe	Fundstelle	Modalität
14	Wuntar ward tho maraz joh filu seltsanaz, gibot iz ouh zi waru ther keisor fona Rumu.	I 11 Exiit edictum a Caesare Augusto et rel.	O. I 11, 1-2	Epistemiz
16	"Thaz si gomman joh wib (in thiu se wollen haben lib, in thiu se thaz giliezen, thaz se erdrihes niezen), Junger joh alter - tharana si er gizalter;	I 11 Exiit edictum a Caesare Augusto et rel.	O. I 11, 7-9	Voluntativ
19	Ellu woroltenti zi mineru henti, so war man sehe in waron sterron odo manon, So wara so in erdente sunna sih biwente - al sit iz brieventi zi mineru henti!"	I 11 Exiit edictum a Caesare Augusto et rel.	O. I 11, 15-18	Voluntativ
21	Unz siu tho thar gistultun, thio ziti sih irvultun, thaz si chind bari zi woralti einmari.	I 11 Exiit edictum a Caesare Augusto et rel.	O. I 11, 29-30	Epistemiz

Record: 7 of 258

Belegdatenbank des Otfrid-Korpus (Ausschnitt)

(iv) In der letzten Phase wurde das Datenmaterial quantitativ und qualitativ ausgewertet, was zur Ergebnissichtung und Formulierung von Schlussfolgerungen führte.

4 Die Charakteristik des erstellten Untersuchungskorpus

4.1 Größe des Untersuchungskorpus

Das Korpus umfasst 99 Textproben und gehört somit zu den kleinen Textkorpora. Diese Textbasis besitzt allerdings für unsere Forschungszwecke einen hohen Wahrheitswert und ist für die definierte Fragestellung völlig ausreichend. Wir gehen daher davon aus, an Hand dieses „bescheidenen“ Korpusmaterials ein zuverlässiges Bild von der Modalität erwerben zu können.

4.2 Das historische Spezialkorpus

Wie in 3.1.1 festgehalten ist, dient das Untersuchungskorpus der Klärung einer sprach-historischen Fragestellung. Im Hinblick darauf handelt es sich um ein historisches Korpus, dessen Texte die deutsche Sprache um die Mitte des 9. Jahrhunderts dokumentieren. Das Korpus ist also dazu bestimmt, einen speziellen Teilbereich der Sprache darzustellen und

erhebt keinen Anspruch, die Sprache in ihrer Gesamtheit zu repräsentieren. Den Inhalt dieses historischen Spezialkorpus bilden einerseits Textproben aus der *Lateinisch-deutschen Tatianbilingue*, andererseits Textproben aus dem *Evangelienbuch* Otfrids von Weißenburg. Die Analyse der Korpus Texte zielt weniger auf die Verfolgung des Sprachwandels im Bereich der Kodierung der Modalität, mehr auf die Aufdeckung synchroner Gemeinsamkeiten und Unterschiede ab.

4.3 Das statistische Probenkorpus

Das Untersuchungskorpus wurde als Probenkorpus angelegt. Es enthält nicht die Gesamttexte, sondern ihre Ausschnitte, sog. Textproben.

Das Untersuchungskorpus bleibt in seiner Gesamtheit und Zusammensetzung unverändert und wird (im Laufe der Beschreibung) um keine zusätzlichen Textproben erweitert, was dem Prinzip der Beständigkeit Rechnung trägt.

4.4 Ein nicht computerlesbares Korpus

Das erstellte Untersuchungskorpus ist kein maschinenlesbares und somit kein elektronisch annotiertes Korpus, was bedeutet, dass die Recherche und sämtliche Sortierungsarbeiten manuell durchgeführt werden mussten. Die Arbeit an nicht-elektronischen Korpora liefert allerdings in keiner Weise wenig zuverlässige Ergebnisse als das Recherchieren in einer computerlesbaren Datenbank. Bei den manuell auszuwertenden Papierkorpora sind ebenfalls solide Resultate zu erwarten. Der Unterschied ist nur der, dass bei elektronisch verfügbarem Sprachgut der Aufwand, der mit der Auswertung und sonstigen Analysetechniken verbunden ist, zum großen Teil entfällt (vgl. Scherer 2006, 5).

Jeder einzelne Beleg wurde daher durch aufmerksames Lesen ausfindig und im Text kenntlich gemacht. Die fehlende (morphologische, syntaktische bzw. semantische) Annotation wurde durch eigenhändig gemachte Kommentare ersetzt:

quod erit omni populo, quia natus est uobis hodie saluator. ⁴ qui est christus dominus In ciuitate dauid, & hoc uobis signum, <u>Inueni</u> & is Infantem pannis Inuolutum. & positum In presepio, & subito facta est cum angelo multitudo militiae caelestis. laudantium deum & dicentium, gloria In altissimis deo. ⁴ & in terra pax hominibus. ⁴ bonae voluntatis, & factum ut discesserunt ab eis angeli In caelum; pastores loquebantur ad inuicem, transeamus usque b&hleem & uideamus hoc uerbum quod factum est. ⁴ quod dominus ostendit nobis.	I magnu[m] 5 10 15 20	ther ist allemo folke. bithiu uuanta giboran ist iu hiutu heilant. ⁴ ther ist christ truhtin In dauides burgi. <u>thaz si iu zi zeichane, thaz ir find</u> kind mit tuochon biuuvntanaz. ⁴ Inti gilegitaz In cripa; tho sliumo uuard thar mit themo engile menigi himilisches heres. ⁴ got lobontiu Inti quedentiu, <u>tiurida si In then hohiston gote.</u> <u>Inti In erdu si sibba mannon.</u> guotes uuillen, uuard tho thaz arfuoron fon In thie engila In himil; tho sprachun thie hirta untar In zuisgen, <u>farames zi b&hleem Inti gisehemes</u> thaz uuort thaz thar gitân ist. thaz truhtin uns araugta.	<p><i>Handwritten notes:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Top left: <i>Fuchs</i> Top right: <i>del. v. 10 / trone /</i> Right margin: <i>das Otrid / in die Tatian</i> Right margin: <i>folgend / Dat. comoli -</i> Right margin: <i>epiden / Otrid /</i> Right margin: <i>verum dicunt /</i> Right margin: <i>subio</i> Right margin: <i>Anscl / Spred /</i> Right margin: <i>vol</i> Right margin: <i>17</i> Right margin: <i>18</i> Right margin: <i>19</i> Right margin: <i>20</i> Right margin: <i>21</i> Right margin: <i>22</i> Right margin: <i>23</i> Right margin: <i>24</i> Right margin: <i>25</i> Right margin: <i>26</i> Right margin: <i>27</i> Right margin: <i>28</i> Right margin: <i>29</i> Right margin: <i>30</i> Right margin: <i>31</i> Right margin: <i>32</i> Right margin: <i>33</i> Right margin: <i>34</i> Right margin: <i>35</i> Right margin: <i>36</i> Right margin: <i>37</i> Right margin: <i>38</i> Right margin: <i>39</i> Right margin: <i>40</i> Right margin: <i>41</i> Right margin: <i>42</i> Right margin: <i>43</i> Right margin: <i>44</i> Right margin: <i>45</i> Right margin: <i>46</i> Right margin: <i>47</i> Right margin: <i>48</i> Right margin: <i>49</i> Right margin: <i>50</i> Right margin: <i>51</i> Right margin: <i>52</i> Right margin: <i>53</i> Right margin: <i>54</i> Right margin: <i>55</i> Right margin: <i>56</i> Right margin: <i>57</i> Right margin: <i>58</i> Right margin: <i>59</i> Right margin: <i>60</i> Right margin: <i>61</i> Right margin: <i>62</i> Right margin: <i>63</i> Right margin: <i>64</i> Right margin: <i>65</i> Right margin: <i>66</i> Right margin: <i>67</i> Right margin: <i>68</i> Right margin: <i>69</i> Right margin: <i>70</i> Right margin: <i>71</i> Right margin: <i>72</i> Right margin: <i>73</i> Right margin: <i>74</i> Right margin: <i>75</i> Right margin: <i>76</i> Right margin: <i>77</i> Right margin: <i>78</i> Right margin: <i>79</i> Right margin: <i>80</i> Right margin: <i>81</i> Right margin: <i>82</i> Right margin: <i>83</i> Right margin: <i>84</i> Right margin: <i>85</i> Right margin: <i>86</i> Right margin: <i>87</i> Right margin: <i>88</i> Right margin: <i>89</i> Right margin: <i>90</i> Right margin: <i>91</i> Right margin: <i>92</i> Right margin: <i>93</i> Right margin: <i>94</i> Right margin: <i>95</i> Right margin: <i>96</i> Right margin: <i>97</i> Right margin: <i>98</i> Right margin: <i>99</i> Right margin: <i>100</i>
--	-----------------------------------	---	--

Der exzerpierte Tatian-Text (Ausschnitt)

4.5 Das Untersuchungskorpus und seine Teilkorpora

Um das Untersuchungskorpus leichter zu handhaben, wurde eine logische Aufteilung der Korpus-texte in zwei Teilkorpora vorgenommen. Das eine Teilkorpus bilden Texte - wie das vorausgehende Kapitel es nahelegen mag - aus der *lateinisch-althochdeutschen Tatianbilingue*, das zweite - Texte aus *Otfrids Evangelienbuch*. Im Tatian-Korpus gibt es insgesamt 43 Textproben. Das Otrid-Korpus ist größer und umfasst 56 Textproben. Die Tatian-Texte sind viel kürzer als die Otrid-Textproben. Die Tatian-Texte umfassen im Durchschnitt ca. 270 Textwörter pro Textprobe, die Otrid-Textproben enthalten durchschnittlich 510 Textwörter.

4.5.1 Das Tatian-Teilkorpus

Das Tatian-Teilkorpus enthält folgende Textproben:

Der Prolog des Lukas (Vorwort)
Der Prolog des Johannes
Zacharias
Die Ankündigung der Geburt Jesu
Die Weihnachtsgeschichte
Besuch der Hirte
Die Anbetung der Magier
Die Flucht nach Ägypten
Der Beginn des Wirkens Jesu in Galiläa
Die Seligpreisungen
Vom Almosengeben
Vom Baum und seinen Früchten
Vom Beten (das Vaterunser)
Vom Fasten
Warnung vor dem Richten
Vom Schätzesammeln und Sorgen
Vom Tun des göttlichen Willens
Die Hochzeit zu Kana
Vom Ernst der Nachfolge
Der Hauptmann zu Kapharnaum
Die Heilung der blutflüssigen Frau und die Auferweckung der Tochter des Jairus
Jesu Wehruf über galiläische Städte
Jesus das Brot des Lebens
Scheidung unter den Jüngern
Jesus und die Samariterin
Rechte Nachfolger
Die Segnung der Kinder
Der reiche Jüngling
Zacheus
Das Gespräch mit Nikodemus
Die Auferweckung des Lazarus
Jesu Salbung durch die Sünderin
Das Abendmahl
Die Verherrlichung und das neue Gebot
Die Tröstung der Jünger
Jesus in Gethsemane
Jesu Gefangennahme
Die Verleugnung Petrus
Jesu Verhör bei Pilatus
Jesu Verurteilung
Jesu am Kreuz
Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena
Jesu Erscheinung vor den Jüngern

4.5.2 Das Otfrid-Teilkorpus

Das Otfrid-Teilkorpus umfasst 56 Textproben:

Buch I

- III. Liber generationis Jesu Christi filii David.*
- IV. Fuit in diebus Herodis regis sacerdos nomine Zacharias.*
- V. Missus est Gabrihel angelus ad Mariam virginem.*
- IX. Elisabeth autem impletum est tempus pariendi.*
- XI. Exiit edictum a Caesare Augusto et rel.*
- XII. Pastores erant in regione eadem.*
- XV. De obviatione et benedictione Symeonis.*
- XVI. De Anna prophetissa.*
- XVII. De stella et adventu magorum.*
- XVIII. Mysticae de reversione magorum ad patriam.*
- XXIII. De predicatione Johannis et baptisma ejus.*
- XXIV. Interrogabant Johannem turbae: quid faciemus?*
- XXV. Venit Jesus a Galilea ad Johannem, ut baptizaretur ab eo.*
- XXVI. Moraliter.*

Buch II

- VI. Item de eodem.*
- VII. Stabat Johannes et ex discipulis ejus duo.*
- VIII. Nuptiae factae sunt in Cana Galilaeae.*
- XI. Prope erat pascha Judaeorum.*
- XII. Erat homo ex pharisaeis Nichodemus nomine*
- XIV. Jesus fatigatus ex itinere.*
- XVI. De octo beatitudinibus.*
- XXII. Nemo potest duobus dominis servire et rel.*
- XXIII. Omnia quaecunque vultis, ut faciant vobis homines et rel.*

Buch III

- II. Erat quidam regulus.*
- IV. Prope erat pascha Judaeorum.*
- VII. Spiritualiter.*
- XII. Venit Jesus in partes Caesareae Philippi.*
- XVII. Perrexit Jesus in montem oliveti.*
- XX. De caeco nato.*
- XXII. Facta sunt encoenia Hierosolimis.*
- XXIII. Erat quidam languens Lazarus a Bethania.*
- XXIV. Venit ergo Jesus et invenit eum jam quatuor dies in monumento habentem.*
- XXVI. Moraliter.*

Buch IV

- II. Ante sex dies paschae venit Jesus Bethaniam et rel.*
- V. Spiritualiter.*
- VII. Item de doctrina domini in monte ad discipulos.*
- XII. Contristatus est Jesus spiritu et dixit eis de traditione ejus.*
- XV. Consolatur discipulos de morte ejus.*
- XVI. Egressus est Jesus trans torrentem Caedron.*
- XVII. Quomodo Petrus abscidit auriculam servi sacerdotis.*
- XVIII. De negatione Petri.*
- XXIII. Duxit Pilatus Jesum derisum ad populum.*
- XXV. Pauca spiritualiter.*
- XXVI. Duxerunt eum, ut crucifigerent; et lamentatio mulierum.*
- XXX. De irrisionibus sacerdotum et omnium praetereuntium.*
- XXXI. Id ipsum et latrones fecerunt.*
- XXXIII. Sol obscuratus est, et tradidit spiritum Jesus.*

Buch V

- I. Cur dominus ignominiam crucis et non aliam pro nobis mortem pertulerit.*
- II. De utilitate crucis.*
- VII. Maria stabat ad monumentum foris plorans.*
- IX. Duo ex discipulis Jesu ibant in castellum.*
- X. Adpropinquabant castello.*
- XVI. De ascensione domini.*
- XIX. De die judicii.*
- XXIII. De aequalitate caelestis regni et inaequalitate terreni.*
- XXV. Conclusio voluminis totius.*

4.6 Die „Architektonik“ des Korpus

Die Quelltexte haben folgende „Architektonik“ des Korpus ergeben: In jedem Teilkorpus befinden sich Textproben, zu denen eine inhaltliche Entsprechung in dem jeweils anderen Teilkorpus vorliegt.

Die übrigen Texte in jedem der Teilkorpora sind inhaltlich heterogen und beinhalten jeweils eine andere Bibelgeschichte. Eine derartige Verteilung der Korpus-texte ist nicht zufällig. Die Analyse der Texte kann nämlich in verschiedene Richtungen vorgenommen werden: Die Texte können „untereinander“, d.h. innerhalb eines Teilkorpus verglichen werden. Man kann sie aber auch mit ihren Entsprechungen aus dem jeweils anderen Vergleichskorpus kontrastieren. Hier ist also zweierlei wichtig: Einerseits wird eine

möglichst präzise Ermittlung der Modalitätsformen bei der Berücksichtigung der Spezifik der Texte erstrebt, andererseits wird bei der korpusübergreifenden Erforschung der Texte der Versuch unternommen, ein tertium comparationis zu finden, das Generalisierungen im Bereich der Kodierung der Modalität in den althochdeutschen Bibeltexten erwerben lässt.

4.7 Eigenschaften des Untersuchungskorpus - Gesamtübersicht

Der Übersicht halber werden die signifikanten Eigenschaften des Untersuchungskorpus in Form einer Tabelle festgehalten (zu den Beschreibungskriterien vgl. Scherer 2006,17):

Kriterien der Beschreibung	Eigenschaften des Korpus
Speichermedium	nicht computerlesbares Korpus
Aufbereitung des Korpus	nicht annotiertes Korpus
Vollständigkeit der Texte	Probenkorpus
Abgeschlossenheit	Statistisches Korpus
Sprachmedium	Korpus der geschriebenen Sprache
Zeitlicher Bezug	Historisches Korpus
Geltungsbereich des Korpus	Spezialkorpus
Anzahl der untersuchten Sprachen	Einsprachiges Korpus

Tab. 1 Zusammensetzung der Eigenschaften des Untersuchungskorpus

TEXTLINGUISTISCHE ANALYSE DER KORPUSTEXTE

5 Epistemizität und epistemische Sprechereinstellungen

5.1. Ausdruck der Faktizität von Sachverhalten

5.1.1 „Narrative Theologie“ und die Faktualität der *dogmata veritatis*

Im Sinn unserer Kultur gilt die Bibel als Sammlung von Glaubenswahrheiten einerseits und als Quelle historischer Fakten andererseits. Über ihre Glaubhaftigkeit wird, sofern man ihren Wahrheitsanspruch ernst nimmt, nicht spekuliert. Des Weiteren stoßen wir auch auf keine Berichte, deren Faktizität bzw. Faktualität durch konjunktivische Formen oder andere modalisierende Mittel relativiert werden (wie etwa *Nach dem dritten Tag sei Jesus angeblich auferstanden* o.ä.).

In der Narratologie wird grundsätzlich zwischen faktualen und fiktionalen Erzähltexten unterschieden (vgl. Schmid 2008, 26 ff.). Diese Typologisierung lässt sich zwar auch auf die Bibeltexte anwenden, doch selbstverständlich ist sie nicht, da die biblischen Texte eher eine Mischform aus dem Faktualen und Fiktionalen darstellen, in der die reale und fiktive Textwelt ineinander verwoben sind und in unterschiedlichem Maß realisiert werden.

Die biblischen (primär) faktualen Texte erzählen über historische Ereignisse, die der Verfasser und/oder die Leser unmittelbar erlebten. Hierher gehören u.a. die autobiographischen Apostelbriefe, in denen der faktuale Status der dargestellten Personen evident ist: Sie sind nicht erfunden, ihre Existenz kann von historischen Quellen bezeugt werden. Daneben gibt es eine Reihe von erfundenen Texten, die in dichterischer Sprache oder in Form einer Parabel über Tatsachen erzählen, die zwar keine historische Relevanz haben, aber eine wichtige Botschaft anschaulich(er) machen. Diese Erzählungen haben den Status eines (primär) fiktionalen Textes, auch wenn die in ihnen dargestellte Textwelt als real gedeutet werden könnte. Die fiktionalen Texte sind Medium der Geschichtsschreibung ebenso wie die faktualen Bibeltexte. Das zeigt sich u.a. in den Schöpfungsberichten in der *Genesis*: Die beiden Schöpfungsberichten, die übrigens in sich widersprüchlich sind, tendieren dazu, eine mimetische Reproduktion von historischen Fakten zu sein. Der Leser schließt dabei nicht aus, dass das Erzählte tatsächlich so passiert sein könnte (vgl. das Prinzip der „ästhetischen Illusion“). Die fiktionale Darstellungsweise und der faktuale

Status des Erzählten sind also zwei weitgehend untrennbare Elemente der biblischen Narratologie.

Das Erzählen hat also in der Bibel - um das Fazit unserer Überlegungen zu ziehen - einen besonderen Stellenwert: Will man von Gott adäquat berichten, muss man von Ihm zunächst und zuvörderst erzählen können (vgl. auch Körtner 2001, 120). Selbst Jesus als Religionsgründer war kein Theoretiker, sondern ein „undogmatischer“ Lehrer, der „einen nicht geringen Teil seines öffentlichen Lebens damit zugebracht hat, Geschichten zu erzählen“ (vgl. Weinrich 1973, 329). Aus dieser Beobachtung zieht Weinrich den Schluss, dass die biblische Theologie keinen argumentativen, sondern eher einen narrativen Charakter hat (ähnlich auch Lohfink 1974, 528 und Rose 2007, 26) und spricht in diesem Sinn von einer „narrativen Theologie“.

Genau das, was Weinrich mit dem Begriff der „narrativen Theologie“ angesprochen hat, begegnet schon im Prolog des Johannes-Evangeliums:

(1)

<i>In principio erat uerbum</i>	<i>16 In anaginne uuas uuort</i>
<i>& uerbum erat apud deum.</i>	<i>17 Inti thaz uuort uuas mit gote.</i>
<i>& deus erat uerbum,</i>	<i>18 Inti got selbo uuas thaz uuort,</i>
<i>hoc erat In principio</i>	<i>19 thaz uuas In anaginne</i>
<i>apud deum, [...]</i>	<i>20 mit gote, [...]</i>
<i>In ipso uita erat</i>	<i>24 thaz uuas In imo lib;</i>
<i>& uita erat lux hominum.</i>	<i>25 Inti thaz lib uuas lioht manno.</i>
<i>& lux In tenebris</i>	<i>26 Inti thaz lioht In finstarnessin</i>
<i>Lucet</i>	<i>27 liuhta. Tat 25, 16-24</i>

Der Autor legt seine *Wort*-Theologie narrativ dar: Durch das präteritale Erzähltempus (*uuas*, *vvurdun*, *liuhta*, *bigriffun*) signalisiert er dem Hörer, dass ein Sachverhalt aus der Vorzeit, aus der Vergangenheit berichtet wird. Zum Erzählen einer Geschichte gehört aber, dass sie im Sinn ihrer chronologischen Ereignisse, „in der zeitlichen Sukzession“ erzählt wird (vgl. Wolf 2002, 13). Es ist hier jedoch schwer, ein zeitliches Nacheinander der dargestellten Sachverhalte zu beobachten und den „Ereignischarakter“ des vergangenen Geschehens zu erkennen. Vielmehr müssen wir annehmen, dass die berichteten Sachverhalte in einem „unspezifizierte[n] Nebeneinander im Rahmen des gleichen Zeitinter-

valls“ (vgl. Schröder 2003, 130) als bloße und allgemein gültige *Fakten* dargestellt werden. Ob nun diese Fakten eine historische Relevanz besitzen, ist sowohl für den Leser als auch für den Erzähler von sekundärer Relevanz. Vielmehr noch: Der Erzähler des Prologs zielt nicht im Geringsten darauf ab, historische Fakten zu vermitteln bzw. die geschichtliche Wirklichkeit in ihrer chronologischen Abfolge zu präsentieren. Sein Interesse liegt vielmehr darin, den Leser in die Erzählwelt hineinzuziehen, mit der er sich identifizieren bzw. auseinandersetzen könnte. Er will, dass der Leser sich mitgerissen in die erzählte Textwelt fühlt, sich als Teil der erzählten Geschichte fühlt. Nur auf diese Weise kann der biblische Text seine überzeitliche Relevanz und Aktualität beibehalten: Die erzählte Bibelgeschichte gilt zu allen Zeiten, damals wie heute und ereignet sich immer wieder aufs Neue.

Viel wichtiger als eine außertextliche „history“ ist hier also der Wahrheitsanspruch der erzählten „story“. Und daran, dass der Erzähler eine wahre (Text)-Welt kreiert, besteht kein Zweifel: Er benützt in seiner Narration keine modalisierenden Mittel, die das Erzählte in seinem Wahrheitsgehalt bzw. Geltungsgrad relativieren würden. Er unternimmt überhaupt „keine besonderen Anstrengungen [...], Propositionen hinsichtlich ihres Geltungsanspruchs zu präzisieren“ (Köller 2004, 448). Die durchweg verwendeten indikativischen Verbformen implizieren, dass sich der Erzähler mit der erzählten Geschichte ganz und gar identifiziert und dass sie aus seiner Sicht real geschehen ist. Auf diese Weise gewinnt die Verkündung der Glaubensinhalte Authentizität: Die Leser nehmen die berichteten Sachverhalte als wahr an.

Aus dem voranstehend aufgeführten Prolog des Johannes-Evangeliums ist zudem zu erkennen, dass der biblische Erzähler ausschließlich Aussage- bzw. Darstellungssätze verwendet: Das finite Verb steht jeweils an der zweiten Position im Satz und es gibt keine interrogativen *w*-Wörter im Vorfeld. Viermal wurde das Vorvorfeld mit der Konjunktion *inti* besetzt, die aber an der ‚syntaktischen Ruhelage‘ (zum Terminus vgl. Behaghel 1903) des Darstellungssatzes nichts ändert, wohl aber dem Hörer signalisiert, wie der Vorgängersatz mit dem Nachfolgesatz verbunden wird. Diese Stellung der Satzglieder wurde hier jedoch nicht durch den ahd. Übersetzer selbst bestimmt, sondern ist weitgehend an die Wortfolge der lateinischen Vorlage angepasst, was übrigens in den interlinearartigen Übersetzungen allgemein ein gängiges Verfahren war. Wie dem auch sein mag, eine

solche Satzgliedstellung ist typisch für die Darstellungssätze, mit denen der Sprecher zum Ausdruck bringt, dass der Sachverhalt als Tatsache gilt und dass die Hörer den dargestellten Sachverhalt glauben sollen.

Der Erzähler zeigt also auf verschiedene Art und Weise, dass er von wahren Fakten berichtet. Auffällig ist jedoch - das sei noch mal gesagt - ein deutliches Fehlen an lexikalischen Signalen, die die temporalen (aber auch lokalen, modalen und kausalen) Umstände und den topographischen Handlungsrahmen der dargestellten Geschichte präzisieren würden. Die latente temporale Adverbialangabe *In anaginne*, die an zwei Stellen vorkommt und eine Art syntaktisches Chiasmus bildet (*In anaginne uuas uuort Z. 16 ... thaz uuas In anaginne Z. 19...*), gibt hier auch nicht die notwendige Auskunft, wann die „Ereignisse“ tatsächlich geschehen sind. Würden wir uns im Rahmen der Valenzgrammatik bewegen, so könnten wir sagen, dass das ahd. Substantiv *anagin*, das dem neuhochdeutschen *Anfang* bzw. *Ursprung* entspricht (vgl. Althochdeutsches Wörterbuch 1995, 87), nicht das erforderliche, valenzbedingte Genitivadjunkt aufweist. Streng philologisch gesehen, bleibt es also weitgehend unklar, wessen Anfang bzw. Ursprung gemeint ist.

Fassen wir zusammen: Die Begleitumstände der dargestellten Fakten sind für den Erzähler von sekundärer Relevanz. Er ist stattdessen um etwas anders bemüht: Der Erzähler will mit Zurückhaltung und äußerster Wortsparsamkeit den Fakten für sich sprechen lassen. Er zieht sich daher in den Hintergrund zurück, ohne seine subjektive Meinung zu den geäußerten Sachverhalten ausdrucksseitig zu signalisieren bzw. die Authentizität der berichteten Sachverhalte in irgendeiner Weise zu beglaubigen. Er sieht auch davon ab, seinem Leser Wahrheitsbeteuerungen jedweder Art aufzuzwingen und ihn zu bestimmten Denkmustern aufzufordern. Wir sind also mit einem Erzähler konfrontiert, der streng faktenorientiert ist und nahezu „ichlos“ wirkt (vgl. Horn 1981, 19). Im Sinne Moores (vgl. Abschnitt 1.5.1 der vorliegenden Arbeit) ist dies die stärkste „Bindung des Sprechers an die Wahrheit des ausgedrückten Sachverhalts“ (vgl. Th. Fritz 2000a, 108).

Schon beim ersten Hinsehen erkennen wir, dass die Realisierung der kommunikativen Ziele des Erzählers durch unterschiedliche stilistische Mittel unterstützt wird. So fällt beispielsweise auf, dass die Sätze polysyndetisch mit der Konjunktion *inti* koordiniert werden, was eine „Hemmung des Redefortschritts“ hervorruft (vgl. Wilpert 1989, 698). Dies

ermöglicht es dem Sprecher, nicht alle Informationen auf einmal zu präsentieren, sondern sie Satz für Satz zu „dosieren“, als hätte der Sprachproduzent im Sinn, den Leser aufzufordern, die dargestellten Fakten mit Besonnenheit und Ruhe zur Kenntnis zu nehmen.

Auch die „antithetische Figuration“ (zum Begriff vgl. Michel 2001, 68 f.), d.h. die Kontrastierung zwei gedanklicher Inhalte spielt hier eine wichtige Rolle:

26 *Inti thaz lioht In finstarnessin*

27 *liuhta.*

Die Abstrakta *lioht* und *finstarnessi* sind metaphorisch zu verstehen: Sie stehen für die Machtbereiche des Guten und des Bösen. Ihre Kontrastierung bekommt hier also einen tieferen Sinn: Gegenübergestellt werden nicht nur zwei substantivische Abstrakta, sondern auch zwei Wirklichkeiten. Auf eine raffinierte, dabei aber einfache und verständliche Weise erklärt der Sprecher die schwer nachvollziehbaren *dogmata veritatis*: Das Gute ähnelt dem *lioht*, das Böse - den *finstarnessi*. So wie das *lioht* alles andere als *finstarnessi* ist, so hat das Gute mit dem Bösen nichts gemein. Der Sprachproduzent hinterlässt den Eindruck, er versteht die Glaubensinhalte und er ist auch sprachlich in der Lage, sie klar darzustellen. Die Leser und Hörer haben keinen Grund, seine Worte in Abrede zu stellen. Vielmehr noch: Sie bleiben keineswegs im Unklaren über die Wahrheit seiner Worte. Sie erkennen in ihm also einen sachkundigen und zuverlässigen Vermittler der Glaubensinhalte.

5.1.2 Der Ausdruck der Faktizität in der erzählten und besprochenen Welt

Der Ausdruck der Faktizität ist in zwei unterschiedlichen zeitlichen Kontexten möglich: in den erzählenden und den besprechenden (zu Termini vgl. Weinrich 1964).

In dem Otfrid-Teilkorpus, in dem ein deutliches Übergewicht an epistemisch relativierten Sachverhalten festzustellen ist, lassen sich unschwer Belege für den Ausdruck der Faktizität in beiden Kontexten finden. Vorläufig sollen die Belege mit dem besprechenden Kontext außer Betracht bleiben. Unser Augenmerk gilt zunächst der Kodierung der Faktizität in der Narration:

(2)

1 *Ward after thiū irscritan sar, [...] ein halb jar,*
2 *manodo after rime thria stunta zuene;*
3 *Tho quam boto fona gote, engil ir himile,*
4 *braht er therera worolti diuri arunti.*
5 *Floug er sunnun pad, sterrono straza,*
6 *wega wolkono*
[...] O. 15, 1-6

Der kurze Text ist für uns insofern wichtig, als hier die prototypische Erzählsituation vorliegt: Es wird ein vergangenes und als faktisch erachtetes Geschehen in zeitlicher Sukzession geschildert. Es soll hier zunächst einmal davon abgesehen werden, ob es sich dabei um eine wahre oder fiktive Erzählwelt handelt. Bekanntlich muss nicht jede erzählte Textwelt a priori vergangen und somit historisch wahr sein (vgl. Weinrich 1964, 111 ff.). Wenn wir im Folgenden etwas als wirklich bzw. als faktisch nennen, so denken wir dabei nur an die erzählte Textwelt, ohne es in Erwägung zu ziehen, ob der Erzählung auch wirklich eine *wahre* Geschichte zu Grunde liegt.

Auch der indikativische Modus, der hier durchweg verwendet wird, unterliegt keinen derartigen Restriktionen. Der Indikativ kann also nicht als *Modus der Wahrheit* missverstanden werden, „mit dem nur wahre Aussagen gemacht werden“ können (vgl. Eisenberg 1998, 157). Warum und was im Indikativ ausgedrückt wird, hängt folglich nicht von der Wahrheit bzw. von der objektiven Realität ab, sondern vom „Horizont des Sprechers (und seiner Partner)“ (vgl. Brinkmann 1971, 369). Qualifiziert der Sprecher einen Sachverhalt als gegeben bzw. als faktisch, so verwendet er den Indikativ, andernfalls greift er nach epistemischen Relativierungsmitteln.

In diesem Sinn lassen sich für unseren Text keine sprachlichen Signale aufführen, die für die Kontrafaktizität, d.h. für die Unwirklichkeit der Sachverhalte sprechen würden. Es gibt ja - soweit zu sehen ist - keinen einzigen Hinweis auf eine vom Sprecher bewusst beabsichtigte Relativierung der Sachverhalte.

Kehren wir aber zur erzählenden Sprechhaltung, die eingangs erwähnt wurde, zurück. Der Sprecher, der hier die Rolle als Erzähler wahrnimmt, berichtet von einem Ereignis: Und zwar signalisiert er dies schon im ersten Satz, mittels der erzählenden präteritalen Verbform *ward*. Dieser erste Satz ist trotz der Stirnstellung des finiten Verbs ein Darstellungs-

satz und dient dazu, den zeitlichen Hintergrund der erzählten Welt zu charakterisieren. Mit dem darauf folgenden Satz, der ebenfalls ein Darstellungssatz ist, bezieht sich der Erzähler auf die dem Leser bereits bekannte Zeit des Geschehens. Zu diesem Zweck verwendet er den Konnektor *tho*, der im Vorfeld des Satzes steht und anaphorisch auf den Vorgängersatz verweist. Somit situiert der Erzähler das dargestellte Geschehen in einem bestimmten zeitlichen Rahmen und verleiht ihm die von ihm gewünschte Authentizität: Auf diese Weise tut er kund, dass der von ihm geschilderte Sachverhalt als wirklich qualifiziert. Dass der Sprecher die geschilderte Proposition als wirklich betrachtet, ist übrigens auch an dem durchweg verwendeten indikativischen Verbmodus, der genuin faktische Inhalte kodiert, erkennbar.

In dem nachfolgenden, asyndetisch angeknüpften Satz, der wiederum ein Darstellungssatz ist, gibt der Erzähler erneut einen Ausschnitt der Wirklichkeit wieder, ohne die Faktizität des Sachverhalts in irgendwelcher Weise zu modifizieren. Diesmal schildert er nicht den zeitlichen, sondern den situativen Hintergrund des erzählten Ereignisses. Der Leser nimmt zur Kenntnis, dass die Ankunft des Engels mit der Verkündung einer „herrlichen Botschaft“ (*diuri arunti*) verbunden ist.

Wie sehen hier, dass die ersten drei Darstellungssätze die Ereignisse in Form eines „Zeitraffers“ präsentieren. Ab Zeile 5, d.h. ab dem vierten Satz fängt dann die Erzählung in zeitlicher Sukzession an: Die jeweiligen Ereignisse werden nicht mehr raffend zusammengefasst, sondern in einem zeitlichen Nacheinander ausführlich dargestellt. So erfahren wir erst jetzt, auf welche Weise der Engel gekommen ist: er legt viele Strecken über *sunnun pad, sterrono straza, wega wolkono* zurück. Die angehäuften Adverbialangaben (stilistisch teilweise durch Alliteration gekennzeichnet) wurden hier nicht zwecks- und absichtsfrei verwendet, sondern haben eine metasprachliche Funktion: Sie lassen darauf schließen, dass der Erzähler mit einem umfangreichen und detaillierten Wissen über die dargestellten Ereignisse versiert ist.

Die Kodierung der Faktualität kommt nicht nur in den erzählenden Kontexten vor. Der Erzähler kann sich von dem Gesagten distanzieren und die Verantwortung dafür einer Figur zuweisen. Von dieser Art sind u.a. folgende Belege:

(3)

*ego sum gabriel qui adsto
ante deum*

*ih bim gabriel thie azstantu
fora gote. Tat. 27, 14-15*

(4)

*Ih bin weg rehtes joh alles redihaftes,
bin ouh lib inti war O. IV 15, 19-20*

Der Erzähler begibt sich jeweils in die Origo einer Figur hinein und lässt sie sprechen. Mit der direkten Rede wird die Erzählsituation „aufgehoben“, wir werden von der Erzählerzeit in die Figurenzeit eingeführt, also in eine Sprechsituation, in der nicht mehr der Erzähler, sondern eine Figur einen Sachverhalt subjektiv, d.h. *hic et nunc* einordnet, erlebt und beurteilt.

Der indikativische Modus, der hier verwendet wird, fungiert als „Modus der Information“ (vgl. Brinkmann 1971, 368 f.): Der Sprecher formuliert den zu vermittelnden Sachverhalt als Information und will, dass die Hörer den dargestellten Sachverhalt als Information, d.h. als wahre Mitteilung zur Kenntnis nehmen. Der Wahrheitscharakter der Information muss gemäß dem Prinzip der Sprachökonomie nicht explizit signalisiert werden, sondern wird im Regelfall „von den Hörern als selbstverständlich vorausgesetzt“ (vgl. Th. Fritz 2000a, 108), es sei denn, die Hörer haben den Grund, zu denken, dass der Sprecher lügt und sie bewusst täuschen will. Dies ist aber in den hier aufgeführten Belegen eindeutig nicht der Fall.

Mit dem indikativischen Modus blockiert also der Sprecher jegliche Geltungseinschränkungen „schon vorab“. Dieses spezifische Modalisierungspotential des Indikativs liegt aber nicht in seiner *Form*, sondern kommt zu tage „kraft Implikation aus bestimmten Konstellationen beim Gebrauch dieser Form“ (vgl. Köller 2004, 449). Der Gebrauch der indikativischen Formen darf also nicht als Zufall erachtet werden, sondern als Teil der kommunikationsorientierten Strategie des Erzählers.

Wir sehen hier auch, dass sich hinsichtlich der Kodierung der Faktizität der indikativische Modus und das präsentische Tempus gegenseitig unterstützen: Der morphologische Komplex Indikativ-Präsens drückt aus, dass die Sachverhalte uneingeschränkt wahr und zu jedem Zeitpunkt relevant sind. Die dargestellten Sachverhalte haben somit eine immerwährende Gültigkeit und sind daher als „zeitlos“ bzw. gnomisch zu qualifizieren.

5.1.3 Der Ausdruck der kausalen Faktizität

Der Sprecher kann die Faktizität eines Sachverhalts auch mittels eines Kausalsatzes, d.h. durch Angabe eines „wirklichen Grundes“ ausdrücken (vgl. Erben 1972, 206). Von dieser Art ist u.a. der nachfolgende Beleg, wiederum aus dem Tatian-Teilkorpus:

(5)

<i>Fuit In diebus herodis regis</i>	25, 29 <i>uuar In tagun herodes thes cuninges</i>
<i>iudee quidam sacerdos</i>	25, 30 <i>Iudeno sumer biscof</i>
<i>nomine zacharias</i>	25, 31 <i>namen Zacharias</i>
<i>de uice Abia</i>	25, 32 <i>fon themo uuehsale abiaes</i>
<i>& uxor illi de filiabus aaron</i>	26, 1 <i>Inti quena Imo fon aarones tohterun</i>
<i>& nomen eius Elisab&h,</i>	26, 2 <i>inti Ira namo uuas elisab&h.</i>
<i>erant autem iusti ambo ante deum</i>	26, 3 <i>siu uuarun rehtiu beidu fora gote</i>
[...]	[...]
<i>& iustificationibus domini sine querela</i>	26, 5 <i>Inti In gotes rehtfestin uzzan lastar,</i>
<i>& non erat illis Filus. eo quod</i>	26,6 <i>Inti ni uuard In sun. bithiu uuanta</i>
<i>esset elisabeth sterilis</i>	26,7 <i>elisab&h uuas unberenti. Tat. 25, 29-26, 7</i>

Die im Text durchweg verwendeten präteritalen Tempusformen signalisieren, dass wir es hier erneut mit einer Erzählung zu tun haben. Diese beginnt *ab ovo* und im Unterschied zum behandelten Johannes Prolog wird sie auch zeitlich situiert (*uuar In tagun herodes thes cuninges Iudeno*), was auf die Wahrheit und Authentizität der geschilderten Ereignisse hindeutet. Zuvörderst bekommt der Leser eine Vorstellung eines Ehepaars dargeboten: Zacharias ist ein Priester und gehört zur Abteilung Abia, während seine Frau namens Elisabeth stammt aus der Priesterfamilie Aarons. Der Erzählung entnehmen wir auch, dass beide sehr fromm sind. Doch die rechte Lebensführung scheint hier kein Garant für ein glückliches und erfülltes Leben zu sein: Durch einen antithetischen Parallelismus (26, 5-26, 6: *Inti... Inti...*) verweist der Erzähler auf die schwierige Familiensituation des Ehepaars, kein Kind zu haben. Diese Tatsache bringt er mit einer anderen in Zusammenhang: Er interpretiert die Unfruchtbarkeit von Elisabeth als den unmittelbaren Grund für den fehlenden Nachwuchs. Die zwei Fakten werden in einem Grund-Folge-Verhältnis festgebunden. Auf diese Weise wird zwischen den beiden Sachverhalten ein Kausalverhältnis hergestellt, das ausdrucksseitig durch die Subjunktion *bithiu uuanta* wiedergegeben wird.

Wir sehen hier, dass der Kausalsatz im Satzgefüge topologisch rechts steht, d.h. der Erzähler gibt zunächst den Folgesachverhalt, erst dann die Begründung dafür an. Außerdem führt der Erzähler für seine im Hauptsatz ausgesprochene Behauptung wirkliche Gründe ein. Damit gibt er zu verstehen, dass seine Argumentation sich auf faktische und nicht - wie es etwa bei den Konditionalsätzen der Fall ist - auf mögliche Indizien (vgl. Erben 1972, 205) stützt. Auch aus diesem Grunde verwendet er die in ihrer Geltung uneingeschränkte indikativische Tempusformen.

Ähnlich verhält es sich mit dem nächsten Beleg, in dem aber - anderes als es in dem voranstehend aufgeführten Textabschnitt ist - eine Ich-Perspektive vorliegt:

(6)

<i>Quoniam quidem multi</i>	<i>1 bithiu uuanta manage</i>
<i>conati sunt ordinare</i>	<i>2 zilotun ordinon</i>
<i>narrationem quae In nobis</i>	<i>3 saga thio In ûns</i>
<i>compl&ae sunt rerum</i>	<i>4 gifulta sint rahhono</i>
<i>sicut tradiderunt nobis</i>	<i>5 so ûns saltun</i>
<i>qui ab initio</i>	<i>6 thie thar fon anaginne</i>
<i>Ipsi uiderant & ministri</i>	<i>7 selbon gisahun Inti ambahta</i>
<i>fuerunt sermonis,</i>	<i>8 uuarun uuortes,</i>
<i>uisum est & mihi assecuto</i>	<i>9 uuas mir gisehan gifolgentemo</i>
<i>a principio omnibus diligenter</i>	<i>10 fon anaginne allem gernlihho</i>
<i>ex ordine tibi scribere</i>	<i>11 after antreitu thir scriben</i>
<i>optime zheophile</i>	<i>12 thû bezzisto theophile Tat. 25, 1-12</i>

Der Kausalsatz, der ebenfalls mit der Subjunktion *bithiu uuanta* eingeleitet wird, geht dem übergeordneten Satz voraus und ist - seiner Stellung im Satzgefüge nach - ein Vordersatz. Das bedeutet, dass der Sprecher zunächst den Grund, dann die daraus resultierende Folge thematisiert. Derartige Stellung der Teilsätze ist stilistisch markiert und dient dem Aufbau der Spannung: Welche Folgen die angegebenen Gründe verursacht haben, wird erst im Laufe des Textes bekannt gegeben.

Eine derartige Topologie des Kausalsatzes hat noch eine andere Funktion: Mit dem Kausalsatz fasst der Sprecher die Ereignisse, die sich in der Vorgeschichte ereignet haben, zusammen. Der Rückgriff auf das vorher Geschehene ist für den Erzähler deshalb wichtig, weil er damit einen erklärenden Kontext für die nachfolgende Handlung angibt und somit

die Grundlage für die Erzählung bildet. Dem Leser wird klar, dass der Sprecher sich entschieden hat, einen Bericht niederzuschreiben und dass diese Entscheidung durch faktische, in der Vergangenheit stattgefundene Begebenheiten motiviert ist. So objektiv die Gründe auch sein mögen, ist die Entscheidung des Erzählers trotzdem subjektiv, was u.a. der Dativus iudicantis *mir* in Zeile 9 signalisiert. Wir sehen hier, dass der Erzähler die Gründe für sein Vorhaben nicht nur angibt, sondern auch seine Beurteilung diesbezüglich ausdrückt. Der Dativus iudicantis verweist metasprachlich auf den Erzähler als die urteilende Instanz: „Nach meinem Urteil war es notwendig, dies zu machen“. Die Aussage des Erzählers ist also einerseits eine Faktenmitteilung, andererseits enthält sie ein explizites, ausdrucksseitiges Signal der sprecherbezogenen Qualifizierung der mitgeteilten Sachverhalte.

Fassen wir kurz zusammen: Wir haben gesehen, dass bei der Darstellung von biblischen Sachverhalte der Sprecher stets darum bemüht ist, eine maximale Objektivität seines Berichts zu erreichen. Er lässt daher alle Spekulationen außer Acht, problematisiert die Sachverhalte nicht und bezieht sich nur auf zuverlässige Informationsquellen. All das legt den Lesern nahe: Es kann sich hier keinesfalls um die Lüge bzw. den Betrug handeln, sondern um faktische Tatbestände, um Glaubenswahrheiten.

Eine wichtige Rolle spielt dabei die Wahl des Verbmodus. In der Mehrheit aller Fälle wird der Indikativ verwendet, mit dem der Sprecher eine „uneingeschränkte Wahrheit der Proposition“ ausdrücken (vgl. Th. Fritz 2000b, 87) und seine Gewissheit signalisieren will. Der Indikativ ist „also keineswegs so neutral wie es auf den ersten Blick erscheint“ (vgl. Köller 1994, 449). In der Sprachwissenschaft vertritt man oft den Standpunkt, der Indikativ sei nicht völlig merkmallos (vgl. Donhauser 1987, 59). So hat der Satz *uuar In tagun herodes thes cuninges Iudeno sumer biscof* keine zeichenhaften Modalitätssignale. Trotzdem qualifiziert der Hörer ihn als faktisch, weil der indikativische Modus alle möglichen Geltungseinschränkungen vorweg ausschließt und weil er - im Sinne der Grice'schen „Maxime der Qualität“ - präsupponiert, dass der sachkundige „Sprecher ihm nicht bewusst die Unwahrheit sagt“ (vgl. Raible 1980, 214). Wir nehmen also stets „Wahrheit als Norm“ (vgl. Frey 1965, 73).

5.2. Die epistemische Modalisierung eines Sachverhalts

5.2.1 Der Ausdruck und die Beteuerung der Wahrheit

Die epistemischen Formen zur Wahrheitsbeteuerung begegnen hauptsächlich im Otfrid-Teilkorpus. Im Tatian-Teilkorpus gibt es nur einige wenige Belege dafür, die vor allem als idiolektale Besonderheit in der Sprache Jesu vorkommen und in den meisten Fällen das hebräische *Amen*-Wort wiederzugeben versuchen. Diese Problematik soll später gesondert behandelt werden.

Im Folgenden wollen wir uns aber auf die Formen der Wahrheitsbeteuerung konzentrieren, die bei Otfrid begegnen. Sie lassen sich, je nachdem auf welcher Textebene sie vorkommen, in zwei Gruppen einteilen, was die unten angeführten Belege - trotz der Knappheit - erkennen lassen:

(7)

*Wuntar ward tho maraz joh filu seltsanaz,
gibot iz ouh **zi waru** ther keisor fona Rumu. O. I 11, 1-2*

(8)

*"Ih ni haben", quad siu, "**in war** wiht gommannes sar." O. II 14, 49*

In dem ersten Textbeispiel handelt es sich um den Ausdruck der Wahrheit auf der Ebene der Erzählerrede, im zweiten um die epistemische Modalisierung auf der Ebene der Figurenrede.

Es lässt sich hier aber auch eine dritte, metakommunikative, Textebene heraussondern, auf der der Erzähler direkt zu seinem Leser spricht. Auch hier oder - besser gesagt - besonders hier kommt es zu der epistemischen Modalisierung. Die folgenden Belege veranschaulichen die obigen Überlegungen besonders deutlich:

(9)

***Ih sagen thir in wara:** er fand thar mezalara,
joh ouh munizara in war so fand er sizzente thar. O. II 11, 7-8*

(10)

***Thu lisist hiar in alawar:** then sun then doufta man thar;
thar sprah ther fater, **so thu weist;** thiu duba was ther gotes geist. O. I 26, 7-8*

Es fällt auf, dass die modalen Aussagen über die Textwelt hinausgehen und nicht auf die Textweltreferenten, sondern intentional auf den Leser bzw. Hörer gerichtet sind. Sie fungieren daher - um das Fazit unserer späteren Überlegungen hier vorwegzunehmen - als persuasive Mittel, als Mittel der bewussten Einflussnahme, mit Hilfe deren der Erzähler die Sichtweise der Rezipienten zu steuern versucht. Vorläufig soll diese Problematik nicht weiter diskutiert werden. Erst im Kapitel 6.8 wird auf die persuasiven Kommunikationsstrategien ausführlicher eingegangen.

5.2.1.1 Die Beteuerung der Wahrheit auf der Ebene der Erzählerrede

Unser Augenmerk gilt nun den Wahrheitsmarkern auf der Ebene der Erzählerrede. Es sei zunächst auf die folgenden Textbeispiele hingewiesen:

(11)

*Wanta druhtin **in war** er sah ubar inan sar,
bigonda er inan scowon ginadlichen ougon O. IV 18, 41-42*

(12)

*Yrkanta tho ther fater sar theiz thiu zit was **in war**,
thaz imo iz druhtin so giliaz, thia selbun ganzida gihiaz; O. III 2, 35-36*

(13)

*Ni firliaz sih Krist **in wara** in thero liuto fara.
tho zi themo sinde; sie warun imo kunde. O. II 11, 61-62*

(14)

*Druhtin selbo **in wara** gang sar in eina fiara,
er joh sin githigini suntar fon ther menigi. O. III 4, 41-42*

Offenkundig hat hier der Erzähler nicht vor, die Sachverhalte neutral und objektiv darzustellen: In die Darstellungssätze sind jeweils modalisierende Elemente eingebettet, sprich wir haben hier modalisierte Darstellungssätze vor uns. Mit derartigen Sätzen will der Erzähler die Welt bzw. um - mit Wolf (1994, 211) zu sprechen - die „Diskurswelt“ nicht nur versprachlichen, sondern er will vor allem seine Stellungnahme diesbezüglich abgeben oder - um unsere Überlegungen auf den Punkt zu bringen - den „Existenzwert“ (vgl.

Coseriu 1987, 90) dieser Welt und ihrer Konstituenten (Geschehnisse, Situationen und Figuren) kommentieren.

Wir sind hier also mit einer prototypischen epistemischen Situation konfrontiert, in welcher den Wahrheitswert der geäußerten Proposition ausdrückseitig, und zwar jeweils durch die Präpositionalphrase *in war(a)* signalisiert wird. Das Glossar der Sprache Otfrids (=GSO) (1881, 662) gibt zum Lemma *in war(a)* folgendes Interpretament an: ‚führwahr, in Wahrheit, sicher‘. Nun wissen wir, wie die Form funktional-semantisch einzuordnen ist. Es bleibt aber zu fragen, welchen syntaktischen Status sie aufweist. Valenzgrammatisch gesehen realisieren die Präpositionalphrasen keine Ergänzungen, sondern Angaben. Sie sind daher als verbunabhängige Supplemente anzusehen, die dem Restsatz frei zugeschlagen sind (vgl. Wolf 2007, 279). Allerdings haben sie im Unterschied zu Adverbialangaben nicht die Funktion „einen Sachverhalt zeitlich oder räumlich zu situieren oder in einen Ursache-Wirkung-Zusammenhang zu stellen“ (vgl. Wolf 2007, 279) stattdessen bringen sie - wie eingangs angekündigt - subjektive Einstellung des Erzählers zu dem dargestellten Sachverhalt zum Ausdruck und sind auf Grund dessen als *Modalitätsangaben* einzuordnen. Modalitätsangaben können - wie wir gerade gesehen haben - in Form von modalisierenden Präpositionalphrasen realisiert werden, aber auch als Modalwörter wie etwa: *giwaro* vorkommen:

(15)

Er yrriht iz sciaro joh harto filu ziario
thes thritten dages, so er gihiaz, joh then tod ouh zistiaz;
Er al iz umbithahta joh fastor gistatta
(giwaro ist thaz bithenkit), theiz elichor ni wenkit. O. II 11, 49-52

Mit Hilfe des Prädikationstests lässt sich ohne weiteres ermitteln, dass die Modalitätsangaben, wie auch immer sie realisiert werden, komplexe Prädikationen kondensieren und somit den Status „kondensierte[r] Einschätzungssätze“ haben (vgl. Skript zum Sprachwissenschaftlichen Seminar II 2002, 34):

(16)

Er tho in alawari then liutin deta mari,
thaz iz was ther heilant ther inan thes seres inbant. O. III 4, 47-48

(17)

*Thes dages was in wara sambazdages fira,
tho druhtin thio unganzi nam fon themo kumigen man. O. III 4, 33-34*

Die Modalitätsangaben *in alawari* und *in wara* lassen sich ohne weiteres in selbständige Prädikationen überführen:

(16^ˆ)

Ich (als Erzähler) halte es für wahr/wirklich,
↓
dass er da dem Volk kund tat, dass...

(17^ˆ)

Ich (als Erzähler) halte es für wahr/wirklich,
↓
dass an diesem Tag Sabbatfeier war.

Die Prädikationsprobe kann hier nicht nur als beweiskräftiger Test zur Ermittlung von Modalitätsangaben erachtet werden. Mit Hilfe der hier durchgeführten Transformationen haben wir auch ermittelt, dass die Sachverhaltsproposition in die epistemische Einstellungsproposition inkludiert wird (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 180 f., die an zahlreichen Beispielen demonstriert, dass dieser Mechanismus auch für die emotive Einstellungsproposition plausibel ist, etwa: *Es geht ihm gottseidank/erfreulicherweise/ glücklicherweise heute wieder gut* etc.). Dies lässt darauf schließen, dass die Modalitätsangaben oberhalb der jeweiligen Satzproposition angesiedelt sind und anderen sprachlichen Ebenen angehören als der Restsatz. Sie sind deswegen als „Hyperpropositionen“ einzustufen (vgl. Wolf 2007, 279). Unter Umständen könnte man die Formen *in alawari* und *in wara* auch als Regentia behandeln, deren Leerstellen - anders als es bei den prototypischen regierenden Elementen der Fall ist - durch komplexe, satzförmige Phrasen besetzt werden müssen. Wie dem auch sein mag, es ist stets davon auszugehen, dass die Modalitätsangaben vom Typ *in alawari* bzw. *in wara* nichts zum propositionalen Aussagegehalt beitragen, wohl aber metakommunikativ auf das Sprecher-Ich, seine Einstellungen und Ansichten „referieren“, *expressis verbis*: sie ermöglichen sprechendem Ich, den Sachverhalt von seiner Perspektive aus darzustellen.

Mit den folgenden Belegen wollen wir unseren Schwerpunkt auf ein anderes Phänomen verlagern:

(18)

*Unz er fuar ahtonti thes selben wortes mahti,
gagantun imo blide thie holdun scalka sine;
Zaltun imo ouh innan thes thrato filu liebes,
thaz **rehto in alawari** sin sun gineran wari. O. III 2, 25-28*

(19)

*Thiu muater horta thaz tho thar; si wessa **thoh in alawar**,
thaz iru thiu sin guati nirzigi thes siu bati. O. II 8, 23-24*

Wir haben hier es mit einer Duplizierung der modalen Ausdrücke zu tun. Diese Verdopplung hat zweifelsohne einen metakommunikativen Charakter: Der Erzähler will seiner Aussage zusätzlichen Nachdruck verleihen. In (18) sind die modalen Ausdrücke unterschiedlich funktional belastet: Als Hauptträger der epistemischen Bedeutung ist die modalisierende Präpositionalphrase *in alawari* in Betracht zu ziehen, der Adverb *rehto* hat hier wohl nur eine Stützfunktion.

Anders verhält es sich mit dem Textbeispiel (19), wo das Modalisierungspotential der Formen *thoh* und *in alawar* gleich stark einzuschätzen ist. Allerdings bringen die Formen unterschiedliche modale Bedeutungen zum Ausdruck. Die Partikel *thoh*, wie Hentschel (1986a, 41 ff.) nachgewiesen hat, kann (muss aber nicht) einen adversativen Charakter haben. Zur Feststellung, ob es sich in unserem Textbeispiel um Adversativität handelt, müssen wir uns zunächst den situativen Kontext in Erinnerung rufen, in dem die Aussage gemacht worden ist. Es handelt sich dabei um den wohl sehr gut bekannten Dialog zwischen Maria und Jesus bei der Hochzeit zu Kana. Das Gespräch beginnt, nachdem Maria in Erfahrung gebracht hat, dass der Wein, der den Hochzeitsgästen bereit gestellt wurde, ausgegangen ist. Sie wendet sich an ihren Sohn, dem Brautpaar aus der Verlegenheit zu helfen. Nachdem Jesus nur zögernd auf Marias Bitte reagiert, „die peinliche Situation zu beheben“ (vgl. Masser 1996, 1), holt der Erzähler sofort zu folgender Feststellung aus: *si [Maria] wessa thoh in alawar, thaz iru thiu sin guati nirzigi thes siu bati*. Es fällt auf, dass die Partikel *thoh* an einer charakteristischen Stelle im Text vorkommt, an der die abweisende Reaktion Jesu auf den festen Glauben Marias trifft. Marias Vertrauen auf den

Beistand ihres Sohnes steht also in einem Widerspruch zu dem, was sie von ihm als Antwort bekommen hat: *Wib, ich zellu thir ein, waz drift sulih zi uns zuein?* (vgl. O. II 8, 17). Die zitierte Belegstelle ist also adversativ zu interpretieren und die Partikel *thoh* intensiviert zusätzlich diese Lesart.

Wir sehen hier, dass die Partikel *thoh* kaum etwas mit der Beteuerung der Wahrheit der Aussage zu tun hat. Sie signalisiert eher die Gewissheit des Sprechers, dass etwas tatsächlich geschieht, obwohl es „im Gegensatz zu einer anderen, früheren Meinung oder Äußerung steht“ (vgl. Wolf 2009b, 230). Erst mit der Modalitätsangabe *in alawar* wird den Faktizitätscharakter der Sachverhalte qualifiziert.

Die Anhäufung der modalen Formen lässt auf eine wichtige Distributionstendenz schließen: Die modalisierenden Ausdrücke können zusammen gebraucht werden und sich funktional gegenseitig unterstützen.

Einen ähnlichen Fall haben wir in (20) vorliegen:

(20)

*Gistuant gener [...] thenken, thaz er wolti wenken,
thoh sluag er imo in wara thana thaz zesua ora. O. IV 17, 5-6*

Auch hier benutzt der Erzähler zwei modale Ausdrücke, wobei er mit der Partikel *thoh* wiederum auf eine Adversativität der Sachverhalte verweist, während er mit der modalisierenden Präpositionalphrase *in wara* die Wirklichkeit des Geschehens betont.

Ein Problem muss allerdings noch erörtert werden. Wir haben uns bis jetzt hauptsächlich auf die Partikeln und Modalitätsangaben konzentriert. Nun scheint uns aber auch sinnvoll, nicht nur die einzelnen Ausdrücke als Beteuerungsformeln ins Auge zu fassen, sondern auch die ganzen Sätze. Sehen wir uns also den folgenden Satz aus dem oben angeführten Textbeispiel (20) an:

si wessa thoh in alawar

Man kann davon ausgehen, dass die Wahrheit bzw. - etwas allgemeiner gesagt - die Modalität nicht nur durch die Formen *thoh* und *in alawar* ausgedrückt wird, sondern auch durch das epistemische Verb *wizzan* kodiert werden kann: Etymologisch gesehen liegt

dem Verb *wizzan* die idg. Wurzel **uid-* „sehen“ (vgl. Kluge 1963, 866) zu Grunde, was als modal (re-)interpretiert werden kann: Das, was man sieht bzw. gesehen hat, hält man (naturgemäß) für wahr.

Wir haben hier also einen Fall vor uns, bei dem im Grunde alle Elemente des Satzsyntagmas ein Modalisierungspotential aufweisen, so dass es möglich ist, von modalen Beteuerungssätzen zu sprechen. Derartige Kollokationen (*wizzan* + Modalwort/ Präpositionalphrase) sind bei Otfrid keine Seltenheit. Ebenso sind die Verba dicendi wie *quedan*, *sagēn*, *zellēn* (vgl. Belege unten) recht häufige Kollokationspartner zu den modalisierenden Ausdrücken *in (ala)war(a)*, *giwisso* etc. (vgl. auch Althochdeutsches Wörterbuch 1968, Bd. I, 191).

Auch im nächsten Beleg

(21)

*Giwisso thaz ni hiluh thih: thar sorget mannlih bi sih,
bi sines selbes sela; nist wiht in thanne mera. O. V 19, 51-52*

liegt eine Kombination von modalisierenden Ausdrücken vor. Durch den metakommunikativen Satz *Giwisso thaz ni hiluh thih* bekräftigt der Erzähler sein Vorhaben, dem Hörer einen vollständigen Bericht über eine Tatsache (über die Hölle) zu erstatten. Er will vor ihm nichts verheimlichen, sondern bemüht sich, die Fakten möglichst lückenlos darzustellen. Dadurch warnt er den Hörer außerdem indirekt vor Konsequenzen eines unmoralischen Lebens.

Im Anschluss an die obigen Überlegungen wollen wir uns einem anderen Typ der Beteuerungssätze zuwenden, zu dem uns das folgende Textbeispiel führt:

(22)

*53 Thiz zeichan deta druhtin Krist mennisgon zi erist,
54 sid er hera in worolt quam joh mannes lichamon nam.
55 Er ougta sina kraft thar joh sina guallichi, **theist war**;
56 tho giloubtun ekordi eine thie jungoron sine. O. II 8, 53-56*

In diesem kurzen Text überwiegen präteritale Tempusformen (*deta*, *quam*, *nam*, *ougta*, *giloubtun*), es handelt sich also dabei um eine Narration. In Zeile 55 wird die Progression

der Erzählung jedoch unterbrochen: Der Erzähler wechselt die erzählende Tempusform gegen die besprechende und holt zu einem kurzen Kommentar (*theist war*) aus, den er durch die Präsensform von dem narrativen, „linear verlaufenden Informationsfluss“ deutlich absetzt. (vgl. Grosse 1987, 814). In Forschung und Lehre werden derartige satzgrammatisch bzw. strukturell selbstständige Sätze als Parenthesen bezeichnet (vgl. Bassarak 1987, Grosse 1987, Greule 1998; 2007, Schreiter 1991; Schwerdt 2000 et al.). Wir haben also hier einen Fall vor uns, bei dem die Wahrheit der geschilderten Sachverhalte außerhalb der Narration markiert wird. Auch wenn das modale parenthetische Satzsyntagma zum narrativen Teil nicht direkt gehört, so doch ist es in der Erzählung textlich und inhaltlich integriert, und zwar durch das Demonstrativum *thaz*, das bisweilen - und genau dieser Fall liegt hier vor - als kontrahierte Form (Kontraktion aus *thaz* und *ist*) erscheint. Dieses prosententiale Demonstrativum tritt in anaphorischer Funktion auf: Es referiert also auf den vorausgehenden Satz.

Die Struktur der hier behandelten Parenthese gleicht im Grunde der des einfachen Darstellungssatzes. Dass die hier behandelte Parenthese auch ein einfaches Satzsyntagma ist, lässt sich auch mittels der syntaktischen Analyse feststellen: Der verbale Kern wird durch das Kopulaverb *wesan* realisiert, das zwei Leerstellen eröffnet, die zum Einen von der Nominativergänzung *thaz*, zum Anderen von der adjektivisch realisierten Prädikativergänzung *war* besetzt werden.

Die parenthetischen Wahrheitssignale können zudem von unterschiedlicher Länge sein und eine beliebige Stelle im Text einnehmen. In (22) rückt die epistemische Konstruktion *theist war* am Ende der zweiten Halbzeile. Bisweilen begegnen auch Parenthesen, die die ganze (Halb-)Zeile ausfüllen (vgl. Belege unten). Letzter Umstand lässt darauf schließen, dass die Markierung der Wahrheit keine marginale, nur am Rande vorkommende Erscheinung ist, sondern ein wichtiges Phänomen darstellt, das auch textlich viel Raum in Anspruch nimmt. Da jedoch die parenthetischen Wahrheitsbeteuerungen prototypisches Phänomen der mündlichen Kommunikation sind (fester Bestandteil „einer Grammatik des Dialogs“ vgl. Metzler Lexikon Sprache 2005, 474), werden sie im Kapitel zur Figurenrede ausführlicher behandelt, so dass sich hier ihre weitere Erörterung weitgehend erübrigt.

Die Markierung der Wahrheit ist im Sinne der Grice'schen „Maxime der Qualität“ weitgehend redundant und wird als Verstoß gegen das Prinzip der Sprachökonomie, gegen das Prinzip der „präsupponierten Wahrheit“ angesehen. Warum benutzt der Erzähler also

die Wahrheitssignale? Der Erzähler ist sich dessen bewusst, dass die von ihm geschilderten Sachverhalte unterschiedlich rezipiert, d.h. in unterschiedlichem Grade wahr und ernst genommen werden können. Vor diesem Hintergrund können die epistemischen Wahrheitsmarkierungen nur *eine* Aufgabe haben: sie unterstützen das Bestreben des Erzählers, dem Rezipienten die richtige Sichtweise und Interpretation der biblischen Fakten nahezu legen. Dies hat allerdings nicht zu bedeuten, dass dem Leser ein konkretes Verständnis der dargestellten Sachverhalte aufgezwungen wird und dass er in seiner Rezeptionstätigkeit eingeschränkt wird. Die Entscheidung, ob und inwieweit der Rezipient den Hinweisen des Erzählers folgt, liegt ausschließlich bei ihm. Der Erzähler will den Prozess der Rezeption nur insofern beeinflussen, als er dem Rezipienten klare Instruktionen und Anweisungen erteilt, wie er mit den dargestellten Sachverhalten umzugehen hat bzw. worauf er die Schwerpunkte setzen muss.

Wir sind hier also mit einem auktorialen und allwissenden Erzähler konfrontiert, der nicht mit den „Normalsterblichen“ aus dem Volk gleichzusetzen ist, sondern ihnen in intellektueller, moralischer und geistiger Hinsicht weit überlegen ist. Die Distanz zwischen dem Erzähler und dem Autor scheint aufgehoben zu sein, was unmittelbar darauf schließen lässt, dass wir hier eine weitgehende Transformation des Autors zum Erzähler vor uns haben.

5.2.1.2 Der Ausdruck der Wahrheit auf der Ebene der Figurenrede

Oben wurde bereits erörtert, warum der Erzähler die Wahrheit seiner Aussagen explizit manifestiert. Dass die Signalisierung der Wahrheit auf der Ebene der Figuren durch andere Faktoren bedingt ist und auch eine andere kommunikative Funktion hat, gilt als selbstverständlich. Die Ebene der Textfiguren bildet ja eine andere Kommunikationsebene als die, auf welcher der Erzähler zu seinem Leser bzw. Hörer spricht. Schon aus diesem Grunde erscheint uns sinnvoll, die Wahrheitssignale nach den jeweiligen Ebenen zu klassifizieren. Freilich lassen sich die Wahrheitsmarkierungen auf der Ebene der Figuren in weitere Untergruppen einteilen. Die Korpusrecherche hat beispielsweise ermittelt, dass die Wahrheitssignale in unterschiedlich arrangierten Sprechsituationen (in Dialogen bzw. Monologen) begegnen und - was noch wichtiger ist - dass sie vor allem in der Sprache Jesu

vorkommen. Legt man dies als Kriterium zur Einteilung der Formen zu Grunde, erhält man folgendes Bild:

- (1) Wahrheitssignale, die in der Sprache Jesu vorkommen
- (2) Wahrheitssignale, die in der Sprache aller übrigen Figuren begegnen

Derartige Typologie mag trivial wirken, ist aber für unsere Zwecke deshalb wichtig, weil man nämlich beobachtet hat, dass sich die erste Gruppe der Beteuerungsformen als idiolektale Elemente erfassen lassen, welche sich deutlich von den übrigen unterscheiden, sowohl was ihre Zahl als auch sprachliche Gestaltung anbelangt. Das folgende Textbeispiel veranschaulicht die obigen Überlegungen besonders deutlich:

(23)

61 „**Wib**“, *quad er [Jesus], "ih sagen thir, thaz giloubi thu mir:*
62 *quement noh thio ziti mennisgon bi noti,*
63 *Thaz ir noh hiar noh ouh thar ni betot then fater, thaz ist war.*
64 *giwisso, ir betot alla frist thaz iu unkundaz ist;*
65 *Wir selbe beton avur thar thaz wir wizun alawar;*
66 *wanta heil, so ih redion, thaz quimit fon then Judion. O. II 14, 61-66*

Der kurze Text, der einen Ausschnitt aus dem Monolog Jesu am Jakobusbrunnen darstellt, besteht insgesamt aus sechs Langzeilen. Die modalen Ausdrücke kommen insgesamt neun Mal vor, im Durchschnitt anderthalb Mal pro Zeile. Dreimal füllen sie die ganze Halbzeile aus, dreimal kommen sie innerhalb einer Zeile samt anderen Wortgruppenlexemen vor. Diese Zahlenspielereien, die wir an dieser Stelle abbrechen, bestätigen weitgehend, dass wir hier mit einer Kumulation der modalisierenden Ausdrücke zu tun haben: Neben den Wahrheitsbeteuerungen *thaz ist war*, *giwisso*, *thaz wir wizun alawar* begegnen auch andere metakommunikative Beteuerungsformeln wie *thaz giloubi thu mir*, *ih sagen thir* und *so ih redion*. Auch die direkte Anrede (*wib*) kann hier als modal angesehen werden: Sie weist metasprachlich auf den autoritären Tonfall, in dem der Protagonist spricht.

Im Mittelpunkt unseres Interesses stehen aber die Wahrheitsbeteuerungen, die hier unterschiedlich realisiert werden: in Zeile 63 begegnet ein parenthesenartiger Einschub, in Zeile 64 liegt ein Modalwort vor, in Zeile 65 dagegen ein modaler (Beteuerungs-)Satz.

Der Kommentar *thaz ist war* wird an das Ende des Trägersatzes verschoben, auf den mit dem prosententialen Demonstrativum *thaz* anaphorisch referiert wird. Wir sehen hier, dass der Sprecher nicht - wie es bei den Parenthesen oft der Fall ist - mitten in der Satzkonstruktion zu einer metakommunikativen Bemerkung ausholt, sondern seine kommentierenden Überlegungen als Nachtrag (d.h. außerhalb der Verbalklammer) einblendet. Das modale Satzsyntagma *thaz ist war* steht also sowohl hier als auch in allen übrigen Fällen, die im Korpus begegnen, immer am Versende, in den meisten Fällen immer am Ende des ersten Halbverses. Die Unterbringung derartiger metakommunikativer Äußerungen möglichst weit rechts, d.h. möglichst am Ende einer Aussage bzw. einer Satzkonstruktion ist wohl kein Zufall. Die Position am Ende eines Syntagmas ist die „emphatische“ Stelle (vgl. Erben 1972, 270 ff.) bzw. - um mit Drach (1963, 18) zu sprechen - die „Eindrucksstelle“, in die der Sprecher die Zeichen „mit dem höchsten Mitteilungswert“ platziert (vgl. Erben 1972, 274). Die letztgenannten Worte kommen beim Hörer mit besonderem Nachdruck an und verbleiben in seinem Kurzzeitgedächtnis länger und fester, so dass man auch sagen kann, der Sprecher setzt „mit zweckbewusster Absicht [...] den stärksten Trumpf ans Ende“ (vgl. Drach 1963, 17). Die Tendenzen zur Anordnung der Informationen nach ihrem kommunikativen Wert begegnen also schon bei Otfried, wobei, wie man sieht, die gewichtigsten Stellen, die „Eindrucksstellen“, vor allem durch die Wahrheitsmarker besetzt werden.

In der nächsten Zeile des behandelten Textes kommentiert der Sprecher seine Aussage aufs Neue, diesmal mit Hilfe des Modalworts *giwisso* (das GSO 1881, 237 notiert zum Lemma *giwisso* Folgendes: ‚sicherlich, bestimmt, zuverlässig, unzweifelhaft, in der That‘), diesmal jedoch rückt das Modalwort an die Spitze des Satzes, in die sog. „Ausdrucksstelle“ (vgl. Drach 1963, 17), die prototypisch nicht Hörer-, sondern *sprecherbezogen* ist (vgl. Erben 1972, 270; Behaghel 1932, Bd. 4, 8). Der Sprecher stellt also diesmal das für *ihn* Sinnwichtigste an die Erstposition im Satz, wobei diese betonte Spitzenstellung vor allem „der Erregung des Sprechenden“ entspringt (vgl. Behaghel 1932, Bd. 4, 8).

Wir sehen hier, dass die Epistemizität und Emotionalität eng miteinander verbunden sind und dass sie beim Aufbau des Satzes eine große Rolle spielen. Interessant ist auch, dass in der „Ausdrucksstelle“ nicht die *Wahrheitsmodalität*, die eher Hörerbezogen ist, sondern die *Gewissheitsmodalität*, die primär sprecherbezogen ist, ausgedrückt wird.

Wir haben hier also einen Fall vor uns, bei dem der Sprecher vom Ausdruck der Wahrheit zur Signalisierung der Gewissheit übergeht und seine „Sicherheit über die Wahrheit“ in den Vordergrund stellt.

Die Modalität kann - wie schon in 5.2.1.1 angedeutet - mit einem Beteuerungssatz ausgedrückt werden. Und genau diesen Fall haben wir hier vor uns: Der Satz *thaz wir wizun alawar*, der hier, syntaktisch gesehen, als Relativsatz auftritt, beinhaltet prototypische modalisierende Kollokationspartner: das epistemische Verb *wizzan* und das Modalwort *alawar*. Wir haben uns vorgenommen, derartige Kollokationen als ein Ganzes zu behandeln und unter dem Begriff „modaler Beteuerungssatz“ zu subsumieren. Stilistisch gesehen, bildet der modale Beteuerungssatz mit dem Relativsatz in Zeile 64 einen antithetischen Parallelismus: *thaz iu unkundaz ist* versus *thaz wir wizun alawar*, so dass der Kontrast zwischen den Sachverhalten noch schärfer zum Ausdruck kommt.

Die ausdrucksverstärkenden Formen vom Typ *thaz giloubi thu mir, ih sagen thir* und *so ih redion* dienen der Hörerlenkung, sprich sie weisen darauf hin, was besonders beachtet werden muss.

Eine interessante Analyse lässt insbesondere die vom Sprecher zuletzt verwendete Formel *so ih redion*, die in einer „Parenthesennische“ platziert wurde (zum Terminus vgl. Altmann 1981, 64), zu:

66 wanta heil, so ih redion, thaz quimit fon then Judion.

Dieser Ausdruck referiert kataphorisch auf den nachfolgenden Satz, wirkt aber dabei stark retardierend: Sie führt zunächst zur Unterbrechung der Satzkontinuität. Das verlangsamt das Tempo der Gedankenführung und - im Endeffekt - damit der ganzen Äußerung. Was aber noch wichtiger ist: die Parenthese hält die Aufmerksamkeit des Hörers für einen kurzen Augenblick fest. Die so eingelegte Sprechpause verschiebt den Akzent (und somit die Konzentration des Rezipienten) auf den nachfolgenden Sachverhalt, so dass der dadurch fokussierte Satz noch wirkungsvoller zum Vorschein kommt (vgl. auch Helm 1924, 131).

Der nächste Beleg, in dem sich wieder modalisierende Ausdrücke befinden, ist ebenfalls eine detaillierte Erörterung wert:

(24)

51 *Thu sprach in war nu so zam, thu ni habes gomman;*

52 *giwisso zellu ih thir nu: finfi habotost thu ju.*

53 *Then thu afur nu uabis joh thir zi thiu liubis --*

54 *want er giwisso thin nist, bi thiu sprach thu so iz war ist." O. II 14, 51-54*

Wir haben es hier erneut mit einer Aussage Jesu zu tun. Das Besondere daran ist die Sprechsituation: Der Sprecher rekapituliert einen Sachverhalt, der im vorausgehenden Kontext thematisiert wurde. Wir sind hier als mit einer Situation konfrontiert, in der die Worte einer Figur durch eine andere wiedergegeben und - im Endeffekt - auch bewertet werden. Es darf daher nicht überraschen, wenn der aktuelle Sprecher seine Kommentare, Bemerkungen und sonstige subjektive Überlegungen in die eigene Rede einbaut und somit kundtut, wie er die Worte seines Gegenübers einschätzt.

Von dieser Art ist schon der erste Satz: Der Sprecher bewertet die Aussage seines Gegenübers als wahre Tatsachenmitteilung. Er tut dies mit der modalisierenden Präpositionalphrase *in war*. Anschließend (Zeile 52) macht er einen Rückgriff auf die Vergangenheit (*finfi habotost thu ju*), was jedoch nicht in erzählender Form abläuft, sondern resümierend angelegt ist. Nicht nur rekonstruiert er die Vergangenheit, sondern gibt, wie die metakommunikative Floskel *giwisso zellu ih thir nu* es nahelegt, zu erkennen, dass ihm die vergangenen Ereignisse gut geläufig sind bzw. dass er gewiss ist, was in der Vergangenheit passiert ist. In Zeile 54 signalisiert der Sprecher erneut seine Gewissheit, diesmal nur mit dem Modalwort *giwisso*. Abschließend gibt er noch einmal seine Stellungnahme zum Wahrheitsstatus der ihm mitgeteilten Informationen ab.

Das alles will sagen, dass wir es hier mit einer Repetition der Modalitätsausdrücke in unterschiedlichen Konstellationen zu tun haben. Wir sehen, dass der Sprecher die modalen Formen, gemäß seinen kommunikativen Zwecken, miteinander kombiniert. Durch die Rekurrenz der gleichen modalen Formen konstituiert sich, textgrammatisch gesehen, eine selbstständige Isotopie, die „Modalitätsisotopie“. Neben der thematischen Progression, d.h. neben der stufenweisen Umsetzung des inhaltlichen „Kerns“, gibt es also auch die

Progression der modalen Inhalte, die - wie schon mehrmals betont wurde - auf einer anderen sprachlichen Ebene liegen.

Zu einer anderen Problematik führen die nachfolgenden Belege:

(25)

*Salomon ther richo ni watta sih gilicho,
thaz sagen ih iu in alawar, so ein thero bluomono thar. O. II 22,15-16*

(26)

*Nist iuer nihein (thaz ist war) so harto sulih dufar,
thin kind thih bitte brotes, thaz thu mo steina bietes; O. II 22, 31-32*

(27)

*Interent iz ouh filu fram alle these koufman
joh these mezelara, thaz sagen ih iu in wara. O. II 11, 25-26*

(28)

*"Iuo buah", quad, "weizent thaz man ouh gota heizent;
giwisso sagen ih iz iu, thaz man sie nennit thar zi thiü. O. III 22, 49-50*

(29)

*Mines fater hus ist breit, ward wola then thara ingeit;
ther sih thes muaz frowon joh innana biscowon!
Thar ist in alawari managfalt gilari
(hugget therero wort!) joh selida managfalto. O. IV 15, 5-8*

Die hier verwendeten Beteuerungsformen sind durchweg komplex: Sie bilden umfassende, satzgrammatisch gesehen, unabhängige Syntagmen. Dies lässt darauf schließen, dass Otfrid keine „genuinen“ Beteuerungsformeln zur Verfügung hatte, so dass er sich jeweils mit den periphrastischen, nicht selten schwerfälligen und - für einen Franken - wohl sehr unnatürlich wirkenden Ausdrücken begnügen musste. Auch Büge (1908, 46) spricht diese Problematik kurz an, wenn er schreibt: „Der Dichter hatte keinen bequemen Ausdruck wie *affirmare*, *confirmare*, *arguere*, oder wie im Nhd. ‚versichern‘, ‚behaupten‘, ‚bestätigen‘, sondern musste solche Formen umschreiben“. In Folge der Umschreibung der lateinischen Originalmuster sind neue und - dabei recht mannigfaltige - Formen zur Beteuerung der Wahrheit entstanden. Die Setzung derartiger Beteuerungsformeln wurde Otfrid jedoch

mehrmals zum Vorwurf gemacht. Vogt (zit. nach Büge 1908, 1 f.) hat seinen Einwand folgendermaßen formuliert: „Otfrid [...] verwendet bis zum Überdruß solche nichtssagenden Wendungen wie: das sage ich dir fürwahr, das glaubt mir, das mögt ihr gewiss wissen [...]. Auf diese Weise und mit Einfügung von allerlei nicht minder gleichgültigen, farblosen und lästigen Worten behilft er sich nur gar zu oft, um den Reim herauszubringen, den Vers und die Strophe zu füllen“. Dieser Interpretation können wir uns aber nicht anschließen. Fakt ist, dass dort, wo sich Otfrid mit der Bildung des Reimes schwer tut, in der Tat auf Beteuerungsformeln zurückgreift (vgl. auch Büge 1908, 43; 77 f.). Man darf die Formen jedoch keinesfalls nur als Mittel der Vertextung ansehen. Sie werden - und das wurde schon mehrmals betont - in erster Linie als Modalisierungsmittel eingesetzt.

Die Wahrheitsbeteuerungen begegnen, wie schon eingangs des Abschnitts angedeutet, nicht nur in den Christusreden. Charakteristische Beteuerungen hört man auch aus dem Munde anderer Textfiguren:

(30)

*"Ther mih", quad er, "heilta, er sus iz al gimeinta;
gwisso sagen ih iz iu: er hiaz mih gangan mit thiu." O. III 4, 37-38*

(31)

*Nu wizun in alawari thaz er ist heilari,
thaz er quam hera zi worolti, er mennisgon gineriti. O. II 14, 121-122*

Die Kontexte, in denen solche Beteuerungsformen vorkommen, sind ziemlich ähnlich. Es handelt sich vorwiegend um die Situationen, in denen entweder von einer wunderbaren Heilung (30) oder dem messianischen Auftrag Christi (31) berichtet wird.

Die Wahrheitsbeteuerung kann mitunter mit den anderen modalen Bedeutungen in Berührung kommen, so auch im folgenden Beleg:

(32)

*"Fro min!" quad si, "dua mih wis, oba thu nan namis,
joh wara thiu thin guati then minan liobon dati;
Ih giagaleizon, thaz ist war, thaz ih inan giholon thar,
ni klekent mir zi heiti thie liebun arabeiti." O. V 7, 49-52*

In diesem kurzen Text verwendet das Sprecher-Ich drei unterschiedliche modalisierende Ausdrücke. Zunächst wendet sich der Sprecher an seinen Gesprächspartner mit einer Bitte (*dua mih wis*), anschließend spricht er über seine Gefühle (*then minan liobon*). Im nächsten Satz beschreibt er, was er vorhat, wenn seiner Bitte, die er im ersten Satz geäußert hat, stattgegeben werden würde. Sein Vorhaben bekräftigt er mit den Worten *thaz ist war*. Wir haben hier also einen Fall vor uns, in dem es zu einer Aneinanderreihung unterschiedlicher Modalitäten kommt: Mit dem Ausdruck der Bitte liegt Voluntativität vor, bei der Beschreibung der Gefühle spricht man bekanntlich von Emotionalität, die Beteuerung der Wahrheit gehört in den Bereich der Epistemizität.

Das Tatian-Teilkorpus verzeichnet eine relativ kleine Anzahl von Kontexten, in denen der Ausdruck der Wahrheit festgestellt werden kann. Die sprachlichen Mittel zur Beteuerung der Wahrheit kommen hauptsächlich in den Aussagen Jesu vor, was seine Rolle als Religionsgründer deutlich betont. Durchweg handelt es sich hierbei um die wortwörtliche Übersetzung der lateinischen Originalmuster. So auch an folgenden Stellen:

- (33) *Amen dico uobis* **uuar ist thaz ih iu sagen** Tat. 67, 15
- (34) *Verumtamen dico vobis.,
quia terre sodomorum remis<s>ius
erit in die iudicii quam tibi.* *thoh **uuar** sagen ih íu
thero erdu sodomorum furlazanor
uuiridit in tuomes tage thanne thir.* Tat. 102, 26-28
- (35) *Verumtamen dico uobis* **uuar sagen ih iu thoh** Tat. 102, 17
- (36) *amen amen dico tibi.
nisi quis renatus fuerit
ex aqua & spiritu
non potest Introire In regnum dei* ***uuar uuar** sagen ih thir.
nibi uuer abur giboran uuerde
fon uuazzare Inti fon geiste
nimag her gan In gotes rihhi* Tat, 196, 18-11
- (37) *amen amen dico vobis
qui credit In me* ***uuar uuar** quidi h íu
thiedar In mih giloubit*

<i>opera quæ ego facio</i>	<i>thiu uuerc thiu ih duon</i>
<i>& ipse faciet quia ego</i>	<i>Inti her duot bithiu uuanta ih</i>
<i>ad patrem uado</i>	<i>zi themo fater faru. Tat. 279, 7-11</i>

Die modale Form *uuar*, die, redupliziert zur Intensivierung der Ausdrucks der Wahrheit erscheinen kann, ist die Entsprechung des hebräischen *Amen*-Wortes, das im lateinischen Text der Tatianbilingue begegnet und so viel wie ‚Es ist ganz wahr (was ich sage)‘ bedeutet (vgl. Maier 1984, 74). Das *Amen*-Wort bildet mit den Verba dicendi feste Wendungen vom Typ *amen (amen) dico vobis/tibi*, die von den althochdeutschen Übersetzern originalgetreu mit Hilfe der „autochthonen“ Sprachmittel als *uuar (uuar) quidu/sagen ih íu/thir* wiedergegeben werden.

Bei den vorgeführten Passagen aus dem ahd. Tatian handelt es sich, wie wir sehen, um nicht-narrative Redeteile. Die Wahrheitssignale begegnen also hier wie an zahlreichen anderen Stellen auch in der Figurenrede. Das Fehlen der expliziten Wahrheitssignale in narrativen Kontexten kann und muss - wie bereits erwähnt - ebenfalls als epistemisches Mittel angesehen werden: Der biblische Erzähler hält das Berichtete immer für wahr und eine explizite Markierung der Wahrheit wäre hier weitgehend redundant, denn die Wahrheit ist ja immer wahr, auch wenn keiner sie ausspricht (vgl. Th. Fritz 2000b, 86).

5.2.2 Doxische Sprechereinstellungen: Gewissheit, Überzeugung, Vermutung

(38)

1 Petrus folgeta imo tho rumana joh ferro,
2 thaz er biscowoti waz man imo dati;
 [...]
6 zi imo harto thar tho sprah thaz wib thaz thero duro sah:
*7" **Ih wanu** thu sis rehto thesses mannes knehto,*
*8 thes sines gisindes, thaz, **wan ih**, thu nu findes." O. IV 18, 1-8*

Der obige Text ist in seiner Tempusstruktur deutlich von dem erzählenden Tempus, dem Präteritum, geprägt. Das bedeutet, dass wir die Sachverhalte der Diskurswelt aus der Perspektive des Erzählers vermittelt bekommen. Dies ändert sich jedoch in der Zeile 7: Der Erzähler gibt plötzlich seine Erzählfunktion auf, begibt sich in die Origo der agierenden

Person hinein und kreiert damit eine Kommunikationssituation, in der nicht er selbst zu Wort kommt, sondern die Diskurswelt „von innen“, d.h. mit den Augen der agierenden Figuren „szenisch“ darstellt (vgl. Köller 2004, 699). Dies hat weitgehende Konsequenzen: Die Leser werden von der Welt des Erzählers in die Welt einer Figur überführt, d.h. die bekommen den Sachverhalt durch die sprechende Figur und ihre Gedanken, Ansichten, durch ihre Einstellungen vermittelt. So auch in der hier behandelten Sprechsituation, in der das Sprecher-Ich mittels des *Verbum sentiendi wanan*, das in ein und derselben Aussage zwei mal vorkommt (vgl. Zeilen 7-8), auf seine Vermutungen, auf seine Subjektivität, kurz: auf seine „personale Gewissheit“ Bezug nimmt (vgl. Wolf 1995, 198).

Wir sehen schon jetzt, dass die Figurenrede mit der Gewissheitsmodalität sehr eng zusammenhängt und dass die Gewissheit stets auf ein konkretes Individuum bezogen ist. Die Gewissheit ist demzufolge - im Unterschied zur Wahrheit - kein Merkmal der Sachverhaltspropositionen, sondern Ergebnis der mental-kognitiven Aktivität des denkenden und sprechenden Individuums.

Die Einblendung der Figurenrede in den narrativen Text hat aber auch noch eine andere modale Funktion: Indem der Erzähler eine Figur sprachlich agieren lässt, macht er kenntlich, dass er den Wortlaut der authentischen Äußerung zitieren will. Er will auf diese Weise die Verantwortung für das Gesagte nicht übernehmen, sondern sie dem sprechenden Ich zuweisen. Sollte das Gesagte nicht stimmen, nicht aktuell oder nicht wahr sein, ist der Erzähler von jeder Haftung entbunden und kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden (vgl. auch Weinrich 2004, 90 f.).

Wichtig ist hier auch die Art und Weise, auf welche die Rede der sprechenden Figur(en) in den Erzähltext inkludiert wird, denn auch das kann mitunter eine modalisierende Funktion haben. Im aufgeführten Textbeleg wird die Figurenrede durch das *Verbum dicendi sprehan* gekennzeichnet, das in Voranstellung steht (zu den unterschiedlichen Formen der Redekennzeichnung vgl. etwa Michel 2001, 115 f.). Eine solche Inklusion der Figurenrede verweist auf die vom Erzähler intendierte Trennung zwischen der Figurenrede und dem textuellen Erzählerhintergrund. Dem Erzähler kommt es also darauf an, das Ineinandergreifen von unterschiedlichen Mitteilungsperspektiven zu blockieren bzw. - um mit Köller (2004, 700) zu sprechen - „zwei Welten deutlich voneinander“ zu separieren, die dem Erzähler unterschiedlich vertraut und folglich unterschiedlich gewiss sind.

Die Gewissheit kann unterschiedlich zum Ausdruck gebracht werden: von epistemischen Lexemen, die die doxische Stellungnahme des Sprecher-Ichs direkt thematisieren (wie etwa das gerade behandelte Verb *wanen*) bis zu syntaktischen Konstruktionen, bei denen es oft auf die Schlussfolgerungsfähigkeit des Lesers und seine kognitive Flexibilität ankommt. Von diesem Typ ist u.a. der Fragesatz „*waz duast thu man hiare?*“ im nächsten Textbeispiel aus derselben Bibelgeschichte:

(39)

11 *Thar was fiur thuruh thaz wanta iz filu kalt was;*

12 *thar stuant Petrus untar in, sih warmta saman thar mit in.*

13 *Sie quadun sume sare: "waz duast thu man hiare?"*

14 *thu bist rehto in wara thesses mannes fuara!" O. IV 18, 11-14*

Der Satz „*waz duast thu man hiare?*“ könnte auf Grund der formalen Merkmale (etwa das Vorhandensein des Fragepronomens *waz*) als Ergänzungsfrage interpretiert werden. Der propositionale Gehalt der Aussage lässt sich aber illokutionär nur schwer mit einem interrogativen Sprechakt in Zusammenhang bringen, da dieser „Quasi-Fragesatz“ seine Fragefunktion weitgehend verloren hat. Vielmehr wird dadurch eine subjektive Behauptung bzw. eine Vermutung des sprechenden Ichs zum Ausdruck gebracht: *Wir vermuten, dass du etwas damit zu tun hast*. Eventuell könnte man derartige Fragetypen als indirekte Sprechakte behandeln, die ihrem illokutionären Wert nach zu einer Aufforderung tendieren und in den Bereich der voluntativen Modalität eingeordnet werden können: *Wir fordern dich auf, die Wahrheit zu sagen* o.ä.

Im nächsten Satz (Zeile 14) haben wir nicht nur mit einer - ausdrucksseitig gesehen- Aneinanderreihung von lexikalischen Gewissheitssignalen (*rehto in wara*) zu tun, wir haben zudem eine Kulmination der Gewissheit auf der signifié-Seite vor uns. Mit anderen Worten: Das, was im voraufgehenden Kontext in Form einer Frage nur als vage Vermutung angenommen wurde, wird jetzt als zusammenfassendes Fazit festgehalten: *Du bist in der Tat einer von der Schar dieses Mannes*. Wir haben hier also einen „Klimax“ der Gewissheitsmodalität vor uns, der von der *Vermutung* zur *Überzeugung* führt.

Als Petrus nur zögernd aus seinem Versteck hervortritt („*Ih sagen iu*“, *quad*, „*in wara: ni bin ih thera fuara* vgl. O. IV 18, 17; interessant ist hier, dass dieser Beteuerungs-

ausdruck mit dem aus Zeile 14 einen antithetischen Parallelismus bildet, was die beiden Ausdrücke noch enger miteinander verknüpft), kommt ein anderer Sprecher an die Reihe:

(40)

„*Thu dati, ih sagen thir in war, thaz selba wertisal thar,
wanta ih gistuant thin warten thar in themo garten;
Thaz wig thu thar irhuabi joh werresal ginuagi
ahtos unser thuruh not; [...]*“ O. IV 18, 23-26

In diesem kurzen Textabschnitt befinden sich die anaphorischen Artikel *thaz wertisal*, *in themo garten*, *thaz wig*. Die anaphorischen bzw. die bestimmten Artikelformen, die hier durch das Deiktikum *thar* unterstützt werden, verweisen auf etwas schon Bekanntes, was im Gedächtnis des angesprochenen Gegenübers (und im Gedächtnis der Textrezipienten) bereits existiert. Durch den Gebrauch der anaphorischen Definitheitssignale macht der Sprecher also kenntlich, wie er die berichteten Sachverhalte wertet. Insofern kann der Sprecher mit den Formen der nominalen Determination auch seine Gewissheit signalisieren und den Sachverhalt als bekannt oder nicht bekannt qualifizieren.

Die Gewissheit des sprechenden Ichs kann auch in Kausalitätszusammenhängen ausgedrückt werden. Es ist mit Sicherheit ein anthropologisches Urphänomen, dass wir die gegebenen Sachverhalte nie als isolierte Tatsachen, sondern intuitiv in komplexen Ursache-Folge-Zusammenhängen sehen und verstehen. Wir stimmen daher Köller (2004, 510) zu, wenn er schreibt: „Alles, was wir wahrnehmen, versuchen wir in Dependenz- oder Interdependenzrelationen einzubetten, weil Einzeltatsachen nur dann für uns einen Sinn bekommen“. Immer dann, wenn das Sprecher-Ich aus einem Sachverhalt einen anderen abzuleiten versucht, haben wir es mit der Verbalisierung der Kausalrelationen zu tun. In der Schaffung von kausalen (sowie allen anderen) Relationen sieht Wellek (1969, 49 ff.) „eine perspektivierende Ordnungskraft“, mittels der das Sprecher-Ich die ungeordneten Sachverhalte ordnend systematisiert und versprachlicht. Die Herstellung einer Ursache-Wirkungs-Relation ist etwas Subjektives, was von dem individuellen Standpunkt des jeweiligen Sprechers, seinen kognitiven Leistungen, Wahrnehmungsweisen und Interpretationsmustern abhängt. Jedem Kausalsatz liegen gewisse Denkprozesse des sprechenden Ichs zu Grunde bzw. - bei Umkehrung der Blickrichtung - jeder Kausalsatz gibt Aufschluss darüber, auf welche Weise das sprechende Ich die Welt kognitiv erfasst.

Bekanntlich können die Kausalkonjunktionen bzw. -subjunktionen nicht nur dann gebraucht werden, wenn man auf den „Realgrund für die Existenz eines Tatbestandes“ hinweisen will (vgl. Köller 2004, 522). Das Sprecher-Ich kann oder manchmal auch muss die von ihm angestellten Vermutungen begründen. Durch eine Kausalkonjunktion bzw. -subjunktion macht der Sprecher darauf aufmerksam, was ihn dazu veranlasst hat, seine Aussage zu machen. In dem oben aufgeführten Textbeispiel: *Thu dati, ih sagen thir in war, thaz selba wertisal thar, wanta ih gistuant thin warten thar in themo garten* begründet der kausale *wanta*-Satz *nicht* den Sachverhalt des Hauptsatzes, er nennt auch keine Bedingungen, die dem im Obersatz dargestellten Tatbestand zu Grunde liegen. Stattdessen dient das epistemische *wanta* (zum „epistemischen *weil*“ vgl. Keller 1993, 217-247) hier in erster Linie dazu, einen meta-kausalen Satz einzuleiten, mit dem der Sprecher kundtut, wie er auf seine Behauptung gekommen ist bzw. was ihm ermöglicht hat, seine Behauptung zu äußern. Durch den meta-kausalen Satz erfahren wir, dass die Behauptung (und somit die Gewissheit) des sprechenden Ichs sich auf konkrete, objektive Ereignisse stützt, deren Augenzeuge der Sprecher selbst war.

Die Begründung seiner eigenen Meinung, Vermutung oder Gewissheit ist in der sprachlichen Wirklichkeit ein recht häufiges Phänomen. Man führt die Gründe für den eigenen Standpunkt, um glaubwürdiger zu wirken oder - wie in dem gerade behandelten Fall - um dem Gesprächspartner die Möglichkeit zum sprachlichen Handeln zu nehmen bzw. seine Argumente zu entkräften.

Das Verbum sentiendi *wânen*, das so viel wie ‚ahnen‘, ‚vermuten‘ (vgl. Schützeichel 1995, 308) bedeutet, kann mitunter in Begleitung einer bekräftigenden Modalitätsangabe seine Semantik modifizieren und eher als ‚meinen‘ bzw. ‚glauben‘ gelesen werden:

(41)

*Unsere altfordoron thie betotun hiar in bergon;
gwisso wan ih nu thes, thaz thu hiar bita ouh suaches. O.II 14, 57-58*

Es ist nicht anzunehmen, dass es sich hier um den Ausdruck einer Vermutung handelt: **Ich vermute gewiss/sicher*, sondern vielmehr einer Gewissheit: *Ich glaube gewiss/sicher*. Für diese Bedeutung spricht in erster Linie das ontologische Argument: Glauben schließt Gewissheit nicht aus, wohl aber das Vermuten, das ja aus Ungewissheit resultiert.

Die Gewissheitsmodalität zeigt in Tatian-Korpustexten eine kaum beachtenswerte Vorkommenshäufigkeit auf, nichtsdestotrotz dürfte es sich als aufschlussreich erweisen, einen Blick auf die vorgefundenen Belege zu werfen:

(42)

<i>& nos quidem iuste nam digna</i>	<i>inti uuir giuuesso rehto uuir uuirdigen</i>
<i>factis recepimus. hic uero</i>	<i>tatin intfahemes. theser uuarliho</i>
<i>nihil mali gessit</i>	<i>niouuiht ubiles teta. Tat. 316, 7-9</i>

(43)

<i>ipsi enim audiuimus & scimus.</i>	<i>uuir selbon gihortomes inti uuizzumes</i>
<i>quia uere hic est saluator mundi.</i>	<i>uuanta zi uuara theser ist heilant mittilgartes Tat. 134, 19-20</i>

Als Signale der Gewissheit fungieren hier neben dem epistemischen Verb *wizzan* die Lexeme *giuuesso rehto* (lat. *quidem iuste*), *uuarliho* (lat. *uero*) und *zi uuara* (lat. *vere*), die - syntaktisch gesehen - in der Funktion der Modalitätsangaben vorkommen und „den syntaktischen Charakter von Satzäquivalenten“ haben (vgl. Sommerfeldt 2000, 101), d.h. sie können in ihre eigenen Prädikationen zurück transformiert werden (vgl. auch Abschnitt 5.2.1.1).

All die Formen (bzw. ihre Allographen) sind schon in einem anderen Zusammenhang (als Ausdrucksmittel der Wahrheit) behandelt worden. In den hier aufgeführten Kontexten kodieren sie aber nicht die Wahrheit eines Sachverhalts, sondern eine Gewissheit, eine vom sprechenden Ich ausgehende Beurteilung des geschilderten Sachverhalts.

Die Formen sind jedoch polyfunktional und können in unterschiedlichen Kontexten bzw. Konsituationen unterschiedliche Modalitätsschattierungen kodieren. Modalität kommt *nur* im Kontext zu Stande, sprich die gegebenen Modalitätsausdrücke können je nach kontextuellem bzw. situativem Hintergrund einen unterschiedlichen (Modal-)Sinn ergeben. Der Einfluss des Kontextes auf die Lesart der Modalitätszeichen ist also hier (sowie in zahlreichen anderen Belegen) von großer Bedeutung.

Schauen wir uns das zweite Textbeispiel etwas genauer an. Auf Grund der mitgeteilten Informationen sind wir im Stande, zu rekonstruieren, auf welche Weise das Sprecher-Ich zu Gewissheit gelangt ist. Hier ist zweierlei wichtig: Zum einen signalisiert der Sprecher durch das Wahrnehmungsverb *gihören*, dass seine Gewissheit mit der akustischen Wahrnehmung des Sachverhalts zusammenhängt. Das bedeutet, dass der Sprecher

nicht aus sich selbst etwas erkennt, sondern sein Erkenntnis darauf stützt, was er gehört hat; seine Gewissheit erwächst also aus dem konkreten Wahrnehmungsprozess. Das Pronomen *selbon*, das hier in Funktion des postpositiven Attributs zu dem Personalpronomen *uuir* auftritt, verweist zusätzlich darauf, dass der Sachverhalt ausschließlich durch das Sprecher-Ich wahrgenommen und kognitiv verarbeitet wurde.

Aufschlussreich für unsere Überlegungen ist auch die Tatsache, dass das Wahrnehmungsverb *gihören* präfigiert ist. Die *gi*-Präfigierung kann, muss aber nicht, als grammatisches Signal des Aspekts angesehen werden (vgl. u.a. Wolf 2007, 227; Eroms 1989, 19-32). Im angeführten Kontext haben wir weniger mit einem perfektivierenden Präfix zu tun, vielmehr mit einem Morphem, das die aterminative Aktionsart des Simplex *hören* auf einen Punkt fokussiert, d.h. „den abgeschlossenen Vollzug des [...] Vorgangs oder Zustands markiert“ (vgl. Metzler Lexikon Sprache 2005, 679). Mit der präfigierten Form *gihören* will der Sprecher also das Resultat bzw. „den Gewinn“ der akustischen Wahrnehmung hervorheben (vgl. Schrodt 2004, 117). Mit dem Vollzug dieses Vorgangs stellt sich aber zugleich die Gewissheit ein. Sie ist also eine Reaktion des sprechenden Ichs auf das unmittelbar Wahrgenommene.

Es ist wohl ein anthropologisches Universale, dass wir uns eine Meinung bzw. ein Urteil bilden, *nachdem* wir etwas gesehen oder gehört haben und nicht etwa davor. Auch unsere Erwartungen und Vorstellungen verifizieren wir, nachdem wir die Erfahrungen gemacht haben. Nicht anders verhält es sich mit der Gewissheit: Sie konstituiert sich immer nach einem konkreten Erlebnis, sei es ein akustisches, ein optisches, emotionales oder kognitives.

Als vorläufiges Fazit kann folgende Regel festgehalten werden: Der prototypische Ausdruck der Gewissheit ist vor allem in einer Sprechsituation möglich bzw. - bei der Umkehrung der Blickrichtung - ausgerechnet die Sprechsituationen, in denen wir mit einem fühlenden und denkendem Individuum zu tun haben, sind für die Kodierung der Gewissheit prädestiniert.

Der Ausdruck der Gewissheit in einer Ich-Erzählsituation ist aber nicht ausgeschlossen. Eine solche Erzählsituation kommt immer dann zu Stande, wenn das erzählende Ich mittendrin seine subjektiven Bemerkungen, Überlegungen, Erklärungen bzw. Kommentare liefert. Der Ich-Erzähler kann manchmal auch innehalten, den berichteten

Ereignissen vorausgreifen (vgl. Wolf 2002, 14) oder - wie hier - Reflexionen darüber anstellen, wie die von ihm erzählte Geschichte tatsächlich sein mag:

(44)

*Sun bar sie tho zeizan ther was uns io giheizan;
sin was man allo worolti zi gote wunsgenti.
War sinan gihadoti joh war sinan gilegiti -
ni wanu thaz si iz wessi bi theru gastwissi. O. I 11, 31-34*

(45)

*So er tho zi einen duron quam (**ih wanu er giangi zi fram**),
zi imo harto thar tho sprah thaz wib thaz thero duro sah:
[...]* O. IV 18, 5-6

(46)

*Petrus ward es anawert joh bratt er sliumo thaz suert,
er herzen sih giharta inti einan sar irwarta.
Ih weiz er thes ouh farta, thes houbites ramta,
thaz er thaz gisitoti, then meistar irretiti;
Gistuant gener (**wan ih**) thenken, thaz er wolti wenken O. IV 17, 1-5*

(47)

*Anna hiaz thar ein man, Kaiphases suehur, **wan**;
zi themo leittun sie erist selbon druhtinan Krist. O. IV 17, 31-32*

Das erzählende Ich ist sich nicht immer sicher, was in den Köpfen der Protagonisten vor sich geht bzw. was sie zum Handeln motiviert. Durch Modalitätslexeme wie *ih wan(u)* bzw. *ni wanu* wird „eine gewisse Subjektivität der Aussage“ betont (vgl. Wunder 1965, 244), eine gewisse Subjektivität des Erzählers, der dem Leser indirekt gesteht, dass er sich mit der Rekonstruktion der Geschichte schwer getan hat. Wir Leser sind auf seine Vermutungen, Hypothesen, auf seine „personale Gewissheit“ angewiesen. Das bedeutet, dass wir seine unvollständigen Informationen in Kauf nehmen und - schlimmstenfalls - mit seinen Irrtümern rechnen müssen.

Das Sprecher-Ich kann die Narration unterschiedlich gestalten, aus unterschiedlichen Perspektiven darstellen, je nachdem, was es weiß bzw. nicht weiß. Der Sprecher berichtet nur über das, was seine Aufmerksamkeit erregt hat, befasst sich nur damit, was

ihm selbst aufgefallen ist, was ihm wichtig erscheint, schließlich was ihm gewiss ist. In diesem Sinn ist „der Erzähler kein neutraler Berichterstatter [...], der uns von einem neutralen Sehepunkt aus Sachverhalte zugänglich macht“, er ist „ein Gestalter [...], der von einem spezifischen Sehepunkt her eine Welt“ kreiert (vgl. Köller 2004, 815).

Eine spezifische Erzählsituation ergibt sich, wenn in der zeitlichen Perspektive der Vergangenheit vorausblickend erzählt wird, d.h. wenn der Erzähler „eine Prospektive in der Retrospektive“ situiert (vgl. Wolf 2002, 17). Bei derartigem Erzählen kommt sehr wohl die Gewissheit des Erzählers zu tage, insbesondere seine „zukunfts-gewissen und zukunftsungewissen Vorausdeutungen“ (vgl. Köller 2004, 827):

(48)

Factum est autem cum essent ibi thô sie thar uuarun
Impl&i sunt dies ut parer& vvurðun taga gifulte thaz siu bari Tat. 35, 22-23

Der Erzähler verweist den Sachverhalt in die Vor-Zeit (*vvurðun taga gifulte*), zugleich aber greift er dem Geschehen voraus bzw. kommentiert, was anschließend geschieht (*siu bari*). Diese spezifische Kombination der retrospektiv und prospektiv dargestellten Sachverhalte kann zu den wichtigsten modalisierenden Erzähltechniken gerechnet werden, durch die der Erzähler nicht nur seine Erwartungshaltung ausdrückt, sondern auch kundtut, dass er weiß, wie die Ereignisse ausgehen.

In der Gegenwartssprache begegnet in solchen Fällen der Konjunktiv Präteritum als grammatisches Signal eines Futurum praeteriti, eines Futurs der Vergangenheit: *Und es geschah, als sie dort waren, wurden ihre Tage erfüllt, dass sie gebären sollte* (vgl. Elberfelder Bibel, Lk. 2, 6). Wir sehen, dass die ahd. präteritale Konjunktivform *bari* im heutigen Deutsch nicht aufgelöst wurde, sondern in der konjunktivischen Form des Modalverbs *sollen* fortlebt. Daraus kann man schließen, dass die Setzung des ahd. Konjunktivs in dem *thaz*-Satz nicht so sehr auf die grammatischen und die translatorischen Gründe zurückzuführen ist, d.h. nicht nur dem Prinzip des *consecutio temporum* folgt und nicht nur die lateinischen Originalmuster (*parer&*) wiederzugeben versucht, sondern vielmehr kommunikativ bedingt ist.

Das Futur in der Vergangenheitsperspektive liegt auch im folgenden Textstück vor:

(49)

Thiu quena sun uuas dragenti ioh sih harto scamenti

Thaz siu scolta in elti mit kinde gan in henti O. I 4, 85-86

In der neuhochdeutschen Übertragung nach Wich-Reif (2007, 140) heißt es: „Die Frau trug einen Sohn [=war schwanger] und schämte sich sehr, dass sie im Alter mit einem Kind an der Hand gehen würde“. Wich-Reif nimmt in ihre Übersetzung die Modalverbform *sollen*, die in dem ahd. Text (als *sculan*) vorhanden ist, nicht auf. Stattdessen verlagert sie den modalisierenden Schwerpunkt auf das Vollverb *gehen*, um den modalen Charakter der Aussage weitgehend beizubehalten. Auch hier will der Erzähler im Rahmen seiner Erzählung einen Zukunftsbezug herstellen, sprich er will „von dem erzählten Vergangenheitszeitpunkt in Richtung auf die Sprechzeit des Erzählers vorausdeuten“ (vgl. G. Fritz 1997, 107 f.)

Die periphrastische Fügung *würde* + Infinitiv wird in der Gegenwartssprache als äquivalente Umschreibungs- bzw. Ersatzform für den synthetischen Konjunktiv Präteritum angesehen. Doch ist dies nicht die einzige und wohl auch nicht die prototypische Funktion dieser Form: Wie u.a. Wolf (1995) und Thieroff (1992, 235 ff.) in ihren Ausführungen gezeigt haben, wird die Konstruktion *würde* + Infinitiv in geschriebener Sprache, insbesondere in der erlebten Rede, zur Kennzeichnung des Futurum praeteriti verwendet und ist durch die Formen des Konjunktivs Präteritum nicht ablösbar.

Ob es sich in dem ahd. Text um die ersten Ansätze für die erlebte Rede und für das Futurum praeteriti handelt, ist durchaus wahrscheinlich, worauf u.a. die nhd. Übersetzung von Wich-Reif schließen lässt. Fakt ist, dass wir es hier mit einer stark personalen Erzählsituation zu haben, in der das Erzählte nicht von einem mehr oder weniger objektiven Standpunkt des erzählenden Ichs dargestellt wird, sondern „aus dem Innenleben der Figur“ (vgl. Wolf 2009b, 235). Die Leser bekommen die Textwelt durch die Gewissheit der agierenden Person vermittelt; das Verbum *scamēn* führt „in das Wahrnehmen und Empfinden“ der Figur (vgl. Wolf 1995, 197), in die Welt ihrer Gedanken und Gefühle.

Auf der anderen Seite verweist die präteritale Modalverbform *scolta* das geschilderte Geschehen in die Vergangenheit; von dort aus wird eine Vorausblende, ein zeitlicher

Sprung nach vorne, in die Zukunft gemacht. Derartiges Erzählen ermöglicht es, die Ereignisse bzw. Teile davon vorwegzunehmen und im Voraus anzukünden.

Die Vorausdeutungen, von welcher Zeitstufe auch immer sie gemacht werden, haben jedoch einen stark hypothetischen Charakter, weil die Zukunft immer unsicher ist: „über die Zukunft lassen sich bekanntlich kaum sichere Aussagen machen, sondern lediglich Vermutungen anstellen“ (vgl. Wolf 1995, 196). Das Sprecher-Ich kann also einem zukünftigen Sachverhalt aus der Perspektive der Vergangenheit vorausgreifen. Dieser Sprung in die zukünftige Welt kann aber von jedem beliebigen Zeitpunkt auf der Zeitachse gemacht werden. Am häufigsten ist derjenige Fall, in dem der Sprecher eine Prognose aus der Perspektive seiner Gegenwart aufstellt, d.h. zum Moment der Rede. Aber auch hier kann der Sprecher von dem prognostizierten Sachverhalt nur als potentiell Sachverhalt sprechen, dessen Eintreten in der Zukunft möglich ist, aber zum Sprechzeitpunkt nur erwartet, erwünscht bzw. vermutet werden kann:

(50)

*er scal sinen druton thrato gimunton,
then alten satanasan wilit er gifahan.
Nist in erdriche thar er imo io instriche,
noh winkil untar himile thar er sih ginerie. O. 15, 51-54*

Mit dem Modalverb *sculan*, das bis zum Ausgang des Mhd. das bevorzugte Mittel zur Futurkennzeichnung war (vgl. Behaghel 1924, 258 f.), präsupponiert der Sprecher die Existenz eines zukünftigen Sachverhalts, wohl aber nicht seine wirkliche Realisierung. Auch das Verb *wellen*, bei dem wohl kaum eine voluntative Komponente spürbar ist, drückt eine Erwartungshaltung des Sprechers aus. Der Sprecher kann sich ja weder mit *sculan* noch *wellen* von seiner Gegenwart, von seinem Hier und Jetzt lösen. Beide Formen dienen also weniger dazu, die künftigen Ereignisse in einer chronologischen Abfolge darzustellen, sondern eher dazu, den Erwartungszustand in den Vordergrund treten zu lassen. Sie dienen folglich auch dazu, die Gewissheit des Sprechers über zukünftige Ereignisse zu signalisieren. Wir sehen hier, dass Temporalität und Gewissheitsmodalität sich weitgehend verschränken, was unmittelbar von einer starken Affinität zwischen den beiden Kategorien zeugt (vgl. weitere Ausführungen bei Wolf 1995, 193-202).

5.2.3 Distanzierende Sprechereinstellungen: Unsicherheit, Zweifel, Unglauben

5.2.3.1 Unsicherheit des Erzählers

Die Erzählerrede kann modal unterschiedlich (Beteuerung der Wahrheit, persuasive Strategien, Gewissheit etc.) stilisiert werden. Ein Typ der modalen Stilisierung muss hier allerdings noch erörtert werden: Es handelt sich um „epistemische Relativierung“ auf der Ebene der Erzählerrede (der Terminus „epistemische Relativierung“, den wir hier benutzen wollen, stammt von Volkmann 2005). Die Technik der „epistemischen Relativierung“ beruht u.a. darin, dass der Erzähler mittels der Modalitätslexeme oder - etwas weiter gefasst - durch verschiedenartige Modalitätsmittel den Geltungsanspruch eines Sachverhalts einschränkt. Er tut dies, weil ihm nicht alle Informationen für eine vollständige Narration zur Verfügung stehen oder weil er bewusst gewisse Informationen auslassen will.

Aus der Sichtung der vorgefundenen Belege wird klar, dass das epistemische Relativieren in erster Linie mittels der Modalitätslexeme möglich ist; das Modalverb *mugan* in seiner epistemischen Bedeutung ist hier funktional wohl am meisten belastet. Es ist stets davon auszugehen, dass die Etablierung der epistemischen Lesarten der Modalverben etwas Sekundäres ist und sprachgeschichtlich später eingetreten ist als die Herausbildung der nicht-epistemischen Modalfunktion (vgl. u.a. Diewald 1993, 1999; Traugott 1989; Langacker 1989; Jäntti 1981, 1991). In den Arbeiten u.a. von G. Fritz (1997) und Axel (2001) wird die Entwicklung der epistemischen Semantik der Modalverben auf das 16. Jahrhundert gesetzt. Der Prozess der Grammatikalisierung der epistemischen Varianten ist erst um 1700 abgeschlossen (vgl. Diewald 1993, 222). Das Vorkommen der epistemischen und nicht-epistemischen bzw. - um mit Diewald (1999, 13) zu sprechen - der *deiktischen* und *nicht-deiktischen* Modalverben lässt sich aber - und das bestätigt die von uns durchgeführte Korpusanalyse - schon im Althochdeutschen beobachten. Auch wenn die epistemisch gebrauchten Modalverben seltener als ihre nicht-deiktischen (deontischen, desiderativen, dynamischen) Pendanten belegt werden, so doch ist ihre Existenz in der althochdeutschen Sprachperiode nicht bestreitbar. Das trifft in erster Linie auf das hier behandelte Modalverb *mugan* zu, das im ganzen Evangelium von Otfrid zweiundvierzig Mal epistemisch verwendet wird.

Die mit dem epistemischen Modalverb *mugan* kodierte Abschwächung der Geltung eines Sachverhalts wird hauptsächlich bei den Zeitangaben vorgenommen, d.h. an den Stellen, die in der Bibel nicht weiter überprüfbar sind (zu ähnlichen Schlussfolgerungen ist übrigens auch Krause 1997, 100 gekommen):

(51)

*Ward after thiu irscretan sar, so moht es sin, ein halb jar,
manodo after rime thria stunta zuene; O. I 5, 1-4*

(52)

*After thiu in war min so mohtun thri daga sin;
so thes thriten dages sar so ward thiz thaz ih sagen thar. O. II 8, 1-2*

Die durch das Modalverb *mugan* herbeigeführte Wahrscheinlichkeit kann als Ungewissheit des erzählenden Ichs umgedeutet werden. Götz (2001, S. 194 im Manuskript) bestätigt das, indem sie schreibt, dass das Modalverb *mugan* in derartigen Fällen „wohl zu einer Relativierung der Zeitangabe“ dient: Der Sprecher äußert „die Zeitangabe als Vermutung bzw. genauer als Schätzung“ (ebd.).

Das epistemische Modalverb *mugan* ist mit den infinitivischen Komplementen wie *sin* und - wie weiter unten noch zu sehen sein wird - mit *werdan* kombinierbar, d.h. in der Regel mit „nullwertigen Prädikate[n]“ (vgl. Axel 2001, 51). Die Sätze mit formalen Subjekt *es* (vgl. Textbeispiel 51) bilden nahezu prototypische Kontexte für den „subjektiven“ Gebrauch der Modalverben. Das Fehlen der anthropozentrischen Elemente begünstigt die Entstehung der epistemischen Bedeutung. Die formale Kongruenz zwischen dem Modalverb *mugan* und dem Satzsubjekt (*es, thri daga*) kann hier wohl nur als Phänomen der Oberflächenstruktur angesehen werden (vgl. dazu auch Engel 1988, 463, der einen ähnlichen Standpunkt vertritt). Im Grunde besteht kaum eine semantische Relation zwischen dem Modalverb und dem Satzsubjekt. Im Sinne Jänttis (1983) sind die epistemischen Modalverben - wie etwa das hier behandelte Modalverb *mugan* - weder prädiaktions- noch valenzfähig. Vielmehr handelt es sich dabei um entsemantisierte, stark grammatikalisierte Zeichen mit einem defekten Formenparadigma, die eine modale Relation zwischen dem Sprecher-Ich und seiner Ansicht über den Stellenwert des dargestellten Sachverhalts kodieren.

Nun zum syntaktischen Status der Modalverben als Epistemika: Wie u.a. Kotin (2007, 141) in seinen Ausführungen gezeigt hat, haben die epistemisch gebrauchten Modalverben denselben Status wie Modalitätsangaben, d.h. „sie sind prototypische Matrixsätze und somit α -Regentia über die ihnen untergeordnete Phrase“. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass die epistemischen Modalverben „Hyperpropositionen“ bilden, die oberhalb der jeweiligen Sachverhaltsproposition liegen und in denen das Sprecher-Ich seine Präsenz, seine Modalität zum Ausdruck bringt (vgl. Abschnitt 5.2.1.1).

Das bisher Gesagte lässt sich sehr wohl auf unsere Belege übertragen und an einem Stemma veranschaulichen:

(51')

Ich als Sprecher halte es für möglich, dass



danach ein halbes Jahr vergangen ist

(52')

Ich als Sprecher halte es wirklich für möglich, dass



danach drei Tage vergangen sind

Im Beleg 52 werden auf der oberen Ebene zwei Modalitätslexeme miteinander kombiniert: die Modalitätsangabe *in war min* und das Modalverb *mugan*. Für diesen Fall müssen wir annehmen, dass beide Formen - um mit Kotin zu sprechen - als „ α -Regentia“ einzustufen sind, d.h. beide besitzen ein Modalisierungspotential. Ob sie hinsichtlich ihrer modalisierenden Leistung eine Hierarchie aufweisen oder - mit anderen Worten: ob ihre Modalisierungskraft unterschiedlich ist, lässt sich nur schwer sagen. Wir vertreten die Meinung, dass sie funktional gleichrangig an der Kodierung der Modalität beteiligt sind und in einem gleichgeordneten Verhältnis zueinander stehen.

Auch im Beleg 53 lässt sich ein Zusammenspiel des Modalverbs *mugan* mit anderen Modalitätszeichen und -techniken beobachten:

(53)

*Tho gisaz er muader, so wir gizaltun hiar nu er,
bi einemo brunnen (thaz wir ouh puzzi nennen).
Ther evangelio thar quit, theiz mohti wesana sexta zit;
theist dages heizesta joh arabeito meista. O. II 14, 7-10*

In diesem kurzen Text lassen sich mindestens zwei unterschiedliche Zeitperspektiven finden. Dieses „Hin und Her zwischen verschiedenen Zeitebenen“ (vgl. Wolf 2002, 15) macht sich schon am Anfang der Narration bemerkbar: Mit dem Darstellungssatz berichtet der Erzähler zunächst von einem Geschehen aus der „Vor-Zeit“, das er als Faktum hinstellt. Als zusätzliches Signal dafür dient der Konnektor *tho*, mit dem der Erzähler die Ereignisse in einem Zeitraum situiert und ihnen eine zeitliche Dimension verleiht.

Nachdem der Erzähler durch die präteritalen Verbformen signalisiert hat, ein Ereignis erzählen zu wollen, macht er den Leser darauf aufmerksam, dass der geschilderte Sachverhalt schon einmal thematisiert wurde und dass es sich hierbei um eine summarische Rekapitulation des im vorausgehenden Kontext Erwähnten handelt.

Anschließend blendet der Erzähler einen nicht-narrativen Kommentar (*thaz wir ouh puzzi nennen*) ein, den er durch die Präsensformen von dem narrativen Informationsfluss deutlich absetzt. Diese Präsensform als Tempusform der besprochenen Welt wird in der Narration zur Kennzeichnung eines allgemeingültigen, habituellen Geschehens verwendet.

Auch der evidentielle Verweis auf die Herkunft der mitgeteilten Information (*Ther evangelio thar quit*) hat einen metakommunikativen Charakter: Der Erzähler tut kund, dass die Informationen, die er mitteilt, nicht seine eigenen sind, sondern dass er sie der genannten Quelle entnommen hat und nun gerafft wiedergibt. Das erklärt zum Teil auch, warum der Erzähler den nachfolgenden Sachverhalt (*theiz mohti wesana sexta zit*) nicht in den Indikativ setzt, sondern ihn mit dem Modalverb *mugan* und seiner vom präteritalen Stamm gebildeten Konjunktivform epistemisch relativiert. Relativiert wird, genau genommen, nicht die Geltung des Sachverhalts, sondern die zeitlichen Umstände. Für den Leser ist dies also ein explizites Signal dafür, dass er sich auf die mitgeteilten Zeitangaben nicht verlassen kann und dass sie nur einer allgemeinen Orientierung dienen.

Bemerkenswert ist, dass der Satz *theiz mohti wesana sexta zit* den Inhalt des präsensischen Verbum dicendi *quedan* wiedergibt. Die Setzung einer präteritalen (Mo-

dal-)Verbform nach dem präsentischen Hauptsatz ist also durchaus möglich; dem Prinzip des *consecutio temporum* wird keine Rechnung getragen. Die Verwendung der konjunktivischen Modalverbform *mohti* kann also nur *eine* Erklärung haben: Sie wurde bewusst (und unabhängig von der syntaktischen Umgebung) als Signal der erzählerischen Distanzierung eingesetzt.

Wir haben gesehen, dass die unterschiedlichen zeitlichen Darstellungsperspektiven allein von dem Sprecher abhängig sind. Er ist es, der darüber entscheidet, ob die Sachverhalte in ihrem zeitlichen Nacheinander oder ob sie achronologisch, szenisch, meta-narrativ usw. dargestellt werden. Er kann - wie man an dem oben aufgeführten Text sehen kann - die zeitliche Sukzession der geschilderten Ereignisse beliebig umordnen und durch verschiedenartige Kommentare erweitern. Der ordnende bzw. umordnende Umgang mit der Zeit, der Zeitlichkeit und den Zeitrelationen ist etwas Subjektives: Der Erzähler stellt die Elemente der erzählten Welt nach seinem „Zeit-Verständnis“ und von seiner Perspektive aus dar. Diese Zeitwahrnehmung ist stets ein „persönliches Erleben“, was jedes sprechende Ich auf seine individuelle Weise verbalisiert (vgl. Wolf 2002, 12). Man kann also der Zeitdarstellung und -gestaltung (sowohl in der hier behandelten Erzählung als auch in jeder anderen Narration) eine stark modalisierende Funktion zuschreiben.

Auf die modalisierende Funktion der Zeitdarstellung hat schon u.a. Janich (1996) hingewiesen, indem er von drei „Zeitmodi“ (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) ausgegangen ist und somit auf die unterschiedlichen Darstellungsmöglichkeiten des ein und desselben Sachverhalts aufmerksam gemacht hat.

Belege mit epistemisch gebrauchten *mugan* wurden auch in kausalen Kontexten ausfindig gemacht, wo sich die Gründe für das Eintreten eines Sachverhalts nicht eindeutig präzisieren lassen, sondern wahrscheinlich der Phantasie des Erzählers entstammen:

(54)

Thaz mohta sin in wari thuruh sina ziari,

thaz man zi thiu nan zelita, then namon imo irwelita. O. III 22, 7-8

(55)

*Thar was Krist guater joh selba ouh thiu sin muater,
ouh man thara ladota thie jungoron thier tho habeta.
Thiu hiun warun filu fro, giwerdan mohta siu es tho:
sie habetun thar selbon Krist, ther alles blides furista ist. O. II 8,7-10*

Natürlich kann man hier wiederum eine Transformationsprobe durchführen:

(54')

Ich als Sprecher halte es für möglich, dass
↓
das durch seine Schönheit (bedingt) war

(55')

Ich als Sprecher halte es für möglich, dass
↓
dies so geworden ist, weil sie da den Christus selbst hatten

Es mag, ausdrucksseitig gesehen, der Zweifel aufkommen, ob das Modalverb *mugan* als potentielles epistemisches Modalverb in Betracht gezogen werden kann, sind ja die epistemischen Modalverben der deutschen Gegenwartssprache stets im Präsens (seltener im Präteritum) zu gebrauchen (vgl. Hentschel/Weydt 2003, 77; Buscha/Heinrich/Zoch 1979, 11 et al.). Der Gebrauch der präteritalen Modalverbformen als Epistemika ist wohl nur auf die erlebte Rede beschränkt (vgl. auch Ausführungen bei Diewald 1993, 227 f.; 1999, 26), die jedoch als solche in den althochdeutschen Texten nicht begegnet. Diese Technik der Gedankenwiedergabe hat sich erst in der modernen Literatur des 19. Jahrhunderts etabliert (vgl. Schmid 2008, 196).

In beiden Otfrid-Belegen kommen also präteritale Modalverbformen vor. Für Axel (2001, 52; 56 f.) ist dies Grund genug, das althochdeutsche Modalverb *mugan* aus der Liste der „potentiellen Kandidaten“ zu streichen und „einige putativ epistemische Belege zurück[zu]weisen“. Dieser Meinung schließen wir uns nicht an. Wir vertreten die Auffassung, dass das Modalverb *mugan* sehr wohl zu den althochdeutschen Epistemika gerechnet werden kann. Das haben u.a. unsere Transformationstests bewiesen. Zwar verhalten sich die ahd. Modalverben auf der Ausdrucksseite (wegen des noch nicht abgeschlossenen

Grammatikalisierungsprozesses) idiosynkratisch (möglich ist der Gebrauch sowohl der präsentischen als auch der präteritalen Form), nichtsdestotrotz ist ihre modalisierende Funktion kaum bestreitbar.

Eine modalisierende Funktion haben auch die Lexeme *odo* bzw. *odowan*:

(56)

<i>Erant autem ibi lapidee hydrie</i>	<i>thar uuarun steininu uuazzarfaz</i>
<i>sex positæ secundum purificationem</i>	<i>sehsu gisezitu after subernesses</i>
<i>iudæorum, capientes</i>	<i>thero Iudeono, thiu bihaben mohtun</i>
<i>singulæ m&retas binas</i>	<i>einero giuuelih zuei méz</i>
<i>uel ternas.</i>	<i>odo thríu. Tat. 81, 26-30</i>

In dem aufgeführten Beispiel gehört *odo* zu den disjunktiven Konjunktionen und entspricht dem heutigen „oder“. Sie gibt die lateinische Konjunktion *vel* wieder, die im Gegensatz zu *aut* nicht eine ausschließende, sondern eine einschließende Verknüpfung zweier Inhalte zum Ausdruck bringt (vgl. Gaar/ Schuster 1941, 145). Streng genommen handelt es sich dabei nicht so sehr um ein bloßes „oder“, sondern vielmehr um „oder sogar“ bzw. „oder auch“. Der Erzähler signalisiert, dass er sich nicht sicher ist, wie der Sachverhalt tatsächlich ist, da ihm die Informationen dafür fehlen. Daher schlägt er eine Alternative vor und überlässt dem Leser die endgültige Entscheidung.

Der Konjunktion *odo* kann man auf Grund dessen ein starkes Modalisierungspotential zuweisen, das in folgenden Otfrid-Belegen noch deutlicher zu Tage kommt:

(57)

*Thie langun ziti Krist gisah joh ouh selbo zi imo sprah,
ob inan giwurti thaz er heil wurti?
Odo er wanta, meinti, zi themo wazare imo zeinti;
tho kumt er sina freisun sus in thesa wisun:
[...]* *O. III 4, 19-22*

(58)

*Ni ward ther thar tho funtan, ther wolti widarstantan,
thaz zi thiu gigiangi, zi weri thoh gifiangi.
In imo sahun se odowan gotes kraft scinan,
thaz sie thar irforahtun, bi thiu sih ouh ni weritun. O. II 11, 27-30*

Das Glossar der Sprache Otfrids (1881, 454) gibt zum Lemma *odo/odowan* folgendes Interpretament an: ‚vielleicht, vermutlich‘; Schützeichel (1995, 229) notiert dazu auch: ‚wohl, etwa, zufällig‘. In beiden Interpretamenten befinden sich auch Hinweise auf die Zugehörigkeit zur Wortklasse des Lemmas und in beiden Fällen handelt es sich um das Adverb. Die ursprüngliche disjunktive Konjunktion hat also eine Grammatikalisierung durchlaufen und hat sich zu einem modalisierenden Adverb entwickelt. Die Rekonstruktion des Zusammenhangs mit der Konjunktion ist durchaus möglich:

(57')

Odo er wanta, meinti, zi themo wazare imo zeinti

→ Er meinte da, dass er ihn zum Wasser wies oder auch nicht → Vermutlich meinte er da...

(58')

In imo sahun se odowan gotes kraft scinan

→ Sie sahen von ihm die Gottes Kraft erstrahlen oder auch nicht → Vermutlich sahen sie...

Das Adverb *odowan* ist im Zuge der Zusammenrückung von *odo* und *wân* entstanden, so dass sein modalisierendes Potential ausdrucksseitig eine Doppelmarkierung erfährt (vgl. Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen, Bd. II 1998, 952 f.).

5.2.3.2 Ungewissheit und Zweifel des Sprecher-Ichs

Ungewissheit, ähnlich wie Gewissheit eines Sprechers, kommt prototypisch in der Figurenrede zum Ausdruck, d.h. immer dann, wenn ein fühlendes und denkendes Ich über eigene Erlebnis- und Denkinhalte spricht.

Schon in den vorhergehenden Kapiteln haben wir festgestellt, dass Gewissheit stets etwas Subjektives ist, was einzig und allein von dem Sprechenden Individuum abhängt. So wie Gewissheit eine Reaktion des Sprechenden Individuums auf Sachverhalte ist, mit denen es konfrontiert ist, so ist auch Ungewissheit stets mit individueller Rezeption und Reflexion des Sprechenden verbunden.

Mit Ungewissheit haben wir dann zu tun, wenn dem Sprecher überzeugende Gründe fehlen, einen Sachverhalt als wirklich, wahr oder möglich zu qualifizieren bzw. wenn er genug Gründe hat, einen Sachverhalt anzuzweifeln.

Exemplarisch sei dies zunächst an einem einfachen Beispiel gezeigt, das im ahd. Tatian die Vulgatastelle Lc. 1, 18 realisiert:

(59)

<i>& dixit zacharias ad angelum,</i>	<i>Inti quad zacharias zi themo engile,</i>
<i>nde hoc sciam,</i>	<i>uanan uueiz ih thaz,</i>
<i>ego enim sum senex & uxor mea</i>	<i>ih bim alt Inti mîn quena</i>
<i>processit In diebus suis</i>	<i>fram ist gigangan In ira tagun. Tat. 27, 9-12</i>

Wir befinden uns mitten in einer Sprechsituation, worauf u.a. das Verbund dicendi *quedan* explizit hinweist. Das sprechende Ich stellt eine Ergänzungsfrage, die durch das *uu*-Wort eingeleitet wird. Prototypisch sind Ergänzungsfragen dazu bestimmt, eine Antwort auszulösen und dem Fragenden dadurch fehlende Informationen zu liefern.

Eine derartige Fragesituation liegt hier aber deutlich nicht vor: Auf die gestellte Frage wird im Grunde keine Antwort erwartet. Der Leser bekommt zu Recht den Eindruck, dass der Sprecher primär nicht die Durchführung einer Fragehandlung im Sinne hatte. Mit seiner Äußerung wollte er vielmehr seine Unsicherheit, seine Ungewissheit bzw. seinen Zweifel an der Erfüllung der ihm gemachten Verheißung (einen Nachwuchs zu bekommen) signalisieren. Seine Reaktion ist ein Ergebnis einer verstandesmäßigen und nüchternen Einschätzung der real gegebenen Umstände: das Sprecher-Ich ist sich seiner schweren bzw. hoffnungslosen Familiensituation bewusst. Ihm ist außerdem klar, dass die ihm vorgebrachte Verheißung den Prinzipien des gesunden Menschenverstandes widerspricht. Uns den Lesern oder Hörern scheint daher seine Reaktion völlig gerechtfertigt, wenn auch nicht gerade die einzig „richtige“ zu sein.

Auch in den nachfolgenden Beispieltextrn dienen die Fragesätze pragmatisch nicht primär dazu, den Befragten zu einer Antwort aufzufordern. Die Fragesätze werden funktional nicht als Fragen verwendet, sondern metakommunikativ als Signale der Ungewissheit des sprechenden Ichs:

(60)

*Dixit autem maria ad angelum.
quomodo fi& istud quoniam uirum
non cognosco.*

*quad tho maria zi themo engile.
vvuo mag thaz sîn uuanta ih gommannes
uuîs nibin. Tat. 28, 25-26*

(61)

*respondit nicodemus & dixit ei,
quomodo possunt hæc fieri.*

*thô antlingita nicodemus Inti quad Imo,
vvuo mugun thisu uuesan. Tat. 197, 1-2*

(62)

*Wio meg iz io werdan war, thaz ih werde suangar?
mih io gomman nihein in min muat ni birein. O. I 5, 37-38*

(63)

*"Druhtin", quad er, "wio mag sin (ja bin ih smaher scalg thin!),
thaz thih henti mine zi doufenne birine?
Zi thiu scalt thu mih rinan joh doufen scalk thinan;
wio meg ih biwanen thanne mih, theiz si min ambaht ubar thih?" O. I 25, 5-8*

Die Ergänzungsfragen *vvuo mag thaz sîn* (Tat.); *vvuo mugun thisu uuesan* (Tat.); *Wio meg iz io werdan war* (O.); *wio mag sin* (O.) sind hier weniger als Appellsätze anzusehen, die das fragende Ich gestellt hat, um sein Informationsdefizit zu beseitigen. Die fragende Figur erwartet keine informative Antwort, sondern will ihre Unsicherheit manifestieren. Wir können derartige „Fragen“ als exklamative und expressive Sätze behandeln, da sie „ihre pragmatische Fragefunktion“ weitgehend (vgl. Köller 2004, 664) verloren haben und zu metakommunikativen, stark modalisierenden Äußerungen tendieren.

Der Sprecher kann auch Gründe für seine Unsicherheit nennen. Prototypisch tut er das mit Hilfe von Kausalsätzen: *uuanta ih gommannes uuîs nibin* (Tat.). Doch manchmal, wie wir das bei Otfrid beobachten können, fehlt an einem ausdrucksseitigen Signal der Kausalität. Die Sätze werden asyndetisch miteinander verknüpft; dennoch lässt sich auch hier eine kausale Relation auf Grund des situativen Kontextes ohne weiteres rekonstruieren: *mih io gomman nihein in min muat ni birein, ja bin ih smaher scalg thin.*

Ein Problem muss hier noch angesprochen werden: Im Vulgatatext der Tatianbilingue wird durch die Verbform *fiet* (*quomodo fi& istud* = *wie wird das passieren*) der Zukunftsbezug hergestellt. Im Ahd. gab es bekanntlich keine morphologisch kodierten

Mittel zur Kennzeichnung der futurischen Bedeutungen, deswegen versuchten die Übersetzer des ahd. Tatian die Zukunftsbezüge der behandelten Vulgatastelle mittels des Modalverbs *mugan* wiederzugeben, was die modalisierende Leistung des Modalverbs allerdings nicht geschmälert hat. Vielmehr kann man davon ausgehen, dass sich die Semantik des Modalverbs *mugan* um ein zusätzliches temporales Bedeutungsmerkmal erweitert hat. Die Verschränkung der modalen und temporalen Komponenten in einem Lexem hat zur Entwicklung einer spezifischen Semantik desselben beigetragen, die wir heute als „epistemische Bedeutung“ bezeichnen. So gesehen, bezieht sich das Modalverb *mugan* in den Fragesätzen *vvuo mag thaz sîn* im ahd. Tatian bzw. *Wio meg iz io werdān* in Otrfrids Evangelienbuch zunächst auf das Zukünftige, signalisiert aber zugleich eine starke Vermutung bzw. Ungewissheit des Sprecher-Ichs. Das, was die Modalverben im Ahd. geleistet haben, lässt sich in der Gegenwartssprache *mutatis mutandis* beim Futur I beobachten, das ja weniger dazu dient, „rein chronologische Zukunftsbezüge herzustellen, sondern eher dazu, einer psychischen Erwartungs- oder Vermutungshaltung Ausdruck zu geben, die chronologische und modale Komponenten beinhalten kann“ (vgl. Köller 2004, 440).

Die obigen Belege zeigen sehr gut, in welche Richtung die Grammatikalisierung des Modalverbs *mugan* voranschreitet. Der Gebrauch des Modalverbs ist nicht nur auf ein belebtes Subjekt (sog. anthropologische Kontexte) beschränkt, sondern ist auch in entkonkretisierten, entpersonalisierten Kontexten (mit den Satzsubjekten *thaz*, *iz*) möglich, in denen die Bedeutung des Modalverbs „eine neue, abstraktere Schattierung“ (vgl. Kotin 2007, 96) erhält: „Es geht nicht mehr um eine Möglichkeit als Fähigkeit des Subjekts [...], aber auch nicht um die Möglichkeit als Option [...]. Es handelt sich vielmehr um Möglichkeit im Sinne einer vom Subjekt unabhängigen, durch Naturgesetze determinierten, schicksalhaften oder [...] durch höhere Kraft herbeigeführten - Wahrscheinlichkeit“ (ebd.).

Das nächste Beispiel zeigt, dass die Unsicherheit des Sprecher-Ichs nicht nur ein kognitiver Zustand ist: Ungewissheit involviert auch Gefühle und Emotionen des Sprechers:

(64)

*dicīt ad eum nicodemus,
quomodo potest homo nasci*

*thô quād zi Imo nicodemus.
vvuo mag ther man giboran uuerdan*

cum senex sit. numquid potest *thane her alt ist. vvuo mag her*
In uentrem matris suae *In sinero muoter uuambun*
Iterato Introire & nasci. *abur Ingangan Inti uuerde giboran* Tat. 196, 12-16

Die *vvuo*-Sätze sind, formal gesehen, Ergänzungsfragen; das Modalverb *mugan* tritt hier in seiner „lexikalischen“, nicht-epistemischen Bedeutung auf und kodiert eine dynamische Modalität (‚Fähigkeit‘). Auf den ersten Blick gibt es hier also keine modalisierenden Mittel *sensu stricto*. Die Ungewissheit des sprechenden Ichs ergibt sich aber aus der Repetition der syntaktischen Konstruktion *vvuo mag*. Der so entstandene Parallelismus ist zugleich Ausdruck der Emotionalität: Er drückt das Erstaunen, die Verwunderung aus. Zu Recht spricht daher Schwarz-Friesel (2007, 89 ff.) von einer „Interaktion von Emotion und Kognition“.

Dass es sich bei diesen Fragesätzen um keine „echten“ Fragen, sondern um eine stark emotionale Reaktion des Sprechers handelt, wird auch dadurch bestätigt, dass sein Gesprächspartner ihm tatsächlich keine informative Antwort gibt, sondern Bezug auf seinen emotionalen Zustand nimmt:

(65)
non mireris quia dixit tibi. *ni vvuntoro thaz thaz ih thir quad.*
oport& uos nasci denuo *úu gilmphit abur giboran uuerdan* Tat. 196, 25-26

Zum nächsten Beleg:

(66)
nonne ego te uidi in horto *eno nigisah ih thih in themo garte*
cum illo *mit imo* Tat. 301, 24-25

Erneut haben wir mit der Ergänzungsfrage zu tun, doch den Fragesatz hat hier weniger interrogativen Charakter, sondern tendiert zu einer deklarativen Aussage: Das Sprecher-Ich erwartet in Grunde keine Antwort, vielmehr noch es rechnet damit überhaupt nicht, dass der Befragte sich zur Beseitigung der vorgetäuschten Informationsdefizite des Sprechers aufgefordert fühlt.

Auch Valentin (1987, 1158) bestätigt dies, indem er schreibt: „Diese *nonne*-Fragen haben offensichtlich eine rhetorische Funktion; es ist nicht mit Gewißheit auszumachen,

ob die althochdeutschen Wiedergaben auch als Fragen aufzufassen sind, oder als Behauptungen. Die Anhäufung von verstärkenden [Elementen], die in einer Frage nicht sehr wahrscheinlich sind, macht die zweite Möglichkeit plausibler“. Das Einzige, was das Sprecher-Ich mit der „Frage“ bezwecken will, ist die Vermittlung eines Sachverhalts, von dem der Sprecher und alle Gesprächspartner wissen, dass er wahr ist. Somit haben wir nicht mit einer Unsicherheit des sprechenden Ichs, sondern paradoxerweise mit dem Ausdruck einer Gewissheit zu tun.

Diese Umperspektivierung ist zum Teil der Negationspartikel *eno ni* (lat. *nonne*, verwendet bei erwartetem „Ja“ vgl. Gaar/ Schuster 1941, 143) zu verdanken, die, so Hentschel (1986b, 73-86), die Fragefunktion des Fragesatzes aufhebt (ohne den propositionalen Gehalt der Frage zu negieren) und den Fragesatz zu einem deklarativen Aussagesatz bzw. - wie gerade im behandelten Fall - zu einer rhetorischen Frage pragmatisch umgestaltet. Hier sieht man sehr schön, dass die Negationspartikel *ni* starke modalisierende Funktionen hat und auf Grund dessen als Modalpartikel bezeichnet werden kann.

Zu den ahd. verbalen Modalisatoren kann auch das ahd. Modalverb *sculan* gerechnet werden, obwohl sich sein epistemisches Modalisierungspotential im Ahd. erst in der Anfangsphase seiner Entwicklung befand. Das epistemische Potential des Modalverbs *sculan* kann jedoch in Belegen vom Typ:

(67)

Ein man ist uns giheizan joh scal ouh Krist heizan O. II 14, 75

wohl kaum bestritten werden. Das Modalverb tritt hier in der Funktion eines quotativen bzw. reportativen Markers auf, der zur „Kennzeichnung eines Sachverhalts als nur vom Hörensagen bekannt“, dient (vgl. Metzler Lexikon Sprache 2005, 527), d.h. mit anderen Worten zur Signalisierung der indirekten Rede verwendet wird. Der aktuelle Sprecher macht mittels des Modalverbs *sculan* dem Leser klar, dass er den referierten Sachverhalt von einem anderen Sprecher erfahren hat bzw. ihn von ihm gehört hat und nun die Information als nicht seine eigene weitergibt. Dadurch signalisiert der Sprecher seine Distanzierung und den Willen, sich der Verantwortung für das Gesagte zu entziehen (zur Redewiedergabe vgl. das nachfolgende Kapitel).

Die Ungewissheit des sprechenden Ichs kann auch durch lexikalische Ausdrücke manifestiert werden, etwa durch metakommunikative Gesprächsfloskeln:

(68)

*Scal iz Krist sin, fro min? **ih sprichu bi then wanin** O. II 14, 89*

(69)

thaz selba sprichu ih bi thiu, iz ist gilih filu thiu.

*Bi then gidougnen seginin **so thunkit mih** theiz megi sin O. II 14, 90-91*

Es fällt auf, dass der Sachverhalt jeweils durch das Modalverb eine Zusatzmodalisierung erfährt. Im Beleg 69 kommt der Konjunktiv Präteritum *megi* hinzu. Die konjunktivische Form des Modalverbs relativiert die Faktizität des Sachverhalts, wodurch der Sprecher kundtut, dass er keine Gewissheit hat.

5.2.4 Evidenzialität und Redewiedergabe

Das Zitieren fremder Informationsinhalte ist ein anthropologisches Universale, da ja bekanntlich jeder Mensch, ganz gleich welcher Kultur und Sprache, sich in irgendwelcher Weise auf die Worte einer fremden Person beziehen und dabei recht unterschiedliche kommunikative Ziele verfolgen kann.

Über das Zitieren von fremden Äußerungen wurde an mehreren Stellen schon einiges gesagt (vgl. u.a. 5.2.3.1). Nun wollen wir uns mit einer anderen Variante der Redewiedergabe befassen, und zwar mit der sog. indirekten Rede. Diese Form der Darstellung fremder Denkinhalte ist insofern interessant, als hier durch unterschiedliche Ausdrucksmittel, allen voran aber durch den Verbalmodus, einen unterschiedlichen Grad an Indirektheit, Gewissheit und Identität mit der ursprünglichen Äußerung signalisiert wird. Während die unterschiedlichen Verba und Nomina dicendi bzw. sentiendi die ursprüngliche Rede bzw. den Sprechakt charakterisieren, sagt der Verbalmodus etwas über die Stellungnahme, die der Sprecher zu der von ihm dargestellten fremden Äußerung abgibt, aus.

Vorweg muss klar sein, dass es eine im modernen Sinn gefasste indirekte Rede, eine indirekte Rede *sensu stricto*, im Althochdeutschen nicht gibt. Es handelt sich dabei

vielmehr um die ersten Ansätze, die nur schwach grammatikalisiert sind und wohl aus diesem Grunde noch keine Regularitäten (vor allem hinsichtlich des Modusgebrauchs) aufweisen.

Für die Kodierung der indirekten Rede in der Gegenwartssprache können sowohl die indikativischen als auch die konjunktivischen Verbformen verwendet werden, wobei die Letzteren (je nachdem, ob der Sprecher sich fremden Aussagen gegenüber neutral oder distanziert verhalten will) in ihren präsentischen oder präteritalen Varianten begegnen. Im Althochdeutschen (und damit meinen wir ausschließlich den im ahd. Tatian und Otfrids Evangelienbuch dokumentierten Sprachzustand) ist der Gebrauch der Verbmodi in der indirekten Rede auf zwei morphologische Formen beschränkt: den Indikativ und den Konjunktiv Präteritum. Eine mögliche Erklärung dieser Erscheinung ist, außer dem erwähnten un abgeschlossenen Grammatikalisierungsprozess, die Einhaltung des Prinzips der *Consecutio temporum*, des Prinzips der Tempus-Modus-Kongruenz: Das Tempus des Hauptsatzes im jeweiligen Satzgefüge bestimmte die Setzung entsprechender Konjunktivformen im Nebensatz. War der Hauptsatz präterital ausgedrückt (und nur Nachzeitigkeitkontexte kommen hier vor, da der Erzähler nur von zum Betrachtzeitpunkt vergangenen Ereignissen berichtet), waren im Nebensatz obligatorisch die Formen des Konjunktivs Präteritums zu gebrauchen.

Zudem kommt, dass die Modussetzung außer den genannten sprachinternen Bedingungen durch die sprachexternen Faktoren geregelt wird. Hierher gehört u.a. die Übersetzungsmethode: Bekanntlich wurde der ahd. Tatian zeilenübergreifend nach den lateinischen Originalmustern übersetzt, in denen es eine strenge Regelung der temporalen und modalen Verhältnisse gab. In Otfrids Evangelienbuch haben dagegen die Faktoren wie Reim und Rhythmus eine Rolle gespielt, so dass die „Norm“ (die Tempus-Modus-Kongruenz) bei der Modussetzung gelegentlich verletzt wurde.

Wie dem auch sein mag, der Konjunktiv Präsens ist in der indirekten Redewiedergabe sowohl im ahd. Tatian als auch in Otfrids Evangelienbuch funktional sehr schwach belastet, was darauf schließen lässt, dass er für die Kodierung der modalen Indirektheit im Althochdeutschen kategorial überhaupt nicht „zuständig“ war. In den vorgefundenen Textbeispielen, in der sich eine indirekte Wiedergabe fremder Äußerungen feststellen lässt, begegnet keine einzige Form des Konjunktivs Präsens:

(70)

<i>audiens autem herodes rex</i>	<i>thô thaz gihorta herodes ther cuning</i>
<i>turbatus est. & omnis hierusolima</i>	<i>uuard gitruobit. Inti al hierusalem</i>
<i>cum illo. & congregans</i>	<i>mit Imo, Inti gisamanota</i>
<i>omnes principes sacerdotum</i>	<i>then hêrduom thero bischofo</i>
<i>& scribas populi.</i>	<i>In thie gilêrton thes folkes</i>
<i>sciscitabatur ab eis ubi christus</i>	<i>eisgota fon In, uuar christ</i>
<i>nascetur.</i>	<i>gibôran uuari. Tat. 39, 22-23</i>

(71)

<i>abiit ad eum & rogabat eum</i>	<i>gieng zu imo inti bât inan</i>
<i>ut descenderet & sanaret</i>	<i>thaz her nidarstigi inti heilti</i>
<i>filium eius.</i>	<i>sinan sún Tat. 90, 14-16</i>

(72)

Warun fragenti, war er giboran **wurti,** O. I 17, 13

(73)

This buachara ouh tho thare gisamanota er sare,
*sie was er **fragenti,** war Krist giboran **wurti.** O. I 17, 33-34*

(74)

Druhtin kos sia guater zi eigeneru muater;
*si **quad,** si **wari** sin thiu zi thionoste garawu. O. I 5, 69-70*

(75)

*Tho **quad** er thaz sie **skanctin,** zi themo heresten sih **wantin,***
ther thero thriosezzo was furisto gimazzo. O. II 8, 37-38

(76)

<i>Iam autem descendente eo.</i>	<i>imo tho giu nidarstigentemo</i>
<i>servi occurrerunt ei.</i>	<i>scalca liofun ingegin imo</i>
<i>& nuntiaverunt dicentes.</i>	<i>Inti sag&un sus quedanti</i>
<i>quia filius eius uiuet.</i>	<i>thaz sún sún leb&i. Tat. 90, 26-29</i>

(77)

*Nist man nihein in worolti thaz saman al **irsageti**,
wio manag wuntar **wurti** zi theru druhtines giburti. O. I 17, 1-2*

(78)

*Tho sprah er fora theru menigi sliumo thara ingegini,
lounit es alles, quad **ni westi** wiht thes mannes. O. IV 18, 9-10*

(79)

*Er suar tho filu gerno, **quad ni wari** thero manno;
mit eidu iz deta festi, thaz er then man **ni westi**. O. IV 18, 15-16*

(80)

*Tho bigond er suerien (er wolta sih ginerien),
zalt in in giwissi, thaz er then man **ni wessi**;
Suar in io zi noti, thaz er nan sar **nirknati**,
noh er anarati mit imo io ni gidati! O. IV 18, 29-32*

Die Frage nach den kategorialgrammatischen Funktionen des ahd. Konjunktivs Präteritum in den Aussagen der indirekten Rede bleibt offen: Ist der ahd. Konjunktiv Präteritum „nur“ ein formales und neutrales „Zitier- bzw. Vermittlungssignal“ (Köller 2004, 704) wie der heutige Konjunktiv I, der „pragmatisch dazu dient, das Bewusstsein dafür wach zu halten, dass es in der aktuellen Äußerung Sachaussagen unterschiedlicher Herkunft gibt“ (ebd.)? Oder ist er explizites „Skepsissignal“ (vgl. Köller 2004, 705), mit dem der Sprecher seine Distanz zu der Geltung der übermittelten Sachverhalte unterstreicht?

Wir vertreten den Standpunkt, dass der ahd. Konjunktiv Präteritum eher *beide* kategorialgrammatischen Leistungen in sich vereint haben muss: Er diene *sowohl* für die formale Kennzeichnung von fremden Aussagen, *als auch* für die Markierung einer vom Sprecher ausgehenden Relativierung des referierten Sachverhalts. So gesehen bestand im Althochdeutschen die binäre Opposition nicht zwischen dem Konjunktiv Präteritum und dem Konjunktiv Präsens, sondern zwischen dem Konjunktiv Präteritum und dem Indikativ. Eine funktionale Opposition der präsentischen und präteritalen Konjunktivformen gibt es nicht. Das hat allerdings nicht zu bedeuten, dass die Formen des Konjunktivs Präsens und Präteritum außerhalb der Indirektheitskontexte nicht miteinander konkurriert haben. Der semantische bzw. funktionale Gegensatz beider Modi kommt insbesondere bei der

Kodierung einer Potentialität versus einer Irrealität deutlich zu tage, worauf weiter unten noch eingegangen wird.

Kehren wir aber zur Problematik der modalen Indirektheit und der Opposition Konjunktiv - Indikativ zurück. Wollte der Sprecher bei der Wiedergabe des fremden propositionalen Gehalts von der Signalisierung seiner Distanz gegenüber der Richtigkeit der wiedergegebenen Aussage absehen und seine Neutralität oder gar seine Gewissheit bezüglich der Wahrheit der referierten Sachverhalte akzentuieren, so verwendete er die Formen des Indikativs:

(81)

*Sagetun thaz sie gahun sterron einan **sahun**,
joh **datun** filu mari thaz er sin wari. O. I 17, 19-20*

(82)

*Er tho **in alawari** then liutin deta mari,
thaz iz was ther heilant ther inan thes seres inbant. O. III 4, 47-48*

Die Meta-Information, die hinter dem Gebrauch der indikativischen Verbform steckt, lässt sich wie folgt umschreiben: Ich als Erzähler identifiziere mich mit der Aussage und „steh[e] für die Wahrheit ein“ (vgl. Eroms 2008, 40). Des Weiteren gibt der Erzähler zu verstehen, dass er keinen Grund hat, den von ihm berichteten Sachverhalt in Frage bzw. in Abrede zu stellen. Er qualifiziert den von ihm referierten Figurentext als uneingeschränkt wahr und will, dass der Leser sie auch als wahr zur Kenntnis nimmt.

Unter dem Begriff der indirekten Rede darf nicht nur bloße Wiedergabe jemandes Aussagen bzw. Gedanken verstanden werden. Wenn ein Erzähler einen fremden Sachverhalt referiert, so bedeutet dies, dass er den Sachverhalt zunächst „überarbeitet“ haben muss. Damit sind gewisse grammatische, stilistische, lexikalische, syntaktische etc. Modifikationen der zu berichtenden Sachverhalte verbunden. Der Erzähler muss u.a. das ursprünglich Vorgebrachte an seinen eigenen Stil anpassen, Expressivität der Originaläußerung durch informative Ausdrücke neutralisieren, grammatisch unkorrekte bzw. unterbrochene Satzkonstruktionen (etwa Kontaminationen, Anakoluthe und Ellipsen) bearbeiten sowie den inhaltlichen Gehalt der Äußerung gerafft zusammenfassen (vgl. auch Schmid 2008, 202 ff.). Was von der ursprünglich vorgebrachten Aussage in die indirekte

Rede tatsächlich aufgenommen wird und wie sie reproduziert wird, hängt einzig und alleine vom Erzähler selbst, von seinem subjektiven Sehepunkt, von seiner Interpretierung und folglich von seiner Gewissheit ab. Ob raffiniert oder standardmäßig, ob zustimmend oder distanzierend, ob ausführlich oder stark komprimiert - all das sagt etwas über die Stellungnahme des Erzählers zum referierten Sachverhalt aus.

An einem Textbeispiel soll veranschaulicht werden, dass die Wiedergabe fremder Äußerungen von Subjektivität und Gewissheit des berichtenden Ichs beeinflusst wird. Wir greifen dazu die Geschichte über die Ankunft der Magier aus Otrfrids Evangelienbuch heraus:

(83)

(5) *Tho druhtin Krist giboran ward (thes mera ih sagen nu ni tharf),*

[...]

(9) *Tho quamun ostana in thaz lant thie irkantun sunnun fart,*

(10) *sterrono girusti; thaz warun iro listi.*

(11) *Sie eiscotun thes kindes sar io thes sinthes,*

(12) *joh kundtun ouh tho mari, thaz er ther kuning wari;*

(13) *Warun fragenti, war er giboran wurti,*

(14) *joh batun io zi noti, man in iz zeigoti.*

(15) *Sie zaltun seltsani joh zeichan filu wahi,*

(16) *wuntar filu hebigaz, wanta er ni horta man thaz,*

(17) *Thaz io fon magadburti man giboran wurti; O. I 17, 5-17*

Der Erzähler berichtet in dieser Passage von der Ankunft der Könige aus dem fernen Osterland, die sich auf einen langen Weg gemacht haben, um dem neugeborenen Erlöser zu huldigen. Doch was sie tatsächlich getan, gesagt, gedacht und gefühlt hatten, bekommen wir nur auf indirektem Weg vermittelt. Die ursprünglichen Äußerungen werden von dem aktuellen Sprecher durchgängig im Konjunktiv Präteritum wiedergegeben.

Der Gebrauch der konjunktivischen Formen ist Hinweis, dass der Sprecher sich als Vermittler der fremden Sachverhalte „positioniert“ und für die Richtigkeit der referierten Sachverhalte nicht bürgen will. Interessant ist, dass der Sprecher jede Originaläußerung explizit als wiedergegeben (durch Voranstellung der redeeinleitenden Wörter) kennzeichnet, als wüsste er sich, die Informationen, die ihm in unterschiedlichem Grade vertraut und gewiss sind, dementsprechend kennzeichnen zu wollen. Als Signale dafür verwendet

der Sprecher die Verba dicendi und sentiendi: *eiscōn, kundtuon, fragēn, bitten, zellen*. Dadurch charakterisiert der Sprecher auch die Art und Weise, wie die Äußerungen ursprünglich vorgebracht worden sind, ob sie in Form einer deklarativen Aussage ausgedrückt (*kundtuon, zellen*), ob sie als Frage formuliert (*fragēn*) oder ob sie zur Aufforderung zu einer Handlung verwendet worden sind (*bitten*).

Eine Überarbeitung hat der Erzähler auch hinsichtlich der „Neutralisierung der subjektiv-emotionalen Ausdrucksweise“ vorgenommen (vgl. Schmid 2008, 204). Insbesondere ist dies im Satz *Sie zaltun seltsani joh zeichan filu wahi* erkennbar, wo der Erzähler sich nur auf die Darstellung der Tatsachen konzentriert hat, ohne die emotionalen Bewertungen und Erlebnisse der ursprünglichen Sprecher zu erwähnen.

Zu den elementaren Strukturmerkmalen der indirekten Rede gehören auch evidenzielle Verweise, d.h. Verweise auf die Informationsquelle. Die Evidenzialität (im engeren Sinn) ist in der germanistischen Linguistik ein oft diskutiertes Thema, dessen Einordnungsversuche viele (und meist weit auseinander liegende) Konzepte zur Folge hat (vgl. Diewald; Leiss; de Haan). Wir fassen die Evidenzialität etwas weiter und wollen darunter nicht oder nicht nur eine Verbalkategorie subsumieren, wie es etwa in anderen Sprachen der Fall ist (z.B. in den genuinen Quechua-Sprachen mit den Evidenzialitätssuffixen *-mi/-shi/-chi* vgl. URL 3). Wir wollen mit dem Begriff vielmehr ein sprachliches Phänomen erfassen, das dadurch zu Stande kommt, dass der aktuelle Sprecher nicht nur eine in verschiedenem Grad komprimierte fremde Äußerung wiedergibt, sondern auch die Quelle bzw. die Herkunft des referierten Sachverhalts kenntlich macht:

(84)

*Ther evangelio thar quit, theiz wari in wintiriga zit,
thisu dat ubar al thia ih iu hiar nu sagen scal. O. III 22, 3-4*

(85)

*Thaz warun sehs kruagi; zi thiu was thar ginuagi,
tho zi then rachon, thio druhtin wolta machon.
Thaz mez, wir ofto zellen joh sextari iz nennen -
nam iagilih in redinu thrizug stunton zehinu
Odo zuiro zehanzug, thes duent buah thar gihugt; O. II 8, 29-33*

(86)

Thu lisist hiar in alawar: *then sun then doufta man thar;*
thar sprah ther fater, so thu weist; thiu duba was ther gotes geist. O. I 26, 7-8

(87)

<i>At illi dixerunt ei,</i>	<i>sie thô quadun Imo,</i>
<i>In b&hleem iudeae,</i>	<i>in b&hleem iudeno burgi,</i>
<i>sic enim scriptum est per proph&am</i>	<i>sô ist giscriban thuruh then uuîzzagon,</i>
<i>& tu b&hleem terra iuda.</i>	<i>thu b&hleem iudeno erda, nio in altere bist thu</i>
<i>nequaquam minima es</i>	<i>minnista</i>
<i>In principibus Iuda.</i>	<i>In then heriston iudeno.</i>
<i>ex te enim exi& iudex.</i>	<i>uuanta fon thir quimit tuomo.</i>
<i>qui reg& populum meum israhel.</i>	<i>thie rihtit mîn folc israhel.</i> Tat. 39, 23-30

(88)

<i>ut adimpler&ur quod dictum</i>	<i>thaz vvurdi gifullit thaz giquetan</i>
<i>est per esaïam proph&am</i>	<i>uuas thuruh esaïam then uuizagon</i>
<i>dicentem. Ipse infirmitates nostras</i>	<i>sus quedantan hér unsara ummaht</i>
<i>accepit. & egrotationes portauit</i>	<i>inphieng Inti unsa cumida truog</i> Tat. 85, 15-18

Die evidentiellen Markierungen sind zwar keine prototypischen Referenzsignale der Redewiedergabe wie etwa Verba dicendi oder sentiendi. Gleichwohl ist anzumerken, dass sie diese Funktion übernehmen und (wenn auch nur implizit) als Signale der „Redesituierung“ (vgl. Sitta 1970, 103-115) fungieren können.

Die evidentiellen Kennzeichnungen sind für die indirekte Rede insofern wichtig, als sie zum Einen den aktuellen Sprecher von der Verantwortung für die vermittelte Information entbinden, zum Zweiten die Authentizität bzw. die Richtigkeit der Übermittlung untermauern. Des Weiteren werden sie um des Lesers willen gemacht und zwar für den Fall, wenn dieser den authentischen Wortlaut der ursprünglichen Aussage mit der wiedergegebenen vergleichen will oder einfach mehr Informationen erfahren möchte.

Die evidentiellen Kennzeichnungen der Informationsquelle können, syntaktisch gesehen, unterschiedlichen Status haben. Sie können als Hauptsätze realisiert werden, können aber auch in Form eines (freien) Nebensatzes vorkommen wie etwa *wio iz iwo buah singent* in:

(89)

*Gistirri zaltun wir io, ni sahun wir nan er io;
bi thiu birun wir nu gieinot, er niwan kuning zeinot.
So scribun uns in lante man in worolti alte;
thaz ir uns ouh gizellet, **wio iz iwo buah singent.** O. I 17, 25-28*

Das Einleitungswort *wio* fungiert hier als Relativadverb, wohl aber nicht als Vergleichspartikel, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Der durch das *wio*-Relativadverb eingeleitete Satz hat den Status eines Satzrelativsatzes und bezieht sich auf den ganzen vorangehenden Satz. Nach Erben (1972, 293) haben derartige Nebensätze die Funktion, „die vorausgehende Aussage [zu] glossieren“. Sie sind, so gesehen, locker angefügte Sätze, die keinen festen Platz im Satzgefüge haben. Vielmehr muss man sie als „(neben)satzförmige Modalitätsangaben“ ansehen (vgl. Wolf 2007, 284), die, kognitiv betrachtet, als übergeordnete Satzoperatoren über das ganze Satzsyntagma stehen.

6 Voluntativität

6.1 Wunsch- und Aufforderungseinstellungen des Sprecher-Ichs

(90)

<i>Ite & interrogate diligenter</i>	<i>far& Inti frag& gernilicho</i>
<i>de puero, & cum Inueneritis</i>	<i>fon themo kinde, thanne Ir Iz find&</i>
<i>renuntiate mihi.</i>	<i>thanne cund& iz mir,</i>
<i>ut et ego ueniens adorem eum</i>	<i>thaz ih thara queme inti b&o Inan. Tat. 40, 3-6</i>

Die obige Äußerung des sprechenden Ichs hat, anders als in den bisher behandelten Textbeispielen, keinen deklarativen Charakter. Der Sprecher macht keine Aussage über die Welt, stellt keine Vermutungen an und gibt kein Urteil über den Wahrheitsgehalt der Proposition ab. Er äußert einen Satz, der weder mit seinen Gefühlen, noch mit seiner Gewissheit zu tun hat. Dennoch gebraucht der Sprecher die Sprache in modaler Funktion: Er signalisiert, was er haben bzw. was er ausgeführt haben will (vgl. Glunz 1929, 3). Somit vollzieht der Sprecher einen direktiven Sprechakt, seine Äußerung wird zum Appell: Er fordert seinen Gesprächspartner zur Ausführung seines Willens, zur Aufnahme einer Handlung (*faret*) bzw. einer verbalen Aktivität (*cundet*) auf. Außerdem drückt er auch - wie bei *fragen* der Fall ist - eine Aufforderung aus, die sowohl die Ausführung einer konkreten Handlung voraussetzt, aber auch „ein geistig-sprachliches Handeln“ inkludiert (vgl. Erben 1983, 401). Jede Wunscherklärung des sprechenden Ichs ist zudem eine Einstellungsbekundung: Der Sprecher nimmt eine Stellung zu einem Sachverhalt, indem er ihn nach seinen individuellen Wünschen und Vorstellungen qualifiziert. So kann der Sprecher seinen Willen ausdrücken, einen Zustand ändern oder beibehalten zu wollen, er kann sich wünschen, eine Handlung aufzunehmen oder sie zu unterlassen. Nicht seine kognitiven, rationalen Urteile, nicht seine geistigen Fähigkeiten, nicht seine Vernunft und sein Verstand (wie es bei der Epistemizität der Fall war, wo das sprechende Ich seine Urteile abgegeben hat auf Grund dessen, was es gesehen, gehört, verstanden oder erkannt hat) und nicht seine Gefühle und Emotionen spielen hier eine Rolle, sondern gerade seine individuellen Interessen und unterschiedlich bedingten Bedürfnisse. Andererseits ist aber auch unverkennbar, dass Wünsche und Aufforderungen, die das sprechende Ich äußert, gefühlsbedingt sein können. Mit dem Befehl *Hör doch auf, zu flennen!* (Beispiel aus

Schwarz-Friesel 2007, 183) drückt der Sprecher nicht nur seinen Willen aus, sondern auch seine emotionale Befindlichkeit (Ärger, Ungeduld, Unzufriedenheit).

Der Sprecher kann seine Bedürfnisse indirekt, höflich und äußerst vorsichtig - durch einen Wunschsatz formulieren, er kann seinen Willen auch - wie in dem gerade behandelten Fall - stärker und direkt mittels der Imperativformen verbalisieren. Ob ein scharfer Befehl oder eine demütige Bitte - die graduellen Unterschiede können durch entsprechende (morphologische, syntaktische oder lexikalische) Formen zum Ausdruck gebracht werden. Natürlich lässt sich darüber streiten, welche der beiden Einstellungen (Wunsch versus Befehl/Willen) die primäre ist, welche dagegen die abgeleitete.

Mit dem Wunsch ist bekanntlich ein Begehren nach einer Sache verbunden, dessen Erfüllung man mehr erhofft als voraussetzt. Der Wille dagegen fokussiert stärker das Vermögen des Sprechenden Menschen, „bewußt und absichtlich Ziele zu setzen und zu verfolgen, nach den selbst gesetzten Zielen und Zwecken zu handeln“ (vgl. Ulfig 1999, 480). Die Willenserklärung ist daher immer adressatenbezogen.

Wünsche und Befehle des Sprechenden Ichs, wie auch immer sie ausgedrückt werden, sind stets etwas Subjektives und Individuelles. Das Sprecher-Ich äußert sie zudem immer innerhalb einer konkreten Sprechsituation und seine Aufforderungen sind „nur innerhalb einer bestimmten Situation wirksam“ und sinnvoll (vgl. auch Brinkmann 1971, 366).

6.2 An wen kann der direkte Befehl des Sprecher-Ichs ergehen?

Jacob Grimm im vierten Band seiner Grammatik (1898, 87) stellt fest, dass sich „das eigentliche wesen des [Imperativs] auf die zweite Person“ gründet: „einer oder mehrere werden angeredet und empfangen einen befehl“. Seiner These liegt die Idee zu Grunde, dass nur anwesende Personen, d.h. Teilnehmer einer Sprechsituation durch eine imperativische Form zu einer Handlung direkt aufgefordert werden können. Demzufolge ist ein an die 3. Person (an die besprochene, nicht gegenwärtige Person) gerichteter Imperativ nicht möglich. Bekanntlich richtet man auch keinen Befehl an sich selbst (vgl. auch Flämig 1959, 111), so dass sich auch keine Imperativform für die 1. Person Sg. herausgebildet hat, wohl aber ist es denkbar, eine an die 1. Person Pl. gerichtete Aufforderung zu formu-

lieren, die es nur gemeinsam bzw. gemeinschaftlich auszuführen gilt. Streng genommen gehört aber diese (adhortative) Form der Selbstaufforderung nicht zum Imperativ-Paradigma (vgl. weiter unten). Der Befehl, ausgedrückt durch die Imperativformen, kann somit nur an die 2. Person Sg. und Pl. gerichtet werden. Vor diesem Hintergrund können wir mit Simmler (1989, 644) zwischen einem „Imperativ der Einzelanrede“ und einem „Imperativ der Gruppenanrede“ unterscheiden.

6.2.1 „Imperativ der Einzelanrede“ im Althochdeutschen

6.2.1.1 Verwendung und Gebrauchsgrenzen

Zu dem „Imperativ der Einzelanrede“ gibt es im untersuchten Material recht viele Belege, sowohl im Tatian-, als auch im Otfrid-Korpus:

(91)

dicit ei ihesus. da mihi bibere *tho quad iru der heilant **gib** mir trinkan* *Tat. 130, 32*

(92)

*"Wib", quad er innan thes, "**gib** mir thes drinkannes"* *O. II 14, 15*

(93)

Dicit ei ihesus. *tho quad iru der heilant*
uade uoca uirum tuum & ueni ***uar** inti **halo** thinan gomman inti **quim*** *Tat. 132, 1-2*

(94)

"Holo", quad er, "sar zi erist thinan gomman thar er ist" *O. II 14, 47*

(95)

dicit ad eum mulier. *tho quad zi imo thaz uuib*
Domine da mihi hanc aquam *hérro **gib** mir thaz uuazzar*
ut non sitiam. neque ueniam *thaz mih ni thurste noh ni queme*
huc haurire *hera scephen* *Tat. 131, 31-32+ 132, 1*

(96)

*Quad unser druhtin zi iru tho: "**firnim** nu, wib, theih redino;*
***firnim** thiu wort ellu thiu ih thir hiar nu zellu.* *O. II 14, 35-36*

grenzen des Imperativs“. Die Aufforderung kleidet man in solchen Fällen in andere Umschreibungsformen. Als morphologische Ersatzform tritt häufig der Konjunktiv Präsens auf:

(101)

Then bifiangun umbi porzicha fünf,
thie lagun fol al mannes siaches inti hammes.
Thie selbun beitetun thar (wizist thaz in alawar),
thes warun farenti thaz sih thaz wazar ruarti. O. III 4, 7-10

(102)

Thir zell ih hiar ubarlut: er was Kriste filu drut,
er was siner liobo, thes sist thu mir giloubo. O. III 23, 7-8

(103)

Wizist ana бага: ni was imo thurft thera fraga,
thaz imo iaman zalti, waz mannes herza wolti; O. II 11, 65-66

Beachtung verdient hier die Tatsache, dass mit dem formalen Ersatz *keine* wahrnehmbare semantische Modifikation einhergeht. Der Konjunktiv Präsens ist hier nicht, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte, optativisch zu verstehen, sondern hat eher auffordernden Charakter. Dies ergibt sich aus der Sprechsituation: In allen drei Belegen handelt es sich um wichtige Ereignisse aus dem Leben Christi. Dem Sprecher, der hier seine Rolle als Erzähler wahrnimmt, liegt es sehr am Herzen, dass die Hörer den erzählten Sachverhalt ernst nehmen und ihn glauben. Es handelt sich in derartigen Sprechsituationen wohl um etwas mehr als nur einen Wunsch des Erzähler-Ichs. Der Konjunktiv Präsens steht deutlich dem Imperativ nahe und drückt eine Aufforderung aus, „freilich unter Abschwächung des Willensausdrucks“ (vgl. Wunderlich/Reis 1924, 331).

Dieser auffordernde Konjunktiv Präsens, der beispielsweise im Gotischen statt des Imperativs ganz gebräuchlich war, ist im Althochdeutschen wohl nur auf die Verben beschränkt, die keinen Imperativ zulassen, also - wie unsere Belege zeigen - auf die Präteritopräsentia und teilweise auf das Verb *sein* (vgl. Erdmann 1874, 8, 1886, 122; Behaghel 1924, 221). Der Imperativ von dem Verb *wesan* war im Althochdeutschen allerdings auch möglich. Dies zeigt sich schon bei Tatian:

(104)

<i>surge & accipe puerum</i>	<i>arstant Inti nim thaz thegankind</i>	
<i>& matrem eius et fuge in aegyptum</i>	<i>Inti sine muoter. Inti fliuh In egyptum</i>	
<i>& esto ibi usquedum dicam tibi, futurum est</i>	<i>Inti uuīs thar unzan ih thir quede,</i>	
<i>enim ut herodes</i>	<i>uuanta zuouuart ist thaz herodis</i>	
<i>quaerat puerum ad perdendum eum.</i>	<i>suochit then kneht ziforliosenne.</i>	<i>Tat. 40, 26-30</i>

Noch ausgiebiger und mannigfaltiger kommen die Imperative mit *wesan* bei Otfrid vor:

(105)

wīs horsam io zi guate, ni hori themo muate; O. I 18, 40

(106)

*Hugi weih thir sageti, **ni wīs** zi dumpmuati O. I 3, 29*

(107)

*"Ni dua thir", quadun, "thia arabeit, wanta aband unsih anageit;
wīs mit uns hinah, wanta furdir thu ni maht. O. V 10, 5-6*

(108)

*"Goumet", quad er, "thero dato joh **weset** glawe thrato,
thaz iu ni daron in fara thie manegun luginara. O. IV 7, 9-10*

(109)

*Thaz thar min geginwertī ist, si iamer iuer nahwist,
thar ir wizit mina fart, thero wego ouh **weset** anawart. O. IV 15, 13-14*

In all diesen Fällen tritt der Imperativ in seiner prototypischen Funktion, d.h. als Modus der Aufforderung auf. Die verbalen Imperativformen erhalten gelegentlich auch formelhaften Charakter und tendieren zu Begrüßungsformeln. In derartigen formelhaften Wendungen schwächt sich der auffordernde Charakter entscheidend ab:

(110)

<i>& ingressus angelus ad eam dixit</i>	<i>Inti ingangenti thie engil zi Iru quad.</i>
<i>Haue gratia plena. Dominum tecum,</i>	<i>heil uuīs thu gebono follu. truhtin mit thir,</i>
<i>Benedicta tu In mulieribus,</i>	<i>gisegenot sīs thû In uuībon, Tat. 28, 10-11</i>

Der Imperativ tritt hier paradoxerweise in Funktion eines Optativs auf. Dies geschieht wohl unter Einwirkung des nachfolgenden, heischenden Konjunktivs Präsens (*gisegenot sîs thû*) (zu dem sog. heischenden Konjunktiv Präsens vgl. weiter unten).

Im nächsten Beleg haben wir hingegen eine umgekehrte Situation vor uns:

(111)

<i>& dixit illis angelus, nolite timere,</i>	<i>Inti quad In ther engil, nicur& û forhten,</i>
<i>ecce enim evangelizo uobis gaudium magnum,</i>	<i>Ih sagen û mihhilar gifehon.</i>
<i>quod erit omni populo,</i>	<i>ther ist allemo folke.</i>
<i>quia natus est uobis hodie salvator,</i>	<i>bithiu uuanta giboran ist û hiutu heilant.</i>
<i>qui est christus dominus In ciuitate David.</i>	<i>ther ist christ truhtin In dauides burgi. Tat. 36, 3-7</i>

Die Fügung *nicuret iu forhten* ist Nachbildung der lateinischen Konstruktionen *nolite timere* (*nolo*+Infinitiv ‚ich will nicht‘). Streng genommen handelt es sich bei der Form (*ni*) *curet* nicht um den Imperativ, sondern um die alte Form des Konjunktivs Präteritum von *kiosan* (vgl. Braune 1987, 269). Wir haben also einen Fall vor uns, bei dem der Konjunktiv eine auffordernde Bedeutung entwickelt hat und in Funktion eines Imperativs auftritt. Für die Zeitgenossen der Tatian-Übersetzer wurden die Formen allerdings „vollständig als Imperative gefühlt“ (ebd.).

Die Imperative werden gewöhnlich nicht von Verben gebildet, welche eine Handlung bezeichnen, „die nicht durch fremde Aufforderung beeinflusst werden kann“ (vgl. Erdmann 1886, 119). Das Paradebeispiel ist hier das Verb *wellen* (nhd. *wollen*) das „eine aus eigener Initiative hervorgehende Entschliessung ausdrückt“ (ebd.). In Otfrids Evangelienbuch stößt man dennoch auf Versuche, die eigene Willensentschließung in Abhängigkeit von einem (nicht namentlich bekannten) Fremden darzustellen:

(112)

gilimphit theih thiz wolle joh thaz giscrib irfulle O. IV 17, 22

Nhd. bedeutet der Satz so viel, wie ‚es ist notwendig/es gehört sich, dass ich dies will‘. Es ist nun klar, dass hier der Sprecher in indirekter Weise (u.a. durch die Konjunktivform) signalisieren will, dass er in seiner Willensentschließung gewissermaßen beschränkt ist und dass jemand anderer ihm seinen Willen aufzwingt.

Ähnlich verhält es sich mit dem nächsten Beleg

(113)

uns limphit wir mit willen guatalih irfullen O. I 25, 12

wo das Sprecher-Ich ebenfalls zum Ausdruck bringt, dass man von ihm erwartet, dass er eine Handlung *mit willen*, sprich bereitwillig ausführt.

Wie derartige Umschreibungen sprachlich auch gelungen sein mögen, sind sie eher als Ausdrucksmittel einer Desiderativität (Voluntativität eines Fremden) zu behandeln und stehen, streng genommen, nicht im Mittelpunkt unserer Untersuchungen.

Fakt ist, dass ein Imperativ von dem Verb *wellen* sowohl für den Autor des Evangelienbuches, als auch für die ahd. Übersetzer des Tatian noch lange nicht zur Verfügung steht. Zum ersten Mal begegnet der Imperativ vom Verb *wollen* im Tristan, augenscheinlich unter Einfluss der vorhergehenden Imperativformen (vgl. auch Erdmann 1886, 119; Wunderlich/Reis 1925, 320):

*habe dines mannes sinne
und minne, daz dich minne;
welle, daz dich welle:
daz spil hât guot gevelle!* (9925)

6.2.1.2 Die Kategorie der Person und die Beibehaltung der Personalpronomina

Die Imperative sind die einzigen morphologischen Verbformen, die die Fähigkeit haben, ohne Beifügung der Personalpronomina das Subjekt auszudrücken. Dies ist auf die spezifische morphologische Struktur der Imperative selbst zurückzuführen, in der die Informationen über die grammatische Personkategorie mit enthalten sind. Eine zusätzliche Kennzeichnung der grammatischen Kategorie der Person ist in den Imperativsätzen nicht nötig (vgl. Simmler 1989, 648 f.). Rein pragmatisch gesehen, ist der Grund für die Auslassung der Personalpronomina „in dem Streben nach Kürze des Ausdrucks“ zu suchen (vgl. schon Held 1903, 9). Eine selbständige Hinzufügung des Personalpronomens kann

vor diesem Hintergrund einerseits als Verstoß gegen die Sprachökonomie angesehen werden, andererseits kann die Beibehaltung der Personalpronomina spezielle kommunikative Funktionen haben. Es ist daher davon auszugehen, dass die imperativischen Äußerungen mit und ohne Personalpronomen inhaltlich nicht identisch sind.

Die Fakultativität der Subjektsetzung war schon wichtiges Kennzeichen der ahd. Imperativformen, wobei, das sei nur am Rande erwähnt, diese Eigenschaft nicht nur auf die ahd. Imperative beschränkt werden darf (vgl. Simmler 1989, 648). Die genaue Analyse des Untersuchungsmaterials hat ergeben, dass der Wechsel von den ahd. Imperativformen mit und ohne Personalpronomen nicht beliebig ist, obwohl man ab und zu auf Fälle stößt, die von großer Unsicherheit in der Anwendung der Personalpronomina zeugen. Dennoch lassen sich Kontexte herausstellen, in denen die Anwendung des Subjektspronomens bei dem Imperativ einen spezifischen kommunikativen Sinn hat.

Das Personalpronomen *thu* in dem bereits aufgeführten Beleg

(114)

*Nu wird **thu** stummer sar* O. I 4, 66

sowie in den einigen anderen

(115)

*Drag **thu**, giloubi **thu** mir, then gundfanon anan thir*
In houbite inti in brustin, in thines herzen lustin O. V 2 9-10

(116)

Ellu, zelli ih thir, thiu thing (theist avur therer woroltring),
*ist iawiht mera ouh furdir – theist sin, giloubi **thu** mir* O. V 1, 33-34

(117)

*in herzen hugi **thu** inne* O. I 12, 26

dient nicht, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte, der Kontaktaufnahme. Es sorgt vielmehr für die „Referenzherstellung“ des Bezugnomens mit der angesprochenen

Person (vgl. auch Donhauser 1986, 102): Der Angeredete soll „darauf aufmerksam gemacht werden [...], daß er gemeint ist“ (vgl. Paul 1959, 16).

Es kann auch geschehen, dass der Sprecher den Aufgeforderten aus der Menge der übrigen Anwesenden „kontrastiv“ hervorheben will (vgl. Grundzüge 1981, 535). Auch das tut er mittels des Personalpronomens:

(118)

<i>ihesus autem ait illi. sequere me.</i>	<i>tho quad imo ther heilant. folge mír</i>
<i>& dimitte mortuos sepelire</i>	<i>Inti láz tote bigraban</i>
<i>mortuos suos. tu autem vade, adnuntia</i>	<i>iro totun thú fár inti sage</i>
<i>regnum dei.</i>	<i>gotes rihhi Tat. 86, 1- 4</i>

Mit dem Pronomen *thu* soll der Kontrast bzw. die Antithese zwischen zwei Lebenshaltungen verschärft werden: zwischen der entschiedenen Nachfolge Christi und der starken Bindung an Vergängliches. Die Voranstellung des Personalpronomens sorgt zusätzlich dafür, dass der Angesprochene nachdrucksvoll in den Vordergrund gestellt wird.

Das pronominale Subjekt in Imperativsätzen kann mit einer direkten Anrede an den Aufgeforderten kombiniert werden:

(119)

Wib, [...] *thaz giloubi **thu** mir* *O. II 14, 61*

(120)

N&imeas zacharia *ni forhti **thu** thir **Zacharias*** *Tat. 26, 23*

Die direkte Anrede kann in Spitzenstellung stehen und kataphorisch auf das pronominale Subjekt verweisen (vgl. Beleg 119), sie kann aber auch ans Ende des Imperativsatzes rücken und anaphorische Textfunktionen haben (vgl. Beleg 120). In beiden Fällen steht das Personalpronomen in der Nachstellung. Es geht nicht mehr um eine kontrastive Hervorhebung, wohl aber darum „die Schärfe und Bestimmtheit des Befehls zu mildern, statt des Befehls eine bloße Aufforderung, ja Bitte auszudrücken, [...] den Imp. der Aussageform zu nähern“ (vgl. Held 1903,10). Der Sprecher verleiht seiner Aufforderung also nicht allzu großen Nachdruck.

Die Beifügung der Personalpronomina ist auch für einen negierten Imperativsatz typisch:

(121)

Got gibit imo wiha joh era filu hoha
(*drof ni zuivolo **thu** thes*), *Davidas sez thes kuninges.* O. I 5, 27-28

(122)

*"Inthabe", quad er zi iru, "thih, drof ni ruari **thu** mih!*
ni fuar ih noh nu tharawert in mines fater geginwert. O. V 7, 57-58

Abgesehen von den unterschiedlichen kommunikativen Verwendungsbedingungen der Personalpronomina, zeigen all diese Fälle, dass der Imperativ nach der Kategorie der Person und des Numerus ohne weiteres bestimmt werden kann. Andererseits ist natürlich ebenfalls unverkennbar, dass eine weitere kategoriale Bestimmung der Imperativformen weitgehend erschwert ist. Der Imperativ scheidet auf Grund seines defekten Formparadigmas sowie der fehlenden Bestimmung bezüglich der Kategorie des Tempus aus der Reihe der übrigen „kanonischen“ Modi aus und weist nicht wie jene denselben kategorial-grammatischen Status auf. Für Donhauser (1986) ist dies Grund genug, den Imperativ als „infinite“ bzw. „semifinite“ Form einzuordnen, d.h. als Form zu behandeln, die sich der grammatischen Kategorisierung weitgehend entzieht und eine funktionale oder strukturelle Affinität zu grammatisch unbestimmten Formen zeigt, wie es etwa bei dem Infinitiv der Fall ist. Dieser Auffassung können wir uns nicht anschließen. Unsere Belege haben uns zu anderen Schlussfolgerungen geführt.

6.2.1.3 *Laz iz sus thuruh gan* - zur Verwendung der Hilfsverbform *lâzan* in Imperativsätzen

Die Aufforderung kann durch eine Hilfsverbkonstruktion *laz* + Infinitiv umschrieben werden, die auch heute eine wichtige Ausdrucksvariante der Aufforderung ist:

(123)

"Then fater, druhtin, einon then **laz** unsih biscowon
(thin wort sin ofto giwuag); so ist uns alles ginuag." O. IV 15, 27-28

(124)

Zi imo sprah tho lindo ther gotes sun selbo,
kunda imo, er iz wolta, iz ouh so wesana scolta.
"**Laz** iz sus thuruh gan, so wir eigun nu gisprochan;
uns limphit wir mit willen guatalih irfullen." O. I 25, 9-12

(125)

"**Laz** sia", quad ther meistar, "duan thiu werk thiu si bigan,
thaz siu iz nirfulle nu thiu min; ni muaz si, sih bigaban bin.
Mit iu eigut ir ginuhto io armero wihto;
nales avur mih in war ni eigut emmizigen hiar." O. IV 2, 31-34

In all diesen Belegen fordert der Sprecher den Angesprochenen nicht so sehr dazu auf, eine konkrete Handlung aufzunehmen, sondern vielmehr dazu, ihm oder einer anderen Person eine Erlaubnis bzw. eine Genehmigung zu erteilen, diese Handlung auszuführen. Es sind Anwendungen im Sinne eines Erlaubens bzw. eines Zulassens (vgl. Erben 1961, 464); die Ersatzproben bestätigen dies:

(126)

<i>sequere me., ille autem dixit</i>	<i>ther quad imo thó</i>
<i>domine. permitte me primum ire</i>	<i>herro, lâz mih ér faran</i>
<i>& sepelire patrem meum</i>	<i>inti bigaban minan fater. Tat. 85, 30-32</i>

→ Herr, erlaube mir/lass zu, voher hinzugehen und meinen Vater zu begraben

(127)

<i>& ait alter.</i>	<i>tho quad ander</i>
<i>sequar te domine. sed primum</i>	<i>ih folgen thir herro ouh ér</i>
<i>permitte mihi renuntiare his</i>	<i>laz mih fursagen then</i>
<i>qui domi sunt</i>	<i>thie in huse sint. Tat. 86, 4-7</i>

→ Erlaube es/lass es zu, mich zu verabschieden von denen, die zu Hause sind

Auch bei Luther heißt es explizit:

*Der sprach aber / HErr / **Erleube** mir / das ich zuuor hingehē / vnd meinen Vater begrabe.*

*[Luther-Bibel 1545: Das Lukasevangelium. Digitale Bibliothek Band 29:
Die Luther-Bibel, S. 4341 (vgl. Lk 9, 59)]*

*VND ein ander sprach / HErr / Jch wil dir nachfolgen / Aber **erleube** mir zu vor / das ich einen
Abscheid mache mit denen / die in meinem Hause sind.*

*[Luther-Bibel 1545: Das Lukasevangelium. Digitale Bibliothek Band 29:
Die Luther-Bibel, S. 4341 (vgl. Lk 9, 61)]*

Auffällig ist, dass die Realisierung der gewünschten Handlung nicht vom Sprecher, wie es ja in einer prototypischen Aufforderungssituation der Fall ist, sondern vom Willen des Angesprochenen abhängt. Der Imperativ mit *lâzan* (lat. *permittere* ‚erlauben‘) setzt also die Anwesenheit eines Erlaubenden, von dem das Einverständnis für die Ausführung der Handlung ausgeht, voraus. Die Imperative mit dem Hilfsverb *lâzan* sind stets stilistisch markiert: Sie sind Höflichkeitsformeln, „welche die entscheidung aus der hand des auffordernden in die des aufgeforderten zu spielen“ scheinen (vgl. Grimm 1898, Bd. 4, 95).

In all diesen Fällen handelt es sich allerdings nicht um Formen mit der Funktion eines Adhortativs. Das Verb *lâzan* konnte in periphrastischen Fügungen keine adhortativen Funktionen kodieren, so dass die Aufforderung an die 1. Person Plural (*Lass/Lasst uns gehen*; eng. *Let's go*) im Althochdeutschen primär durch synthetische Verbformen des Konjunktivs Präsens (etwa: *farames*, *gemes*) zum Ausdruck gebracht wurde (mehr dazu vgl. das Kap. 6.4.2.). Der ahd. Satz *Then fater, druhtin, einon then laz unsih biscowon* (vgl. Beleg 123) müsste man demzufolge ins Neuhochdeutsche übersetzen als: ‚Nur den Vater allein, den lass uns (=erlaube es uns/lasse es zu), Herr, anschauen‘ (vgl. dazu Kelle 1870, 318). Wenn also der ahd. Sprecher das Verb *lâzan* gebrauchte, dann gebrauchte er

es immer in seiner lexikalischen Bedeutung als Entsprechung von lat. *permittere* oder *sinere*. Und in dieser Bedeutung konnte es auch ohne Infinitiv vorkommen. Im untersuchten Material gibt es dafür einige Belege, u.a. diesen:

(128)

<i>C&eri uero dicebant</i>	<i>thie andre quadun</i>
<i>sine uideamus.</i>	<i>láz nu gisehemes</i>
<i>an ueniat helias</i>	<i>oba come helias</i>
<i>liberans eum</i>	<i>losenti inan. Tat. 318, 4-7</i>

lâzan wird hier nicht als entsemantisiertes Hilfsverb, sondern gerade als Vollverb gebraucht, das seine konkrete, lexikalische Bedeutung ‚etwas unterlassen‘, beibehält (lat. *sinere*). Mit der imperativischen Form *laz* ist hier wohl nicht das Veranlassen gemeint, sondern ein nachdrücklicher Befehl, nichts an dem andauernden Zustand zu ändern. Insbesondere bei der Übertragung ins Neuhochdeutsche kommt das deutlich zum Vorschein: *Halt, laßt uns sehen, ob Elia kommt, ihn zu retten* (vgl. Elberfelder Bibel, Mt. 27, 49), wo die ahd. imperativische Form *laz* mit dem Imperativ des nhd. Vollverbs *halten* wiedergegeben wird. Ähnlich auch Luther: *Die andern aber sprachen / Halt / las sehen / Ob Elias kome vnd jm helffe.* (ebd. S. 4202). Es sei am Rande angemerkt, dass die Imperativkonstruktionen mit *lassen* insbesondere von Luther verwendet wurden, in den älteren Bibelübersetzungen aber kaum begegnen (vgl. Grimm 1898, Bd. 4, 95).

Der nächste Beleg aus dieser Gruppe ist:

(129)

Bi thiu laz thia suorga (theist es guat) themo thih sulichan giduat,
mit wati er thih io werie joh emmizigen nerie.
Er weiz ana zuival, thaz ir es bithurfut ubar al,
ni mugut ouh firlazan, ni ir sulih sculit niazan. O. II 22, 25-28

Auch hier tritt das Verb *lâzan* nicht als Auxiliar, sondern als Vollverb auf, allerdings nicht in der Bedeutung ‚etwas unterlassen‘, sondern in der modifizierten Lesart ‚jdm. etwas überlassen,‘. Auch die Sprechsituation liefert einen wichtigen Hinweis: Der Sprecher wendet sich an den Angesprochenen mit dem Appell, alle Sorgen dem allwissenden und

allmächtigen Gott anzuvertrauen, alle Lasten bei ihm abzuladen. *Bi thiu laz thia suorga [...] themo thih sulichan giduat* kann nhd. nur heißen: ‚Daher überlass die Sorge dem, der dich so geschaffen hat.

In nicht-imperativischen Sätzen drückt das Verb *lâzan* ebenfalls eine Art Erlaubnis aus. Auch in der Arbeit von Ide (1996, 106 f.) wird darauf hingewiesen, dass das Verb *lassen* im älteren Deutsch primär kausativ, im Sinne eines Veranlassens bzw. eines Zulassens und nicht in der Bedeutung eines Aufforderns gebraucht wird:

(130)

*Thaz imo ouh ni wari thaz gibot zi filu suari,
joh iz mohti irfullen mit gilustlichemo willen:
Liaz inan waltan alles thes wunnisamen feldes;
nuzzi thera guati, zi thiu er thiz gihialti. O. II 6, 9-12*

(131)

*"Thaz er thie wenege ni finde so firdane,
joh mannilih thes gahe, zi buazu gifahe."
Fuar er tho in thia worolt in, liaz thaz wuastweldi sin,
joh fuar er kundenti thaz, so wito so thaz lant was: O. I 23, 7-10*

Das semantische Merkmal ‚Auffordern‘ wird im Althochdeutschen durch ein anders Lexem ausgedrückt, und zwar durch das ahd. Verb *heizan* (etwa: „*Ther mih*“, *quad er, heilta, er sus iz al gimeinta; giwisso sagen ih iz iu: er hiaz mih gangan mit thiu.*“ O. III 4, 37-38). Im modernen Deutsch werden all diese semantischen Unterschiede auf der Ausdrucksebene nicht kenntlich gemacht. Das nhd. Verb *lassen* hat also eine extreme Bedeutungsweite und kann zur Kodierung unterschiedlicher Bedeutungsvarianten eingesetzt werden. So kann es bekanntlich sowohl eine Aufforderung als auch eine Zulassung, eine Veranlassung bzw. eine Unterlassung ausdrücken (vgl. u.a. Weinrich 2007, 284 f.; Brinkmann 1971, 293; Helbig/Buscha 1975, 156). Da aber diese Kontexte eher zur Desiderativität (Aufforderung eines Dritten) gehören, werden sie hier nicht weiter erörtert.

6.2.1.4 Der Imperativsatz mit performativem Vorspann

Dem Befehl kann ein performativer Vorspann vorausgehen:

(132)

*"Sage mir nu, friunt min, wio dati so bi then win,
thih sus es nu inthabetos, so lango nan gisparatos? O. II 8, 45- 46*

Der performative Vorspann *Sage mir nu, friunt min* fungiert hier als „Illokutionsindikator“, der die Illokutionsermittlung erleichtert bzw. die Zugehörigkeit der Äußerung zu einem bestimmten Typ des Sprechaktes kennzeichnet (vgl. Conrad 1988, 96; 270).

Der performative Vorspann kann jedoch gelegentlich irreführend sein. Dies soll an dem Beispiel gezeigt werden, das wir bereits in einem andern Zusammenhang besprochen haben (vgl. 6.2.1.2):

(133)

*Wib", quad er, "ih sagen thir, thaz giloubi thu mir:
quement noh thio ziti mennisgon bi noti,
Thaz ir noh hiar noh ouh thar ni betot then fater, thaz ist war.
[...]. O. II 14, 61-63*

Der performative Vorspann *ih sagen thir* suggeriert den assertiven Wert des Sprechaktes. Dem ist aber nicht so. Der Vorspann ist stattdessen mit der nachfolgenden Imperativ-Äußerung *thaz giloubi thu mir* in Verbindung zu bringen und als Aufforderungsindikator zu erfassen. Der Sprechakt trägt also die Züge eines *deklarativen* Sprechaktes, mit dem der Hörer zu einer Handlung veranlassen wird.

6.2.2 „Imperativ der Gruppenanrede“: Die Abgrenzung gegen den Indikativ

Die Aufforderung des Sprechers kann auch an eine Gruppe der Anwesenden gerichtet werden. In derartigen Fällen spricht man gewöhnlich vom „Imperativ der Gruppenanrede“ (vgl. Simmler 1989, 644):

(134)

Suachet io mit mahti thes himilriches rihti; O. II 22, 29

(135)

*"Giduet mih", quad er, "anawart bi thes sterren fart;
so faret, eiscot thare bi thaz kind sare! O. I 17, 45-46*

(136)

*Dicit eis ihesus thó quad ín ther heilant.
Impl&e hydria aqua full& thiu faz mit uuazaru Tat. 81, 30-31*

(137)

*et dicit eis ihesus., thó quad ín ther heilant.
haurite nunc. & ferte skeph& nú inti bring&
architriclino., & tulerunt themo furist sizzenten Tat. 82, 1-3*

(138)

*sed&e hic sizzet hier
Et orate ne Intr&is Inti betot thaz ir niget
In temptationem In costunga Tat. 294, 1-3*

(139)

*Ihesus uero ther heilant
ait eis. sinite paruulos quad tho in. lazzet thie luzilon
& nolite eos prohibere inti nicuret sie uueren
ad me uenire zi mir coman. Tat. 161,30-31+ 162,1-2*

(140)

*si ergo me queritis obir mih suohet
sinite hos abire lazzet these hina gangan Tat. 297, 13-14*

Die imperativischen Formen *suachet, giduet, faret, eiscot, fullet, skephet, bringet, sizzet, betot* und *lazzet* fallen morphologisch mit den indikativischen Formen für die 2. Person Pl. zusammen. Die Form *nicurit* ist, streng genommen, ein Konjunktiv Präteritum, die aber schon früh als Imperativ fungiert hat, weshalb in Analogie an echte Imperativformen neben *nicurit* oft *nicuret* vorkommt (vgl. Braune 1987, 269).

Bekanntlich verfügt der ahd. Imperativ der Gruppenanrede über keine genuinen Verbformen mit morphologischer Imperativmarkierung. Seine funktionale Bedeutung wird daher mit Hilfe des indikativischen Ersatzformenparadigmas kodiert. Man könnte unter Umständen die Imperativformen als „Varianten des Indikativs interpretieren“ (vgl. Wichter 1978, 134), die in Folge einer invertierten Serialisierung entstanden sind. Die Grammatikalisierung des Imperativs kann man sich daher als einen stufenweisen Wandelprozess vorstellen: Aus der syntaktisch unmarkierten Serialisierung der indikativischen Formen (etwa: *ihr gebt*) ist in Folge einer syntaktischen Inversion, d.h. in Folge einer linearen Umstellung und Auslassung der Personalpronomina eine markierte Form (*gebt!*) entstanden, die eine neue, imperativische Lesart ausdrückt. In der gesprochenen Sprache leisten natürlich die prosodischen Elemente „zusätzliche Klärung“ (ebd.).

So gesehen wäre „der Ausdruck der Aufforderung eine topologische Angelegenheit [...] und nicht eine morphologische“ (ebd.). Gleichwohl ist zu betonen, dass von diesem Kategorisierungsschema die autonomen Imperativformen für die 2. Person Sg. abweichen, die ja, wie bereits gezeigt, eine eigene Morphologie entwickelt haben.

6.3 Die Imperativsätze als Gliedsätze

Im untersuchten Material gibt es Belege für die Anwendung des Imperativs in einem Satzgefüge:

(141)

*pr&ereuntes autem
blasphemabant eum
mouentes capita sua
& dicentes
ua qui destruit templum*

*thie furi uarenton
bismarotun inan
ruortun iro houbit
Inti quedeni
uuah thiedar ziuiirpfit tempal*

<i>& in triduo illud reaedificat.</i>	<i>inti in thrin tagon iz abur gizimbrot.</i>
<i>salua tem&ipsum</i>	<i>heili thih selbon</i>
<i>si filius dei es</i>	<i>oba thu gotes sun sís</i>
<i>descende de cruce.</i>	<i>stíg nidar fon themo cruce</i> <i>Tat. 315, 12-20</i>

(142)

oba thu sis gotes sun, stíg nu nidar *O. IV 30, 17*

Die Imperativsätze treten in beiden Fällen als übergeordnete Gliedsätze (als Hauptsätze) eines Satzgefüges auf. Die Anwendung des Imperativs in Satzgefügen ist jedoch unüblich, da die Imperativsätze prototypisch stets als selbständige Konstruktionen vorkommen. Auch Wunderlich/Reis (1924, 327) greifen die Problematik auf und verweisen darauf, dass sich mit dem Nebensatz „jeder andere Modus leichter verbindet als der Imperativ“.

Treten die Imperativformen - so wie hier - in einem konditionalen Satzgefüge auf, so ist davon auszugehen, dass der Sprecher einen besondern Wert auf die Bedingung legen will, unter der sich die Verwirklichung seines Befehls oder seines Wunsches vollzieht bzw. vollziehen könnte. Er will somit nicht so sehr die Realisierung seines Wunsches herbeiführen, sondern vielmehr seine Vorstellung über die Verwirklichung desselben kundtun. Gleichwohl ist anzumerken, dass die Imperativsätze trotzdem kaum an ihrer gram-matischen Selbstständigkeit verlieren, sprich sie können jederzeit aus dem Satzgefüge herausgelöst werden und als autonome Aufforderungssätze auftreten.

Den gleichen Wunsch kann der Sprecher auch indirekt, ohne den Adressaten anzusprechen, zum Ausdruck bringen (mehr dazu vgl. 7.3.1):

(143)

<i>si rex israhel est</i>	<i>ob iz israhelo cuning si</i>
<i>descendat nunc de cruce</i>	<i>er stige nidar fon themo cruce</i> <i>Tat. 315, 25-26</i>

Bemerkenswert ist, dass in all diesen Fällen im Konditionalsatz stets der Konjunktiv Präsens steht, der „bis ins Mhd. hinein namentlich bei Imperativ oder wünschendem Konjunktiv im Hauptsatze“ steht (vgl. Erdmann 1886, 149). Bei der Übertragung ins Nhd. wird der Konjunktiv durch den Indikativmodus abgelöst: *Wenn du Gottes Sohn bist.../ Wenn er König von Israel ist...*

Wenn die Imperativsätze in Form eines Hauptsatzes in dem konditionalen Satzgefüge vorkommen, so gilt umgekehrt, dass sie auch konditionale Nebensätze ersetzen können:

(144)

Stig nidar, wir gilouben thir sar *O. IV 30, 28*

Diese Stelle kann nhd. nur heißen: *wenn du niedersteigst, so werden wir dir glauben* (vgl. auch Erdmann 1886, 120). Wir sehen, dass der ahd. Imperativ als funktionaler Äquivalent eines Bedingungssatzes gebraucht wird: Er nennt eine Bedingung, deren Erfüllung Voraussetzung für die Verwirklichung eines (im Hauptsatz geschilderten) Sachverhalts ist.

Die Willensäußerung begegnet auch in Satzgefügen, deren Nebensätze mit einem verallgemeinernden Relativum eingeleitet werden und somit als Konzessivsätze gelten:

(145)

dicit mater eius ministries., *thó quad sín muoter zí then ambahton*
Qquodcumque dixerit uobis facite. *só uúaz só hér íu quede só tuot ír* *Tat. 81, 24-25*

Die Bedeutungsspezifität der Konzessivsätze besteht darin, dass der Kausalzusammenhang (Bedingung- Wirkung), der dem Satz zu Grunde liegt, gestört bzw. unterbrochen wird (vgl. Helbig/Buscha 1975, 591). Dies ist darauf zurückzuführen, dass der kausale Umstand nicht wirksam genug ist, um die zu erwartende Ausführung bzw. die Unterlassung einer Handlung zu blockieren (vgl. Gelhaus 1998, 162 f.; Erben 1972, 205). Die Verbindung des Konzessivsatzes mit einem Imperativsatz darf also nicht verwundern, zumal wenn der Sprecher will, dass die Realisierung des Befehls im Hauptsatz unter allen Umständen ausgeführt wird. Der Konzessivsatz dient hier also der Intensivierung des Wunschausdrucks des Sprecher-Ichs.

6.4. Indirekte Befehle und Wünsche des Sprecher-Ichs

6.4.1 Aufforderungen des sprechenden Ichs aus der Distanz

Zum Ausdruck der voluntativen Modalität werden im Ahd. neben den imperativischen auch konjunktivische Verbformen gebraucht. Beide Typen der Ausdrucksmittel sind jedoch keine Konkurrenzformen, sondern kennzeichnen sich durch eine komplementäre Verteilung hinsichtlich der Kodierung der Aufforderung: Während die imperativischen Verbformen kraft des direkten Bezugs zum Redemoment durchgängig dem Ausdruck „direkter“ Befehle dienen, kodieren die konjunktivischen Formen „indirekte“ Wünsche bzw. Befehle:

(146)

<i>& subito factum est cum angelo</i>	<i>thô sliumo uuard thar mit themo engile</i>
<i>multitudo militiae caelestis</i>	<i>menigi himilisches heres.</i>
<i>laudantium deum & dicentium,</i>	<i>got lobontiu inti quedentiu,</i>
<i>gloria In altissimis deo</i>	<i>tiurida sí In then hohistôm gote.</i>
<i>& in terra pax hominibus</i>	<i>inti In erdu sí sibba mannun</i>
<i>bonae voluntatis.</i>	<i>guotes uuillen. Tat. 36, 11-15</i>

(147)

<i>Dixit autem maria.</i>	<i>thô quad maria.</i>
<i>ecce ancilla domini fiat mihi</i>	<i>seno nu gotes thiu uuese mir</i>
<i>secundum uerbum tuum.</i>	<i>after thinemo uuorte Tat. 29, 4-6</i>

(148)

"Ih bin", quad si, "gotes thiu zerbe giboraniu;
si wort sinaz in mir wahsentaz!" O. 15, 65-66

Wie man sieht, handelt es sich hierbei durchgängig um die Formen des Konjunktivs Präsens, die in der Funktion eines Jussivs vorkommen. Der jussive Konjunktiv Präsens kann nicht nur Wünsche aus der Distanz, sondern auch Gebote oder etwas stärkere Aufforderungen ausdrücken. Welche Auffassung jeweils vorliegt, ist jedoch nicht aus der formalen Beschaffenheit der Form selbst zu erklären. Ist die Aufforderung, wie in den aufgeführten Belegen der Fall ist, an einen unbestimmten Hörerkreis bzw. an eine handlungsunfähige Größe gerichtet, so erscheint sie als Wunsch. Steht die Ausführung der Aufforderung in

der Macht des Aufgeforderten, liegt ein Verbot oder Gebot vor (ähnlich argumentiert auch Behaghel 1924, 225):

(149)

*Arme joh thie riche so **gen** iu al giliche O. V 16, 29*

(150)

***Fare** in alethrati so wer so io ubil dati,
fon mir in alagahe, joh sih mir ni nahe! O. II 23, 29-30*

(151)

*Thaz si gomman joh wib (in thiu se wollen haben lib,
in thiu se thaz giliezen, thaz se erdrihes niezen),
Junger joh alter - tharana **si** er gizalter; O. I 11, 7-9*

Auffallend ist, dass der jussive Konjunktiv Präsens, welche semantische Funktionen er auch immer kodieren mag, sich stets auf die 3. Person Sg. oder Pl. bezieht.

In vielen Fällen besteht zwischen der lateinischen Vorlage und dem ahd. Text eine funktionale und formale Affinität in der Setzung des jussiven Konjunktivs:

(152)

<i>si quis vult post me uenire</i>	<i>oba uuer uuolle after mir queman</i>
<i>abneg& sem&ipsum. & tollat</i>	<i>uorsache sih selbon. inti neme</i>
<i>crucem suam & sequatur me.,</i>	<i>sin cruci inti folge mir Tat. 144, 15-17</i>

Zuweilen kann der jussive Sachverhalt in der lateinischen Vorlage nominal ausgedrückt werden. An der entsprechenden Stelle im ahd. Text finden wir dagegen eine morphologisch kodierte Form vor:

(153)

<i>& hoc uobis signum, Inveni&is</i>	<i>thaz sî iu zi zeichane. thaz ir find&</i>
<i>infantem pannis Inuolutum</i>	<i>kind mit tuochon bivvuntanaz</i>
<i>& positum In presepio.</i>	<i>inti gilegitaz in crippa; Tat. 36, 8-10</i>

6.4.2 Aufforderungen des sprechenden Ichs an die 1. Person Pl.

Die Sprechakten der Aufforderung sind prototypisch durch ein Gefälle der Rollen des Sprechers und des Hörers gekennzeichnet: Während das Sprecher-Ich der Auffordernde ist, ist der Hörer stets derjenige, der aufgefordert wird. Doch nicht alle Sprechakte der Aufforderung lassen sich nach diesem Schema erfassen. Bei dem inklusiven Imperativ (bzw. bei dem Adhortativ, lat. *adhortativus* „ermahnend“, „ermunternd“) sind „beide Rolle verbunden“ (vgl. Erben 1983, 406): das Sprecher-Ich ist gleichermaßen der Auffordernde und der Ausführende der Aufforderung. Die durch den Adhortativ kodierte Aufforderung ist an die 1. Person Pl. gerichtet, sprich sie ergeht an alle Teilnehmer der Sprechsituation. Das Sprecher-Ich kann sich hier nur insofern begünstigt fühlen, als gerade von *ihm* die Ermunterung bzw. die Initiative für eine Aktion ausgeht. Doch in deren Ausführung schließt es sich zugleich mit ein (vgl. Erben 1983, 407). Das bedeutet, dass der Sprecher sich genauso zuständig für die Ausführung der von ihm aufgeforderten Tätigkeit fühlt wie die übrigen Teilnehmer der Sprechsituation. Die Aufforderung zu einer gemeinsamen Handlung ist ein „elementarer Sprechakt“, der immer dann vollzogen wird, wenn der Sprecher seine Gesprächspartner tatsächlich als Partner oder Gefährten behandelt (vgl. Erben 1961, 459). Bereits im Althochdeutschen gab es mehrere Ausdrucksmöglichkeiten der adhortativen Bedeutung, bei denen die morphologischen Kodierungsformen funktional am meisten belastet waren:

(154)

Ther tod was in wunna thuruh gotes minna;
iz Krist in deta suazi, thaz in iz wola sazi.
Simes *wir ouh balde, ob es thurft werde,*
thaz wir thaz irwellen, thaz ferah bi inan sellen; O. IV 5, 47-50

(155)

Giwisso wizzun wir thaz theiz fora then ostonon was,
tho druhtin wolt es waltan, fon themo grabe irstantan;
Simes *ouh giwisse: fora themo irstantnisse*
mit minnon io ginuagen zisamane unsih fuagen!
Scowomes *ouh thanne: wara druhtin gange,*
wir unsih imo io nahen, thaz wir ni missifahen. O. III 7, 5-10

(156)

<i>pastores loquebantur ad inuicem</i>	<i>thô sprachun thie hirta untar In zuisgen,</i>
<i>transemus usque b&hleem & uideamus</i>	<i>farames</i> zi b&hleem Inti <i>gisehemes</i>
<i>hoc uerbum quod factum est</i>	<i>thaz uuort thaz thar gitân ist.</i>
<i>quod dominus ostendit nobis</i>	<i>thaz truhtin uns araugta. Tat. 36, 19-22</i>

(157)

<i>surgite eamus ecce adpropinquauit</i>	<i>erstét Inti gemes senu nu nahlihot</i>
<i>qui me trad&</i>	<i>therde mih selit. Tat. 296, 2-3</i>

Insbesondere in dem letzt genannten Textbeispiel ist der Unterschied zwischen dem Imperativ und dem Adhortativ ersichtlich: Durch den Imperativ *erstet* richtet der Sprecher einen Befehl an die 2. Person Sg.; die Aufforderung ergeht nur an die angesprochenen Personen; in die Ausführung der adhortativen Aufforderung *gemes* inkludiert der Sprecher auch sich selbst.

Es fällt auf, dass bei dem ahd. Adhortiv, anders als es in der Gegenwartssprache der Fall ist, das Personalpronomen *wir* fakultativ ist. In den allermeisten Fällen wird das Personalpronomen also ausgelassen. Das ahd. Verb *gangan* wird im ahd. Tatian - um hier nur ein Beispiel herauszugreifen - insgesamt sechs mal adhortativ verwendet, dabei nur ein einziges Mal in Verbindung mit dem nachgestellten Personalpronomen *uuir* (*gemes uuir, thaz uuir sterben mit imo* vgl. Tat. 230, 17). Das zeigt, dass die Markierung der Personkategorie bei dem ahd. Imperativ durch zusätzliche Mittel als redundant empfunden wurde, weil diese Informationen schon in der Morphemstruktur der verbalen Imperativform enthalten waren. Darüber hinaus sind die ahd. Adhortativformen exakte Entsprechungen der lateinischen morphologischen Verbformen, die ja bekanntlich transparent sind, d.h. keine Markierung durch die Personalpronomina erfordern. Wird die Personkategorie also ausdrucksseitig signalisiert, liegt eine markierte Form vor. Auch Erben (1961, 460) kommt zu ähnlichen Schlussfolgerungen, wenn er schreibt, dass die Form ohne Personalpronomina der „Normaltyp“ ist, also etwa *Farames!* Der Zusatz des Pronomens *wir* (*Farames wir!*) ist eine „stilistische Variante“ und erfolgt „nur im Falle einer betonten Hervorhebung“ oder wegen des „rhythmischen Akzent[s]“ (ebd.).

Die ahd. Verbformen *farames*, *gemes* sind formale und funktionale Pendants zu den lat. Formen *transeamus*, *eamus*. Es ist wohl kein Zufall, dass insbesondere die Bewegungsverben in Aufforderungen dieser Art verwendet werden; augenscheinlich ist es „von

besonderem kommunikativen Belang [...], eine Gruppe in Bewegung und eine Interaktion in 'Gang' zu bringen“ (vgl. Erben 1983, 407). In Funktion eines Adhortativs treten auch andere Verben auf, welche eine Handlung bezeichnen, die gemeinschaftlich ausgeführt werden kann. Eine Kumulation der adhortativen Aufforderungsformen befindet sich an der folgenden Stelle in Otfrids Evangelienbuch:

(158)

*Nu Krist in therera redinu zeichan duit so menigu,
so thie ewarton quatum, iz al in ubil datun:
Nu **duemes** wir thaz zuival thana sar ubar al,
giloubemes thero dato; iz sizit uns so thrato;
Keremes in muate uns selben io zi guate
frammortes thia gotes dat, so siu thar giscriban stat: O. III 26, 1-6*

Der Text ist Teil eines Moraliter-Kapitels. Die Moraliter-Abschnitte charakterisieren sich u.a. dadurch, dass sie keine Ereignisse aus dem Leben und Wirken Jesu darstellen, sondern den Sinn und die Bedeutung dieser Ereignisse erklären. Es darf daher nicht verwundern, dass Otfrid an diesen moralisierenden Stellen seine Leser bzw. Zuhörer zu einer gewissenhaften Befolgung der Lehre Christi ermuntert (*duemes, giloubemes, keremes frammortes*), ohne ihnen jedoch seinen Standpunkt aufzuzwingen. Es ist wohl auch leicht nachvollziehbar, dass Otfrid nicht die Möglichkeit hatte und auch nicht beabsichtigte, seine Hörer durch eindringliche Ermahnungen und nachdrückliche Aufforderungen zu einer Glaubenshaltung aufzurufen. Es war ja nicht möglich, die alten heidnischen Weltanschauungen einfach durch strenge Verbote und dringliche Gebote zu verdrängen. Vielmehr war es notwendig, die neuen christlichen Glaubensinhalte zu erklären und sie verständlich und glaubhaft dem Publikum zu vermitteln. Otfrid versucht daher, seine Neigung zum Moralisieren zu verbergen und zwischen Aufforderungen und Unterweisungen einen Mittelweg zu finden. Er verweist „auf gute und schlechte Vorbilder“ (vgl. Büge 1908, 62), positioniert sich als Prediger, der zu seinem Publikum spricht und seine Zuhörer in einer höflichen und auf jeden Fall in einer diplomatischen Weise ermuntert, ermahnt und zu einer christlichen Lebenshaltung auffordert.

Die Bedingung für den Gebrauch der Adhortativformen ist hier „eine echte oder vorgestellte Partnerschaft zwischen dem Sprecher und den zum Mittun Aufgeforderten“

(vgl. Erben 1961, 459 Anm. 1): Der Auffordernde spielt hier nicht die Rolle eines höher Gestellten, der die Befehle erteilt, sondern ist „einer von dem Volk“, der sich im selben Maße verpflichtet fühlt, die Gebote Gottes einzuhalten, wie der, den er auffordert.

Als Ausdrucksvariante für die adhortativen Formen hat das Ahd. vor allem die Verbindung von *sculan* und dem Infinitiv entwickelt. Andere Ersatzfügungen wie etwa die Umschreibung mit dem Verb *wellen* haben sich erst später durchgesetzt (vgl. Behaghel 1924, 230):

(159)

*Wir sculun unsih samanon zi rehteren redinon,
wir unsih gote liuben joh rehtor gilouben O. III 26, 11-12*

Kelle (1870, 267) hat diese Stelle ins Nhd. wie folgt übertragen:

*In unserem Kreise lasset uns
Zu Rathe geh'n auf bessere Art,
Da muss man Gott ergeben sich
Und glauben, wie es sich geziemt*

Das ahd. Modalverb *sculan* hat Kelle in seiner Übertragung zu Recht nicht bei dem nhd. Verb *sollen* belassen, sondern hat es durch das Hilfsverb *lassen* ersetzt, wodurch die adhortative Funktion des ahd. Modalverbs noch expliziter zum Ausdruck kommt.

Zu dem adhortativen Gebrauch von *sculan* kam es augenscheinlich „in Anschluß an imperativische Umschreibungen der 2. Person: *Ir scúlut io thes gigáhen*“ (vgl. Erben 1961, 460). Das Modalverb *sculan* hat sich jedoch als Ersatzform für den Adhortativ nicht durchgesetzt. In der Folgezeit haben diese Funktion das Verb *wollen* und - wie die Übertragung von Kelle es nahe legt - die Umschreibung mit *Lass(t)* + Infinitiv übernommen, so dass in der Gegenwartssprache insgesamt von den drei Ausdrucks-möglichkeiten der adhortativen Bedeutung ausgegangen werden kann: (1) *Fahren wir!* (2) *Lass(t) uns fahren!* (3) *Wir wollen fahren!*

In der Funktion eines Adhortativs kann auch das Modalverb *mugan* vorkommen. Die Belege dafür sind aber nur vereinzelt:

(160)

Wir eigan iz firlazan; thaz **mugun** wir io riazan
joh zen inheimon io emmizigen weinon. O I 18, 11-12

Hier will der Sprecher nicht sagen, „dass wir die Fähigkeit zum Klagen haben, sondern dass der Verlust des Paradieses uns den Anlaß zur Klage gibt“ (vgl. Lühr, 1987, 269). Der Sprecher fordert also zum Beweinen des verlorenen Paradieses auf, inkludiert aber zugleich sich selbst in die Ausführung der Aufforderung mit ein.

In dem *sculan-/mugan-/wellen*-Typ ist die Erststellung des Verbs also nicht notwendig. Das Modalverb genügt allein, um eine adhortative Bedeutung zum Ausdruck zu bringen (vgl. auch Wolf 1994, 214).

Den Adhortativ kann auch der optativische *thaz*-Satz ersetzen, dessen Hauptsatz ausgelassen wurde:

(161)

Er lerta unsih joh zeinta, thaz druhtin unser meinta
(thaz wir ni kertin thanana uz!) thaz sines lichamen hus. O. II 11, 43-44

6.4.3 Exkurs: Der Adhortativ in den ahd. Grammatiken

Die Form des Adhortativs ist bekanntlich keine genuine Form des deutschen Verbalparadigmas. Doch darüber, wie die Form einzuordnen ist, besteht in der germanistischen Grammatikforschung kein Konsens. Auch in den deutschen sprachhistorischen Grammatiken wird der Adhortativ nicht einheitlich dargestellt, so dass man, grob gesehen, drei (zum Teil auch weit auseinander liegende) Einordnungsversuche dieser Form unterscheiden kann:

- 1) Der Adhortativ ist mit dem Indikativ formengleich
- 2) Der Adhortativ gehört zum Imperativ-Paradigma
- 3) Der Adhortativ ist eine Konjunktivform

Man kann also sehen, dass der Adhortativ in unterschiedlichen Verbparadigmen seinen Platz sucht. Wie auch immer die morphologische Beschaffenheit der Adhortativformen beschrieben wird, ist seine funktional-semantische Leistung stets die selbe: Es handelt sich um eine Aufforderung an die 1. Person Pl., in deren Ausführung der Sprecher sich selbst inkludiert.

In der vorliegenden Arbeit werden die Formen des ahd. Adhortativs dem Konjunktiv zugeordnet. Dass es sich dabei um die Formen des Konjunktivs Präsens handelt, zeigt auch der Adhortativ vom Verb *sein*: *Wir sind* (Indikativ)/*Wir seien* (Konjunktiv Präsens) → *Seien wir*. Die Ersatzprobe mit dem Indikativ (*Sind wir*) ist zwar grammatisch korrekt, macht aber deutlich, dass es sich in derartigen Fällen um eine Entscheidungsfrage handelt und nicht um eine Aufforderung. Der Adhortativ wird auch nicht dem Imperativ-Paradigma zugeordnet, da wir damit gewöhnlich die Aufforderungsformen für die 2. Person Sg. bzw. Pl. verbinden.

Streng morphologisch betrachtet fallen die indikativischen und adhortativen Verbalformen im Ahd. in einer Form zusammen. Sehr bald vollzog sich im Ahd. eine Vermischung beider Formen: Neben den Formen auf *-mes* (z.B. *helfames*) traten auch kürzere auf *-m/-n* (*helfem*) auf, so dass „in älterer Zeit in manchen Quellen der Optativ [bzw. der Adhortativ] die Indikativformen auf *-ames* oder *-emes* etc. annahm, - während umgekehrt in anderen Quellen der Ind. die Optativformen auf *-em,- en* etc. erhielt“ (vgl. Braune 1987, 264). Sehr gut dokumentiert das u.a. Schatz (1927, 324), der eine diatopische Verteilung der indikativischen und adhortativen Formen bietet. Allmählich begannen die Formen auf *-mes* zu verschwinden. Im Laufe des 9. Jhs. nahm der Gebrauch des Konjunktivs (auch in Funktion eines Adhortativs) konsequent zu, so dass im 10./11. Jh. der Indikativ völlig verdrängt wurde (vgl. Braune 1987, 260 ff.).

Der Konjunktiv Präsens in der Funktion des Adhortativs hat sich zunächst bis zum Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit erhalten (vgl. Behaghel 1924, 230). Zur Lutherzeit wurde er dann durch Ersatzfügungen allmählich zurückgedrängt, kam aber nie vollständig außer Gebrauch (vgl. Erben 1961, 461). Im 18. Jh. wurde der konjunktivische Adhortativ dann „neu belebt“ (vgl. Behaghel a.a.O) und von einigen Schweizer Autoren zunächst als „mundartliche Eigenheiten“ behandelt und für grammatisch inkorrekt befunden (vgl. Erben a.a.O.). Auch J. Ch. Adelung (1782, 767 f.) hat sich diesbezüglich kritisch ausgesprochen: „In der ersten Person findet der Imperativ nur als Aufmunterung statt und muß

im Hochdeutschen umschrieben werden“. Trotzdem haben ihn zuweilen auch Dichter gebraucht, was zur Folge hatte, dass der Adhortativ in die Schriftsprache als gewöhnliche Form eingedrungen ist (vgl. Behaghel a.a.O.).

6.4.4 Potentielle und irrealer Wünsche des Sprechers

Die Wünsche, die das sprechende Ich äußert, sind im Grunde genommen, zeitlos (vgl. schon Glunz 1929, 27). Nichtsdestoweniger kann es sich in unterschiedlichen Sprechsituationen als notwendig erweisen, einen Wunsch zu äußern, der sich nur auf die Gegenwart, nur auf die Zukunft bzw. nur auf die Vergangenheit bezieht. Es leuchtet ein, dass Wünsche mit unterschiedlicher Zeitreferenz auch unterschiedlich realisierbar sind. Somit können wir zwischen den potentiellen und irrealen Wünschen unterscheiden.

Ein potenziell erfüllbarer Wunsch liegt dann vor, wenn es sich dabei um einen vom Sprecher erwünschten Zustand handelt, dessen Erfüllung zu dem betrachteten Zeitpunkt in der Zukunft (bzw. in der Gegenwart und der Zukunft) erfolgt. Das setzt zwangsläufig voraus, dass erfüllbare Wünsche einen Zukunftsbezug bzw. einen Gegenwarts- und einen Zukunftsbezug aufweisen müssen. Der Wunsch, der ausschließlich auf die Gegenwart bezogen ist, ist als unreal einzustufen. So auch im folgenden Beispiel, in dem der Gegenwartsbezug durch das Temporaladverb *jetzt* unterstützt wird: *O Gott, wär' er jetzt da, den wir beweinen* (vgl. H. von Kleist, 1953, 32). Die Herbeiführung des gewünschten Sachverhalts zum Sprechzeitpunkt ist per se unmöglich. Wenn der Sprecher einen gegenwartsbezogenen Wunsch, d.h. einen *hic et nunc* zu erfüllenden Wunsch formuliert, so nimmt er an, dass der von ihm gewünschte Zustand zum Sprechzeitpunkt nicht existieren kann. Die Erfüllung des Wunsches erfolgt grundsätzlich nicht zum Sprechzeitpunkt, sondern liegt immer nach dem Sprechzeitpunkt (vgl. Scholz 1987, 246 ff.). Wichtig ist dabei, abgesehen von der gegenwärtigen bzw. zukünftigen Zeitreferenz, dass der potentielle Wunsch auch ontologisch realisierbar sein muss: Der Wunsch *Wäre ich ein Vogel!* ist zwar von der „Zeitlichkeit“ her potenziell möglich, gegen ihre Realisierung spricht aber das ontologische Argument: Bekanntlich können die Menschen keine Vögel werden.

Es kommt aber oft vor, dass das Sprecher-Ich einen Wunsch äußert, dessen Realisierung in einer vergangenen Situation von Bedeutung war. Liegt also ein Vergangenheitsbezug vor, so handelt es sich um die Irrealität. Falsch wäre jedoch, die Qualität des

„in der Zukunft unmöglichen“ Sachverhalts mit der Qualität des „in der Vergangenheit irrealen“ Sachverhalts gleichzusetzen. Thieroff (1992, 270 f.) schlägt daher zu Recht vor, diese Differenzen mit den entsprechenden Termini explizit wiederzugeben. Mit dem Begriff *Kontrafaktizität* wird ein gegenwarts- bzw. zukunftsbezogener Sachverhalt bezeichnet, der ontologisch bzw. kontextuell unmöglich ist. Für die kontrafaktischen Sachverhalte mit dem Vergangenheitsbezug wird zusätzlich das Merkmal der „Irreversibilität“ zur Kennzeichnung der absoluten Irrealität eingeführt (vgl. Thieroff 1992, 271).

Das Gesagte soll an den folgenden Belegen veranschaulicht werden, wobei wir hier auch die irrealen Konditionalsätze mit berücksichtigen wollen, aus denen ja bekanntlich die Wunschsätze entstanden sind (vgl. Gelhaus 1998, 161, Grundzüge 1981, 93, 772; Helbig/Buscha 1975, 174):

(162)

Oba iaman thoh giquati wara man nan dati,
odo mir gizeliti wara man nan legiti O. V 7, 39-40

(163)

<i>respondit ihesus</i>	<i>tho antlingita ther heilant</i>
<i>& dixit ei; si scires donum dei</i>	<i>inti quad iru. oba thu uuessis gotes geba</i>
<i>& quis est qui dicit tibi</i>	<i>inti uuer ist the dir quidit</i>
<i>da mihi bibere, tu forsitan petis-</i>	<i>gib mir trinkan. thu odouuan</i>
<i>ses ab eo, & dediss& tibi aquam</i>	<i>batis fon imo. thaz he dir gabi</i>
<i>uiuam.</i>	<i>lebenti uuazzar Tat. 131, 9-14</i>

(164)

<i>hic si ess& proph&a</i>	<i>oba theser uuari uuizago</i>
<i>sciret utique</i>	<i>her uuessi iz giuuesso Tat. 238,10-11</i>

In diesen Fällen stellt das sprechende Ich es als möglich und auf jeden Fall nicht als hoffnungslos hin, dass der Wunsch, den es geäußert hat, in Erfüllung gehen kann. Die optativische Lesart kann aber auch in eine nichtfaktische Lesart umschlagen, da die temporale Perspektive der Zukunft genuin ambig ist und im Grunde beide Lesarten zulässt.

Wohl anders verhält es sich mit dem nächsten Beleg

(165)

dixit ergo Martha ad ihesum

*domine si hic **fuisses***

*(frater meus non **fuiss&** mortuus)*

tho quad martha ci themo heilante

*trohtin ob thu hier **uuarist***

*(min bruoder ni**uuari** thanne tót)*

Tat. 230, 30- 31+231, 1

Die Vorstellung des sprechenden Ichs über die Realisierbarkeit der geäußerten Propositionen bezieht sich auf die Vergangenheit. Der Sprecher will damit sagen, dass er die Hoffnung auf die Herbeiführung des erwünschten Sachverhalts aufgegeben hat. Hier kann sich nur um *eine* Lesart handeln, und zwar um den Irrealis, da in der temporalen Perspektive der Vergangenheit keine optativischen Sachverhalte möglich sind. Formal gesehen sind die Tempuszeichen Formantia des Vergangenheitstempus.

Es fällt auf, dass die *(ni)uuari/uuarist*-Formen auf zweifache Weise gebraucht werden: Die Form *uuari* kann ja sowohl als *wäre* (mit Gegenwartsbezug) als auch als *gewesen wäre* (mit Vergangenheitsbezug) verstanden werden. Wie ist das nun zu erklären? Das Althochdeutsche besaß, anders als es in der deutschen Gegenwartssprache der Fall ist, nur einen Kodierungstyp der potentiellen resp. der irrealen Option. Somit gab es auch keine Aufspaltung in die Tempusformen. Der ahd. Konjunktiv Präteritum brachte sowohl die Potentialität als auch die Irrealität der optativen Sachverhalte zum Ausdruck. So weist Valentin (1990, 363) zu Recht darauf hin, dass der ahd. Konjunktiv Präteritum „nicht ein Modus, sondern anderthalb Modi“ ist. Über die Lesart der *(ni)uuari/uuarist*-Formen entscheiden lediglich die lexikalischen Mittel oder - bei ihrer Auslassung - die Konsituation.

Nun bleibt zu fragen, wie der Gebrauch des Konjunktivs Präteritum in den zukunftsbezogenen Kontexten möglich ist. Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das man als Tempusverschiebung bzw. als temporale Asymmetrie bezeichnen kann. „Das Konjunktivmorphem ist dabei gerade wegen einer ‚Distanz zum Faktischen‘ präterital, um nämlich das Faktische des Präsensmorphems durch eine Temporalität der Vergangenheitsperspektive zu relativieren“ (vgl. Kotin 2008 in Druckvorbereitung). Die Vergangenheitsbedeutung des Konjunktivs Präteritum kann also in derartigen Kontexten wohl nur „im Sinn einer Tempusmetapher“ (vgl. Schrodts 2004, 131) als funktionale Negation der

Geltung einer *gegenwärtigen* Proposition fungieren. In Folge dieser Uminterpretierung der Tempusfunktion des Konjunktivs Präteritum ist es daher möglich, die zum Sprechzeitpunkt ausgedrückten Satzpropositionen als nichtfaktisch bzw. als unreal zu lesen.

Diese Tempusverschiebung bzw. die Asymmetrie der indikativischen und konjunktivischen Temporalität hat sich bis ins Neuhochdeutsche erhalten, kommt aber nicht nur im Deutschen vor. Man muss vielmehr davon ausgehen, dass wir hier eine allgemeine Tendenz vor uns haben, die für die meisten idg. Sprachen typisch ist (vgl. Glunz 1929, 29; Kotin 2007, 74).

In pragmatischer Sicht sind die unrealen Wunschsätze den Ausdruckssätzen zuzurechnen (vgl. Wolf 1994, 219). Der Wunsch des sprechenden Ichs kann unreal nicht sein, „denn dann ist er kein Wunsch mehr“ (vgl. Wolf 2009a, 26). Deswegen sind die unrealen Wunschsätze prototypisch nicht adressatenbezogen, was deutlich darauf hinweist, dass der Sprecher *de facto* niemanden zu einer Handlung auffordern will, sondern vielmehr seine emotionale Befindlichkeit (etwa seine Trauer, dass etwas nicht passiert ist) zum Ausdruck bringt:

Ach, wärest du damals hier gewesen!

Er kann seine Emotionen auch in Form eines isolierten Nebensatzes formulieren:

Ach, wenn du damals hier gewesen wärest!

So gesehen sollten die unrealen Wunschsätze, wie auch immer sie syntaktisch gestaltet werden, nicht so sehr als Ausdrucksmittel der voluntativen Modalität, sondern gerade als Kodierungsformen der *emotionalen* Modalität behandelt werden (s. auch Kapitel 7).

6.4.5 „Wunschziele“ des Sprecher-Ichs

Mit den Wunschsäußerungen des Sprecher-Ichs hängen auch solche Sätze zusammen, in denen der Sprecher seine Wünsche mit der Blickrichtung auf die ersehnten Ziele hin äußert: Der Sprecher wünscht nicht oder nicht nur die Herbeiführung eines Sachverhalts, sondern betont das Erreichen der Ziele für sich selbst oder für einen anderen:

(166)

<i>sic enim dilexit deus mundum</i>	<i>só minnota got thesa uuerolt</i>
<i>ut filium suum unigenitum dar&</i>	<i>thaz her sinan einagon sun gab</i>
<i>ut omnis qui credit In eum</i>	<i>thaz íogiúuelih thie In in giloubit</i>
<i>non pereat sed habeat</i>	<i>nifuruuerde uzouh habe</i>
<i>uitam a&ernam.</i>	<i>éuuin líb,</i>
<i>non enim misit deus filium suum</i>	<i>nisanta got sínan sun</i>
<i>In mundum ut iudic& mundum</i>	<i>In uueralt thaz her uuerolt tuome</i>
<i>sed ut salv&ur mundus per ipsum.</i>	<i>uzouh thaz uuerolt si giheilít thuruh inan.</i> Tat. 197, 25-32

(167)

<i>si diligitis me</i>	<i>obir mih minnot</i>
<i>mandata mea seruare</i>	<i>thanne haltet ir min bibot</i>
<i>& ego rogabo patrem</i>	<i>Inti ih bitu then fater</i>
<i>& alium paracl&um</i>	<i>Inti anderan fluobrerí</i>
<i>dabit uobis. ut maneat</i>	<i>gibit her íu. thaz her uuone</i>
<i>uobiscum In a&ernum</i>	<i>mit iu zi euuidu.</i> Tat. 279, 15-20

(168)

<i>& si abiero & praeparauero</i>	<i>Inti ob ih gangu Inti garavvu</i>
<i>uobis locum. Iterum uenio</i>	<i>Iú stat, abur quimu</i>
<i>& accipiam uos</i>	<i>Inti intfahu íuuuuh</i>
<i>ad me ipsum. ut ubi sum ego</i>	<i>zi mir selbemo. thaz thar ih bin</i>
<i>& vos sitis</i>	<i>thaz ir sit</i> Tat. 278, 2-6

Im Vordergrund stehen also nicht so sehr die Wünsche des sprechenden Ichs, sondern eher das Verlangen nach von ihm erwarteten Folgen. Wir haben es somit nicht mit Wunschsätzen, sondern mit Finalsätzen zu tun, die durch die finale Subjunktion *thaz* (lat. Entsprechung von *ut*) eingeleitet werden und durch den präsentischen Konjunktivmodus gekenn-

zeichnet sind. Formal gesehen stehen die Konjunktivformen nicht (wie bis jetzt der Fall war) im Hauptsatz, sondern in finalen *Nebensätzen* und können unter Umständen als formales, entsemantisiertes Zeichen zur Markierung der syntaktischen Dependenzverhältnisse innerhalb einer Hypotaxe angesehen werden. Es fällt aber auf, dass das für die syntaktischen Abhängigkeitsrelationen charakteristische Prinzip der *consecutio temporum* nicht immer eingehalten wird (vgl. z.B. Beleg 166). Das berechtigt uns anzunehmen, dass in den obigen Textbelegen die Konjunktivsetzung nicht syntaktisch bedingt ist, sondern vielmehr kommunikativ.

In den Konjunktivformen fallen die finalen und optativen Merkmale semantisch zusammen. Dies können wir uns als inklusive Opposition vorstellen: der finale Konjunktiv hat die Kategoriefunktionen des optativen Konjunktivs inkorporiert. Die Transformation in eine andere syntaktische Struktur zeigt sehr schön, dass den Finalsätzen die Voluntativität zu Grunde liegt:

(166')

Gott tut dies, weil er will,



dass jeder (der an Ihn glaubt) nicht verdammt ist, sondern das ewige Leben hat.

(167')

Gott gibt euch einen andern Trost, weil er will,



dass er mit euch bis ins Ewigkeit wohnt

(168')

Ich ziehe euch zu mir selbst, weil ich will,



dass ihr seid, wo ich bin

Zuweilen kann das Sprecher-Ich seine Wünsche *und* die Folgen, die aus der Verwirklichung seiner Wünsche resultieren, gleichzeitig zum Ausdruck bringen:

(169)

Ob ih avur thenku theih sinu werk wirku:

*ob ih ni bin iu thrati, **giloubet thoh thera dati;***

*Thaz ir thaz irkennet joh ouh gilouben wollet,
thaz wir ein sculun sin, ih inti fater min!" O. III 22, 61-64*

Mit dem Imperativ richtet der Sprecher zunächst eine Aufforderung an seine Gesprächspartner; mit Finalsätzen, die jeweils durch die Subjunktion *thaz* eingeleitet werden, macht er auf die Folgen aufmerksam, die sich aus der Befolgung seiner Gebote bzw. Anordnungen ergeben.

6.5 Aufforderung und Emotionen: Kann man die emotionalen Einstellungen des Sprecher-Ichs determinieren?

Das Sprecher-Ich kann auch Wünsche formulieren, bei denen nicht unmittelbar festgestellt werden kann, ob der Aufgeforderte der Aufforderung tatsächlich nachgekommen ist. Hierzu gehören u.a. „geistige Handlungen“ (vgl. Hindelang 1978, 33) wie etwa: *thaz bin ih, giloubi mir, ih hiar sprichu mit thir!* (vgl. O. II 14, 80). Wir sind nicht im Stande, zu überprüfen, ob der Aufgeforderte an die Worte des Sprechers tatsächlich glaubt. Daneben gibt es auch Aufforderungen, mit denen das sprechende Ich Gefühle und Emotionen seines Gegenübers beeinflussen will. Es stellt sich die Frage, ob eine solche Aufforderung überhaupt legitim und sinnvoll ist und ob sie wirksam sein kann. Wenn man annimmt, dass Emotionen (Es geht hier allerdings nicht um Emotionalität als eine Art der Modalität, sondern um Voluntativität, da es hier nicht auf die Emotionen des Sprecher-Ichs ankommt, sondern auf seine Aufforderungen bzw. Wünsche; zu Emotionalität vgl. Kapitel 7) keine unbestimmten Gefühle, sondern evaluative Meinungen bzw. Bewertungen sind (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 85) und dass wir durch Emotionen unsere Urteile und Stellungnahmen abgeben, so ist die Frage mit einem „Ja“ zu beantworten: Unser Gegenüber kann durch den Sprechakt der Aufforderung unsere emotionalen Zustände weitgehend determinieren. Gleichwohl sind Gefühle hinsichtlich ihrer Veränderbarkeit ‚autonom‘ (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 82 ff.). Es muss also davon ausgegangen werden, dass die Emotionen, ganz gleich, ob sie permanent erlebt oder durch situative Faktoren ausgelöst werden, ob sie lang- oder kurzfristig andauern, unsere Wahrnehmungs- und Handlungsprozesse steuern können (ebd.). Eine Trennung zwischen Denken und Fühlen ist also kaum mög-

lich. Wollen wir jemandes emotionale Einstellung ändern, so müssen wir zunächst seine Denkweise ändern. Das Gesagte sei nun an einem Beleg veranschaulicht:

(170)

<i>Ait autem ad illum angelus,</i>	<i>quad thô zi imo thie engil.</i>
<i>N&imeas zacharia</i>	<i>ni forhti thu thir Zacharias</i>
<i>quoniam exaudita est deprecatio tua</i>	<i>uuanta gihorit ist thin geb&</i>
<i>& uxor tua elysab&h</i>	<i>Inti thin quena elysab&h</i>
<i>pari& tibi filium.</i>	<i>gibirit thir sun. Tat. 26, 22-26</i>

Ein Individuum, dessen Namen uns bekannt gegeben wird, wird durch das sprechende Ich dazu aufgefordert, seine Furcht zu überwinden. Die Imperativform *forhti* wird durch die vorangestellte Partikel *ni* negiert und reflexiv gebraucht, wobei das Reflexivpronomen, anders als in der Gegenwartssprache der Fall ist, im Dativ (*thir*) steht. Durch das Beibehalten des Personalpronomens *thu* wird die angesprochene Person besonders deutlich hervorgehoben. Das Sprecher-Ich gebraucht hier das ahd. Verb *sih forhten* (nhd. *sich fürchten*), das in semantisch-konzeptueller Hinsicht mit dem nhd. Verb *sich ängstigen* nicht identisch ist.

Angst fokussiert das *Gefühl* des Bedrohtseins angesichts einer Gefahr und hängt somit mit dem Zustand der Enge, der Beklemmung, der Bedrängnis, der Not bzw. der Gefangenschaft zusammen (vgl. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen 1995, 41 f.). *Furcht* hingegen „fokussiert primär den kognitiven Gefühlszustand (ist also an das Bewusstsein gekoppelt)“ und steht *Ehrfurcht*, *Respekt* bzw. *Scheu* semantisch sehr nah (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 249). Dazu kommt, dass das hier gebrauchte Verb *sih forhten* nicht nur einen kognitiven, sondern eher einen kognitiv-religiösen Zustand konzeptualisiert. Es handelt sich, streng genommen, um *Gottesfurcht*. So gesehen, bedeutet die Imperativform *ni forhti thu thir* so viel wie: *Hab Vertrauen auf Gott, sei Ihm treu*. Wir sehen, dass der Sprecher primär an das Bewusstsein des Angesprochenen appelliert und will nicht so sehr, dass er seine emotionale Einstellung ändert, sondern eher die kognitive. Der Sprecher nennt auch verschiedene Gründe (durch den Kausalsatz *uuanta gihorit ist thin geb&*), warum der Betroffene seine Einstellung (Gott gegenüber) ändern sollte.

Weitere Belege aus dieser Gruppe sind:

(171)

*& ait angelus ei, n&imeas maria,
Inuenisti enim gratiam apud deum
ecce concipies In utero & paries filium*

*quad Iru ther engil, **niforhti thir maria**
thu fundi huldi mit gote
seno nu Iphahis In reue Inti gibiris sun*

Tat. 28, 15-17

(172)

*& dixit illis angelus, nolite timere
ecce enim euangelizo uobis gaudium magnum
quod erit omni populo
quia natus est vobis hodie saluator
qui est Christus dominus In ciuitate dauid*

*Inti quad In ther engil, **nicur& îu forhten,**
Ih sagen îu mihhilan gifehon.
ther ist allemo folke.
bithiu uuanta giboran ist îu hiutu heilant.
ther ist christ truhtin In dauides burgi. Tat. 36, 3-7*

Zu den nächsten Belegen

(173)

***ni riaze ouh iuer herza** O. IV 15, 3*

(174)

*Non turb&ur cor uestrum
creditis In deum
& Im me credite*

***ni sí gitruobit îuuuer herza**
giloub& ir in got
Inti in mih giloubet. Tat. 277, 25-27*

Auch hier fordert das Sprecher-Ich seine Gesprächspartner dazu auf, ihre Emotionen im Zaum zu halten, ihren Trübsinn zu verbergen. Otfrid verwendet hier das ahd. Verb *riozan*, das so viel wie ‚trauern‘, ‚wehklagen‘, ‚traurig sein‘ bedeutet (vgl. GSO 1881, 489). Die Übersetzer des ahd. Tatian gebrauchen die Form *gitroubit sin*, die die lat. Passiv-Konstruktion *Non turb&ur cor uestrum* wiederzugeben versucht. Wie auch immer die Aufforderung sprachlich realisiert werden mag, auch hier drängt sich die Frage auf, ob ein solcher Wunsch „dem intentionalen menschlichen Realisierungsvermögen“ unterliegt (vgl. Köller 2004, 450)? Hat es einen Sinn, jemanden zu zwingen, sich zu freuen, wenn ihm gerade wenig oder gar nicht zum Freuen, sondern eher zum Weinen zumute ist? Freude kann man nicht „bestellen“, sie stellt sich von selbst ein. Freut man sich nicht, so können daran auch keine eindringlichen Aufforderungen etwas ändern. Insofern scheint es

kaum möglich zu sein, den Befehlen des Sprecher-Ichs *ni sí gitruobit iuuuer herza* bzw. *ni riazē ouh iuer herza* zu gehorchen.

Wenn aber ein Sprecher den Befehl *ni sí gitruobit iuuuer herza* formuliert, dann kann der Hörer präsupponieren, dass der Sprecher die Voraussetzungen dafür schafft, dass der Befehl realisiert werden kann. Interessant ist, dass die gewünschte Änderung des Gemütszustands sich primär im *herza* vollziehen soll, das allerdings metonymisch für den Menschen steht. Ungerecht wäre, das biblische Wort „Herz“ nur auf die Welt der Gefühle zu beschränken (vgl. Finze-Michaelsen 2006, 152; 156), wie wir es gewohnt sind. Der Begriff „Herz“ ist in der Bibel vielmehr als existenzielles Zentrum des menschlichen Lebens verstanden, als Sitz des Fühlens und des Denkens. Das Herz ist Organ, in welchem die intellektuellen und rationalen Fähigkeiten des Menschen untergebracht sind (vgl. Finze-Michaelsen 2006, 153 in Anschluss an Weder; Lapide): „Der ‚Kopf‘ sitzt im ‚Herz‘. Wer ‚Herz‘ hat, hat Verstand. Wer herzlos ist, ist dumm“ (vgl. Finze-Michaelsen 2006, 153). In diesem Sinn hängt die Änderung des Geisteszustands nicht von Emotionen des Menschen ab, sondern ist ein Prozess, der von der Vernunft gesteuert wird. So gesehen gehört auch das Gefühl der Sorge, des Betrübtheits zu den „kognitive[n] Gefühle[n]“ (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 102), die von dem Menschen bewusst erlebt und empfunden werden, aber auch regierbar und beeinflussbar sein können.

6.6 Sprechakte der Aufforderung

Der Ausdruck einer Aufforderung ist nicht nur an die morphologischen Formen des Imperativs und Konjunktivs gebunden. Pragmatisch gesehen liegen Aufforderungen immer dann vor, wenn das Sprecher-Ich mit seiner Äußerung den Gesprächspartner zu einer (Handlungs-)Reaktion veranlassen will. Das zeigt sich vor allem sehr deutlich in der mündlichen Kommunikation: In Gesprächen brauchen wir keine expliziten Imperativsätze zu formulieren, um unseren Gesprächspartner zu einer Aktivität auffordern zu können. Es reicht in den meisten Sprechsituationen die bloße Anrede an den Aufgeforderten oder gar eine Interjektion.

Paradoxerweise ist auch eine umgekehrte Situation möglich: Die explizit markierten Imperativsätze können ihre pragmatische Aufforderungsfunktion verlieren und zu

Ausdruckssätzen tendieren. Diesen Fall haben wir z.B. bei den sog. rhetorischen Imperativen, bei denen der Sprecher im Grunde niemanden zu einer Handlung auffordern will, sondern in erster Linie seine Befindlichkeit ausdrücken will (*Hör sich einer diesen Redner an!* Beispiel aus M. Walser nach Erben 1983, 406; auch in der Umgangssprache: *Sag bloß nicht, dass...*).

6.6.1 Fragen des Sprecher-Ichs als Aufforderungen

Fragesätze und Fragehandlungen sind in den prototypischen Sprechsituationen auf eine Reaktion des Gegenübers hin angelegt: Wenn der Sprecher seinem Gegenüber eine Frage stellt, so will er es zu einer (Sprach-)Handlung auffordern. Das fragende Ich stellt also die Frage in der Hoffnung und mit dem Ziel, dass der Angesprochene aktiv wird. Die Fragen können daher als indirekte Sprechakte angesehen werden (vgl. Conrad 1983, 343-367).

Die Fragen können das Gegenüber zu einem körperlichen oder - wie hier - zu einem verbalen Handeln veranlassen:

(175)

<i>Cum ergo natus ess& ihesus</i>	<i>mit thiū ther heilant giboran uuard</i>	
<i>in b&hleem iudeae In diebus</i>	<i>In bethleem iudeno burgi In tagon</i>	
<i>herodis regis, ecce magi</i>	<i>herodes thes cuninges, senu thō magi</i>	
<i>ab oriente uenerunt hierusolymam</i>	<i>óstana quamun zi hierusalem</i>	
<i>dicentes,</i>	<i>sus quedante,</i>	
<i>ubi est qui natus est</i>	<i>uuar ist ther thie giboran ist</i>	
<i>rex iudeorum? uidimus enim</i>	<i>Iudeno cuning? uuir gisahumes</i>	
<i>stellam eius In oriente.</i>	<i>sínan sterron In ostarlante</i>	
<i>& uenimus adorare eum</i>	<i>Inti quamumes Inan zi b&onne</i>	<i>Tat. 39, 8-16</i>

(176)

"Wib, ziu kumistu thar? wenan suachistu sar?
waz ungifuaro thinaz ist, so un gimacho riuzist?" O. V 7, 19-20

Auch Behaghel (1928, 596) klassifiziert die Fragesätze als Aufforderungssätze und stellt fest, dass die Fragehandlung immer dann vorliegt, „wenn jemand aufgefordert wird, sich über das Vorhandensein einer Tatsache zu äußern“.

Jeder Frage geht ein Bedürfnis des Sprechenden voraus, eine Informationslücke bzw. eine Unsicherheit bezüglich eines Tatbestandes zu beseitigen.

Die Fragen des sprechenden Ichs können auch eine konkrete Handlungsreaktion hervorrufen:

(177)

*Adhuc illis non credentibus
& mirantibus præ gaudio
dixit. hab&is hic aliquid
quod manduc&ur?
At illi optulerunt ei*

*In noh tho nigeloubenten
Inti uúntronten furi giuehen
quad. **habet ir hier uuaz**
thaz man ezzan megi
sie tho bráhtun imo Tat. 333, 27-31*

Falls auf solche Frage des sprechenden Ichs *nur* eine Antwort gegeben wird, entsteht eine typische „Eulenspiegelsituation“ (vgl. Köller 2004, 670), in der die Illokution der Äußerung nicht entschlüsselt bzw. absichtlich missverstanden wird. So kann es manchmal zu Kommunikationsstörungen kommen, wovon z. B. die Sprachwitze leben (etwa: *Gast: Herr Ober, kann ich bitte zahlen? Ober: Ich weiß nicht, ob Sie das können, aber müssen tun Sie's.* vgl. URL 4).

6.6.2 Aussagesätze im Indikativ Präsens als Ausdruck der Aufforderung

Die Aufforderung des sprechenden Ichs kann auch in die Aussagesatzform gekleidet werden. Der Gebrauch der Aussagesätze für den Ausdruck einer Aufforderung ist heutzutage u.a. für die militärische Befehlssprache typisch. Auch in der Umgangssprache wird manchmal der Indikativ vorgezogen: *Du gehst jetzt schlafen!* (statt des imperativischen Ausdrucks *geh jetzt schlafen!*).

Diese Tendenz ist nicht nur ein Kennzeichen der modernen Sprache: Schon im Althochdeutschen wurde gelegentlich der Indikativ auf Kosten der Imperativformen verwendet:

(178)

*Et ecce eris tacens & non poteris
loqui usque In diem quo*

*Inti nu **uuir**dist thû suigenti Inti nimaht
sprehhan unzan then tag In themo*

*haec fiant. pro eo quod
non credidisti uerbis meis*

*thisu uuerdent. bithiu uuanta
thû ni giloubtos minen uuortun* Tat. 27, 17-20

Morphologisch gesehen ist die Form *uuirdist* ein Indikativ. Der Kontext lässt aber erkennen, dass es sich hierbei nicht um einen deklarativen, sondern eher um einen direktiven Sprechakt handelt: Der Indikativ wird bisweilen als die schärfste Form des Befehls bezeichnet, ‚da er den Befehl eben schon so gut als vollzogen setzt‘ (vgl. Schiepek zit. nach Wunderlich/Reis 1924, 322).

Die imperativische Bedeutung des Indikativs begünstigt zusätzlich die futurische Bedeutung des Präsens (schon Wunderlich/Reis (1924, 239) haben darauf verwiesen, dass das Präsens im Indikativ immer mehr zu Gunsten der Entwicklung einer futurischen Bedeutung zurücktritt): Mit dem Ausdruck für die Zukunft wird zugleich eine Prognose für künftige Ereignisse oder ein Wunsch diesbezüglich bezeichnet. Und das lässt sich auch aus der Übersetzung der behandelten Bibelstelle erkennen: Die indikativische Form *uuirdist* im ahd. Text ist Nachbildung des lateinischen Futurs *eris* und bezieht sich somit auf ein prognostiziertes Ereignis in der Zukunft.

6.6.3 Aussagesätze mit Modalverben

6.6.3.1 Die Umschreibung mit *sculan* und *wellen*

Bevor wir zur Analyse der ahd. Modalverben übergehen, muss an dieser Stelle eine Abgrenzung zwischen der sprecherbasierten und agensorientierten Wünschen vorgenommen werden. Zu diesem Zweck vergleichen wir zwei rein synchrone Beispiele:

Du sollst dir genügend Zeit zum Feiern nehmen. (Vorarlberger Nachrichten, 02.12.1997, S. C10, Ressort: Kinderwelt; Gebote für den Nikolaus)

Mit dieser Veranstaltung will Obmann Karl Burtscher Lust auf die Gründung einer Jugendgruppe machen. (Vorarlberger Nachrichten, 08.06.2000, S. Y14, Ressort: Heimat/Bregenz; Jugend-Radsporttag in Hard)

Im ersten Fall liegt eine vom Sprecher ausgehende Willenserklärung vor, während der zweite Beispielsatz desiderativ zu lesen ist, d.h. den Wunsch des Satzsubjekts, des Agens zum Ausdruck bringt. Nach unserer Auffassung der Modalität als der sprecher- und *nicht* der agensbasierten Stellungnahme, ist die Desiderativität außer Acht zu lassen.

Als Ersatzform für den Imperativ ist das ahd. Modalverb *sculan* wohl am meisten verbreitet und findet in vielen Kontexten Anwendung. Vor allem in den originalen ahd. Denkmälern, die (mehr oder weniger) unabhängig von den lateinischen Texten entstanden sind, kommen die Funktionen von *sculan* besonders deutlich zum Vorschein. Bei Otfrid sind vor allem Verwendungen belegt, in denen *sculan* eine in der Zukunft zu realisierende Aufgabe bezeichnet:

(179)

*Gimma thiu wiza, magad scinenta,
muater thiu diura scalt thu wesana eina.
Thu scalt beran einan alawaltendan
erdun joh himiles int alles liphafetes,
Scepheri worolti (theist min arunti),
fatere giboranan ebanewigan. O. I 5, 21-26*

(180)

*"thiz ist liub kind min; Johannes scal ther namo sin.
Thes fater namon, in min war, then firsagen ih iu sar;
ir sculut sprechan thaz min, sus scal io ther namo sin." O. I 9, 16-18*

(181)

*Druhtin Krist sar zi imo sprah, so er nan erist gisah:
"Symon bistu, muates lind, joh bistu ouh dubun kind;
Petrus scalt thu heizen, mit giloubu iz ouh giweizen,
in thiu sis stark io so stein, thaz thu sis miner drut ein. O. II 7, 35-38*

Wir haben hier eine nahezu prototypische Situation des Gebrauchs von *sculan* vor uns: Der Sprecher schildert eine zukünftige Situation, in der der Angesprochene aktiv sein soll. Gerade bei dem Modalverb *sculan* ist eine „Kontamination“ zweier Bedeutungen vorhanden. Einerseits haben wir es mit der Hervorhebung des Futurischen zu tun, worauf schon Grimm (1898, Bd. 4, 209) hingewiesen hat: Die Fügung *scal* + Inf. ist „unsere älteste art

des fut. zu bezeichnen“. Andererseits behält das Modalverb seine modale Bedeutung bei und fungiert als Ausdrucksform der sprecherbasierten Voluntativität.

Die Umschreibung mit *sculan* findet aber auch dann Anwendung, wenn nicht das Futurische im Vordergrund steht, sondern gerade das vom Sprecher gewollte Geschehen:

(182)

*In doufe the unsih reinot ther ginadigo got,
so ist thisu kraft allu zir heilegun undu.
Thaz **sculun** wir gilouben joh harto iz uns giliuben,
thaz uns in gotes wihe ther douf io wola thihe; O. I 26, 9-12*

(183)

*Wir **sculun** uns zi guate nu keren thaz zi muate,
mit wiu ther diufal so fram bisueih then eriston man;
Wir **sculun** drahton bi thaz, thaz wir giwarten uns thiu baz,
joh wir iz giwarilicho bimiden iogilicho. O I 5, 1-4*

(184)

*Mit thiu giduet ir widar got, thaz er iu ginadot;
joh ob ir es biginnet, thio huldi giwinnet!"
Wir **sculun** thiu wort ahton, thara harto ouh zua drahton,
joh **sculumes** siu irfullen mit mihilemo willen. O. I 24, 11-14*

Bei *wellen* geht der Ausdruck des Willens hingegen nur mit dem Ausdruck der Zukunft einher:

(185)

*Thir **willu** ih geban innan thes sluzila himiles O. III 12, 37*

(186)

*Ih **willu** faran beton nan (so riet mir filu manag man),
thaz ih tharzua githinge joh imo ouh geba bringe." O. I 17, 49-50*

Es leuchtet ein, dass der Gebrauch von *wellen* nur für die 1. Person sinnvoll ist, „da nur der Sprecher seines Wollens so sicher ist, daß er von seinem Vorsatz als von einer futurischen Handlung sprechen kann“ (vgl. Scaffidi-Abbate 1981, 294).

6.6.3.2 Die Umschreibung mit *mugan*

Die Modalverben können auch in Glück- und Segenswünschen verwendet werden. Diese Funktion ist fast ausschließlich für das Verb *mugan* reserviert:

(187)

Mag unsih thera ferit gilusten mit giwurti,
nu wir sie hiar zi guate so sehen gierete O. IV 5, 51-52

(188)

queman **mag** uns thaz in muat! O. V 19, 36

(189)

Wanta iuer ist, ih sagen iu thaz, thaz himilrichi hohaz,
thiu wanna joh ouh manag guat; bi thiu **mag** sih frewen iuer muat. O III 6, 3-4

(190)

Ziu sie nan sus nu thuesben, thia fruma in imo irlesgen
oba wir sin nu tharben, ja **mag** iz got irbarmen! O. IV 26, 23-24

Gelegentlich tritt in dieser Funktion auch *wellen* auf:

(191)

Bimidan thu ni **wolles**, suntar thu imo folges! O. III 20, 132

In derartigen Fällen konkurriert die Umschreibung mit *magan/wellen* mit dem heischen-
den Konjunktiv Präsens.

6.6.3.3 Die Umschreibung mit *thurfan*

Ahd. *thurfan* bedeutete, wie u.a. Bech (1951) in seinen Ausführungen gezeigt hat, so viel wie ‚verpflichtet sein‘, ‚müssen‘. Es wurde im Ahd. fast ausschließlich in den negierten Kontexten gebraucht, im Sinne von ‚nicht brauchen‘ (vgl. G. Fritz 1997, 57; Lühr 1997, 173):

(192)

Ih sagen thir in wara ni tharft es eiskon mera O. II 12, 29

(193)

*Wizzi theh imo ana sar, thaz was gilumflih in war;
sih wisduames irfulta, so gotes sun scolta.
Gotes geist imo anawas; ni tharft thu wuntoron thaz,
want iz was imo anan henti zi sineru giwelti. O. I 16, 25-28*

(194)

*Thiu mihila menigi thia wat thar breitta ingegini:
martyro heriscap; then weg man forachten ni tharf! O. IV 5, 41-42*

Die Umschreibung mit *ni tharf* kann insofern als Ersatzfügung für den Imperativ interpretiert werden, als sie zum Ausdruck bringt, wozu der Aufgeforderte keinen Anlass hat (vgl. auch Lühr 1997, 173). *ni tharf* ist hier also weniger als ‚nicht gezwungen sein‘ aufzufassen, sondern tendiert eher zu der Bedeutung ‚keine Veranlassung haben‘.

Vergleicht man die aufgeführten Umschreibungsformen mit den Formen des Imperativs und denen des Konjunktivs, so scheinen sie eine mildere Willensmeinung auszudrücken. Auch Flämig (1959, 127) verweist darauf, dass die Modalverben einen „zurückhaltenden, abgeschwächten Willensausdruck gegenüber den reinen Formen des auffordernden Konjunktivs oder gegenüber dem Imperativ erkennen“ lassen. Diese Abschwächung kommt wohl dadurch zu Stande, dass die Modalverben neben ihrer modalisierenden Funktion, futurische und - wie Kotin (2008a, 116-140) in seinen Ausführungen nachgewiesen hat - auch aspektuelle Bedeutungen haben können, die in den meisten Fällen mit ausgedrückt werden. Bei den morphologischen Formen des Imperativs oder Konjunktivs tritt diese Problematik in den Hintergrund.

6.6.4 *sie ni habent uûin*: Indirekte Sprechakte der Aufforderung am Beispiel der Bibelgeschichte „Die Hochzeit zu Kana“

Gelegentlich will das Sprecher-Ich seine Wünsche nicht direkt und nicht demonstrativ äußern. Will sich der Sprecher also sprachlich höflich benehmen, vermeidet er eindringliche und nachdrückliche Aufforderungen. In Sprachsituationen, wo es in erster Linie auf höfliche und euphemistische Ausdrucksweise ankommt, kann der Sprecher unter Umständen einfache Aussagesätze als Direktiva verwenden und seine Wünsche und Bedürfnisse nur indirekt ausdrücken. Diese indirekten Ausdrucksformen der Aufforderung können sich gelegentlich als die einzige Möglichkeit erweisen, den Gesprächspartner zu einer Aktion zu veranlassen.

In einer solchen Situation hat sich gewiss Maria gefunden, als sie zusammen mit ihrem Sohn und mit seinen Jüngern auf der Hochzeit zu Kana gefeiert hat:

(195)

<i>et die tertio nuptiæ facte sunt</i>	<i>In thritten tage brútloufti gitano</i>
<i>In canan galileae,</i>	<i>In thero st&i thiú hiéz canan galilee.</i>
<i>& erat mater ihesu ibi.,</i>	<i>thar uuas thes heilantes muoter</i>
<i>uocatus est autem ibi & ihesus.</i>	<i>Gihalot uuas ouh thara ther heilant</i>
<i>& discipuli eius ad nuptias;</i>	<i>inti sine iungiron zi thero brutloufti</i>
<i>& deficiente uino.</i>	<i>thó ziganganemo themo uúine</i>
<i>dicit mater ihesu ad eum.,</i>	<i>quad thes heilantes muoter zi imo.</i>
<i>uinum non habent.,</i>	<i>sie ni habent uûin.</i>
<i>& dicit ei ihesus.,</i>	<i>Thó quad iru ther heilant.</i>
<i>Quid tibi & mihi est mulier?</i>	<i>uuaz ist thih thes inti mih uúib.</i>
<i>nondum uenit hora mea.,</i>	<i>noh nú ni quam mín zít. Tat. 81, 13-23</i>

Diese Textstelle zählt zu den am häufigsten gedeuteten, zugleich aber zu den schwierigsten Passagen in der Bibel und hat schon viele Exegeten und Kirchenväter zu unterschiedlichen Kommentaren veranlasst (vgl. Knobloch 1979, 53; von Ertzdorff 1978, 269). Die grobe, unwirsche Abweisung Marias durch Jesu (Zeile 22) wirkt auf den modernen Leser unverständlich, wenn auch gerade nicht unhöflich. Man möchte einwenden, dass ein solcher Umgang Jesu mit seiner Mutter ganz und gar nicht angebracht ist. Den unfreundlichen Ton betont zusätzlich die Anrede *uúib*. Doch wie u.a. Knobloch (1979, 53) in seinen

Ausführungen nachgewiesen hat, es handelt sich bei dieser traditionellen Auffassung der Textstelle wohl nur um ein „altes Mißverständnis“, um eine unvollständige Deutung, deren Ursache an der missglückten Übersetzung liegt.

An dieser Stelle kann diese Problematik nicht weiter erörtert werden (siehe dazu weitere Ausführungen bei Knobloch 1979 und seine Verweise auf weiterführende Literatur). Unser Augenmerk gilt stattdessen der Äußerung Marias, die das scheinbar abweisende oder unhöfliche Verhalten Jesu hervorgerufen hat: Als die Hochzeitgäste den ihnen bereit gestellten Wein ausgetrunken haben, wendet sich Maria an ihren Sohn, den Brautleuten aus der Verlegenheit zu helfen. Maria spricht ihren Sohn jedoch nicht als einen Menschen an. Sie weiß ganz genau, mit wem sie zu tun hat und wer ihr Sohn ist. Sie weiß auch, dass er alles machen wird, was in seiner Macht steht und dass er ihr nichts verweigern wird, worum sie ihn bitten würde. Sie vertraut ihm die peinliche Situation an, ohne eine konkrete Bitte oder einen konkreten Wunsch auszusprechen. Sie verwendet keine imperativischen Verbformen. Sie fordert ihn nicht bzw. nicht explizit zu einer bestimmten Handlung auf, schon gar nicht dazu, dass er ein Wunder vollbringe. Sie äußert nur den einfachen Satz: *sie ni habent uûin*. Andererseits ist unverkennbar, dass sich diese Aussage illokutionär nur schwer mit einem deklarativen Sprechakt in Zusammenhang bringen lässt. Der Aussagesatz ist vielmehr ein Appell und hat weniger deklarativen, sondern eher einen direktiven Charakter. Und tatsächlich qualifiziert der Angesprochene die Äußerung nicht als bloße Vermittlung einer Information, sondern fühlt sich, wenn auch indirekt, zu „einer faktischen Handlungsreaktion aufgefordert“ (vgl. Köller 2004, 670). Was wir hier vor uns haben, ist ein indirekter Sprechakt, mit dem der Sprecher etwas mehr meint, als er tatsächlich äußert (vgl. Searle 1980, 127 f.). Derartige indirekte Sprechakte sind - um Erben (1983, 401) zu zitieren - „Zeichen behutsamen Umgehens mit den Mitmenschen“, sie „machen das Zusammenleben angenehmer, ohne daß sie weniger wirksam sind“.

Andererseits sind manchmal deutlich ausgesprochene Aufforderungen das einzig wirksame und „unentbehrliche Steuerungsmittel mitmenschlichen Verhaltens“ (ebd.), da der Angesprochene manchmal mehr Ermunterung und eine konkrete Anleitung zur Ausführung der gewünschten Handlung braucht.

6.6.5 Ausdruck der Aufforderung in Nominalsätzen

In der deutschen Gegenwartssprache kann man die imperativische Bedeutung durch Nominalsätze verschiedenster Typen ausdrücken. Die Nominalsätze (wie etwa *Hier! Schnell! Feuer! Raus! Hilfe! Aufstehen!*) sind verblose Äußerungen, deren syntaktischer Kern (das finite Verb) ausgelassen wird. Die Finitheit ist hier kein ausschlaggebendes Merkmal für eine sinnvolle Satzkonstruktion, wohl aber die Prädikation, auch wenn sie nur implizit mitgeteilt wird und intuitiv entschlüsselt werden muss (vgl. auch Ausführungen bei Kotin 2007, 195 ff.).

Vergleichbare Aufforderungssätze waren bereits im Ahd. möglich, auch wenn in derartigen Fällen ein lehnsyntaktischer Zusammenhang mit dem Latein der Originalvorlage evident war:

(196)

<i>cum uidiss& ergo ihesus</i>	<i>mit diu gisah ther heilant</i>
<i>matrem & discipulum</i>	<i>thia muoter Inti iungiron</i>
<i>stantem quem diligebat</i>	<i>stantentan thende her minnota</i>
<i>dicit matri suae</i>	<i>quad sineru muoter</i>
<i>mulier ecce filius tuus</i>	<i>uuib senu thin sun</i>
<i>deinde dicit discipulo</i>	<i>after thiu quad sinen iungiron</i>
<i>ecce mater tua</i>	<i>senu thin muoter</i> <i>Tat. 316, 20-26</i>

In derartigen Fällen spricht Erben (1972, 120) von der „reduzierte[n] Sprechsituation“, in der „grammatisch eigentlich unentbehrliche“ Elemente des Satzes (die finite Verbformen) ausgespart werden (ebd. 310). Die Auslassung des finiten Verbteils auf der Ausdrucksebene bedeutet allerdings nicht, dass diese Struktur keinen Satz- bzw. keinen Äußerungswert hat. Wir empfinden die verblose Äußerung des Sprecher-Ichs als (indirekten) Sprechakt der Aufforderung. Der sprachliche Träger der imperativischen Bedeutung in unserem Fall ist jedoch keine morphologische Form, sondern die Interjektion *senu*, die die lat. Interjektion *ecce* wiedergibt. Die Interjektion *senu* (Streitberg 1974, 166 spricht allerdings nicht von der Interjektion, sondern von einer „deiktischen Partikel“) wird ins Nhd. als *siehe* oder *siehe hier/da* übertragen (wie etwa bei Koebler vgl. URL 5), was jedoch irreführend ist, da der Interjektion nicht das Verb *sehen* zu Grunde liegt, sondern derselbe Stamm wie bei dem got. (Demonstrativ-) Pronomen *sa* ‚der‘ (*idg. *so-i*) (vgl. Feist 1939, 403). Daraus folgt, dass wir hier mit einer Entität zu tun haben, die eine deiktische Funk-

tion hat, von der der Weg zu einer imperativischen Bedeutung nicht weit ist: Verweist man explizit auf etwas, so fordert man den Gesprächspartner dazu auf, dies etwas schärfer ins Auge zu fassen bzw. dem mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Als indirektes Aufforderungssignal fungiert hier die Anrede *uuib*, durch die die Imperativfunktion der Äußerung noch klarer wird: Wir werden ja in den allermeisten Fällen immer dann angesprochen, wenn man uns aus einer Menge Personen hervorheben will und uns darauf aufmerksam machen will, dass es um uns geht bzw. dass etwas von uns verlangt wird.

Wir sehen, dass bei der Informationsübermittlung der Sprecher seinem Gesprächspartnern nur so viel Informationen vermitteln kann, wie viel dieser braucht, um den kommunikativen Sinn der Sprechsituation zu rekonstruieren. Ist der situative Kontext für alle Teilnehmer der Sprechsituation eindeutig und klar genug, lässt sich auch die am meisten reduzierte Information unschwer vervollständigen. Und das gilt - wie wir gerade sehen - wohl nicht nur für deklarative Kontexte.

6.7 Die semantischen Untertypen der Aufforderungen

6.7.1 Empfehlungen und Ratschläge

Was das sprechende Ich mit dem Imperativ meint und wie das Gegenüber ihn verstehen soll, hängt von der Sprechsituation bzw. - um Erben (1983, 402 f.) zu zitieren - von dem „kommunikative[n] Rahmen“ ab, in dem der Befehlsatz geäußert und rezipiert wird. So können imperativische Äußerungen den kommunikativen Wert von Bitten bis hin zu Ratschlägen haben, wobei dem Letzteren in der Regel „eine Ratfrage“ vorausgeht (vgl. Hindelang 1978, 410):

(197)

magister bonæ quid boni faciam

ut habeam uitam a&ernam?

[...]

uade uende quæ habes

& da pauperibus.

& habebis thesaurum In caelo

& ueni sequere me.

guot meistar uuaz guotes tuon

thaz ih habe euuin lib

[...]

fâr forcoufi thiu thu habes.

Inti gib thiu thurftigon

Inti thannæ habes treso in hímile.

Inti quim folge mir. Tat. 170 26-27+ 171, 17-20

In der Sprache der biblischen Figuren, insbesondere in den Äußerungen Jesu tendieren die durch den Imperativ ausgedrückten Aufforderungen sehr oft zu Empfehlungen, die in der Theologie zuweilen als „evangelische Räte“ (lat. *consilia evangelica*) bezeichnet werden (vgl. Rady ewangeliczne 2002, 97 ff.):

(198)

<i>Tu autem cum orabis.</i>	<i>thanne thú mit thiu thú b&os</i>	
<i>Intra in cubiculum tuum</i>	<i>gang innan thina camara</i>	
<i>& clauso ostio tuo</i>	<i>bislozanen thinen turin</i>	
<i>ora patrem tuum In abscondito.</i>	<i>b&o thinan fater in tougalnesse</i>	
<i>& pater tuus qui uid&</i>	<i>Inti thin fater thie gisihit</i>	
<i>in abscondito, redd& tibi</i>	<i>in tougalnesse gibit thir thanne.</i>	<i>Tat. 67, 17-22</i>

(199)

<i>tu autem cum ieiunas</i>	<i>thanne thu fastes</i>	
<i>unge caput tuum</i>	<i>salbo thín houbit</i>	
<i>& faciem tuam laua</i>	<i>Inti thín annuzi thuah</i>	
<i>ne uidearis hominibus</i>	<i>zithiu thaz thu mannon nisís gisehán</i>	
<i>ieiunans. Sed patri tuo</i>	<i>fastenti. úzouh thinemo fater</i>	<i>Tat. 68, 28-32</i>

Bekanntlich sind jeder Ratschlag oder jede Empfehlung, die mit dem Imperativ ausgedrückt werden, an eine konkrete Sprechsituation gebunden. Es kann sich aber auch um eine unspezifische Situation handeln, „die für alle denkbaren Situationen gelten kann“ (vgl. Weinrich 2007, 273). Nimmt man an, dass die Bibel universelle Relevanz hat und für alle Kulturen und Zeiten aktuell ist, so darf nicht verwundern, dass in den biblischen Texten, insbesondere in den Evangelien oft Empfehlungen begegnen, die einen allgemeinen Charakter haben:

(200)

<i>poenitentiam agite & credite</i>	<i>tuót riuuva inti giloub&</i>	
<i>in evangelio</i>	<i>themo euangelio</i>	<i>Tat. 54, 10-11</i>

(201)

<i>Nolite iudicare. ut non iudicemini;</i>	<i>Nicur& tuomen thaz ír nisít furtuomte</i>	
<i>In quo enim iudicio iudicaveritis.</i>	<i>sósó ír in tuome tuoment</i>	
<i>iudicabimini.,</i>	<i>só uuerdet ír gituomte.</i>	<i>Tat. 71, 17-19</i>

6.7.2 Warnungen

In der Sprache Jesu kommen oft Imperative vor, die als Warnungen gemeint sind und verstanden werden können:

(202)

<i>Nolite thesaurizare uobis</i>	<i>Nicur& íu trisiuuen</i>
<i>thesauros in terra</i>	<i>treso in erdu</i>
<i>ubi erugo & tinea demolitur</i>	<i>thar íz rost inti miliuúa fúrmalet</i>
<i>thesaurizate autem uobis thesauros in celo</i>	<i>trisiuuet íu treso in himile</i>
<i>ubi neque erugo neque tinea demolitur</i>	<i>thar noh rost noh miliuua íz nifurmelit</i>
<i>& ubi fures non effodiunt</i>	<i>noh thioba nigrabent</i>
<i>nec furantur.</i>	<i>noh nifurstelent. Tat. 69, 12-18</i>

(203)

<i>Attendite a falsis prophetis</i>	<i>Vuart& íu fon luggen úuizagon</i>
<i>qui ueniunt ad vos in uestimentis ouium</i>	<i>sie quement zi iu in giuuatin scafo</i>
<i>Intrinsecus autem sunt lupi rapaces.</i>	<i>Inuúertes sint sie ráze uúolua. Tat. 73, 27-29</i>

Der Sprecher macht sein Gegenüber jeweils auf eine mögliche Gefahr bzw. unangenehme Folgen aufmerksam, die man jedoch durch entsprechendes Handeln oder Unterlassen der Handlung vermeiden kann. Bei den Warnungen handelt der Sprecher ausschließlich im Interesse seines Gegenübers und nicht, wie es bei den übrigen Typen der Aufforderungen der Fall ist, zu seinen eigenen Gunsten.

6.7.3 Anweisungen

Die Aufforderungen können leicht auch in Instruktionen und Anweisungen übergehen, durch die das sprechende Ich seinen Gesprächspartner instruieren will, wie dieser sich verhalten und benehmen bzw. wie etwas gemacht bzw. ausgeführt werden sollte. Bei einer Anweisung will das Sprecher-Ich sein Gegenüber nicht so sehr zu einer Aktion auffordern, sondern es lediglich unterweisen, wie diese Aktion ausgeführt werden muss. Beide Gesprächspartner sind an der Ausführung einer Handlung bzw. Erreichung eines Ziels interessiert (zu ähnlichen Schlussfolgerungen ist übrigens auch Hindelang 1978, 448 ge-

kommen). Aus diesem Grunde brauchen die Instruktionen auch nicht in Form eines Imperativsatzes geäußert zu werden. Sie können im Indikativ stehen:

(204)

& uocabis nomen eius Iohannem *inti **nemnis** thû sinan namon Iohannem.* *Tat. 26, 27*

(205)

& uocabis nomen eius ihesus. *Inti **ginemnis** sinan namon heilant*
Hic erit magnus. *Ther ist mihhil.* *Tat. 28, 18-19*

6.7.4 Bitten und Bittgebete des Sprecher-Ichs

Kennzeichnend für diesen Typ der Aufforderung ist eine starke Asymmetrie. Zwischen dem Bittsteller und dem Adressaten einer Bitte liegt ein deutliches Machtgefälle: In aller Regel wenden wir uns mit einer Bitte an jemanden, der über „eine besondere Handlungs- bzw. Entscheidungskompetenz“ verfügt (vgl. Hindelang 1978, 498), die wir selber nicht besitzen und der auf Grund seiner Fähigkeiten, ganz gleich, ob psychischen oder physischen, in der Lage ist, unseren Bitten nachzukommen. Hindelang (1978, 497) nennt als Motiv für die Befolgung einer Bitte „Einstellungen und Gefühle wie Höflichkeit, Solidarität oder Mitleid“.

Gerade in der Bibel begegnen sog. Bittgebete, die man zu oder vor Gott vorbringt (vgl. Gerstenberger 1980, 60 f.). Die Inhalte der Bittgebete sind unterschiedlich: Man bittet um Hilfe, Gesundheit, Heilung, Segen, um Änderung einer Situation, Lösung eines Problems, Aufhebung eines Mangels, Befreiung aus einer Bedrängnis (ebd.):

(206)

filia mea modo defuncta est *mín dohter nú arstarb*
sed ueni inpone manum *ouh quim inti sezzi thina hant*
super eam & uiuit *ubar sia so leb& siu* *Tat. 94, 28-30*

(207)

&dicebat *inti quad*
ad iesum.domine memento mei *zi themo heilante. trohtin gihugi min*
cum uneris in regnum tuum. *mit diu thu cumist in thin rihi.* *Tat. 316, 9-11*

(208)

*dicit ad eum regulus.,
domine. descende priusquam
moriatur filius meus.*

*tho quad imo ther rihtari.,
truhtin nidarstíg ér thanne
arsterbe mín sún Tat. 90, 20-22*

(209)

*dicit ei philippus.
domine ostende nobis patrem
& sufficit nobis.*

*tho quad imo philippus.
trohtin erougi uns then fater
Inti uns ist ginuog. Tat. 278, 19-21*

(210)

*pater mi si non potest
calix hic transire
nisi bibam illum
fiat uoluntas tua.*

*min fater oba nimag
these kelih furi faran
nibih in trinke
uuese thin uuillo. Tat. 295, 11-14*

(211)

*& dimitte nobis debita nostra
sicut & nos dimittimus debitoribus nostris
& ne Inducas nos in temptationem
sed libera nos a malo.*

*Inti furlaz uns unsara sculdi
só uúir fúrlazemes unsaren sculdigon
Inti nigileitest unsih in costunga
úzouh árlosi unsih fón ubile. Tat. 68, 11-14*

Der Inhalt einer Bitte können auch materielle bzw. konkrete Gegenstände wie etwa Kleidung, Unterkunft oder - wie hier - Nahrung sein:

(212)

*panem nostrum cotidianum
da nobis hodie*

*unsar brót tagalihhaz
gíb uns hiutu Tat. 68, 9-10*

Die Bitten können, wie wir sehen, paradoxerweise mittels der Imperativformen, die ja in erster Linie auf die Kodierung der Befehle oder eindringlicher Aufforderungen spezialisiert sind, ausgedrückt werden. Daraus folgt, dass sich die Imperativformen nicht eindeutig verhalten und - in pragmatischer Sicht - wohl mehr als nur *eine* semantische Funktion haben. Es muss angenommen werden, dass die Eindeutigkeit nicht nur durch die morphologischen Verbformen bzw. durch die Satztypen präzisiert wird, sondern auch durch die Konsituation, in welcher eine Aussage geäußert wird (vgl. auch Wolf 1994, 219). Eine

Rolle spielen dabei auch unser Weltwissen und unsere Erfahrungen: An einen Höhergestellten oder - wie in den aufgeführten Beispielen - Gott lassen sich bekanntlich keine Befehle erteilen. Pragmatisch gesehen kann man in derartigen Fällen nur Bitten äußern, ganz gleich ob sie sprachlich durch einen indirekten Sprechakt oder explizit durch Imperativformen ausgedrückt werden.

Freilich können die Bitten auch mit dem Konjunktiv Präsens realisiert werden, doch in derartigen Fällen stehen sie dann inhaltlich einem Wunsch nahe:

(213)

<i>pater noster</i>	<i>fater unser</i>	
<i>qui in caelis es</i>	<i>thu thar bist in himile</i>	
<i>sanctific&ur nomen tuum</i>	<i>si giheilagot thin namo</i>	
<i>adueniat regnum tuum</i>	<i>queme</i> <i>thín rihhi</i>	
<i>fiat uoluntas tua</i>	<i>si thín uuillo</i>	
<i>sicut in caelo & in terra</i>	<i>só hér in himile ist só si hér in erdu</i>	<i>Tat. 68, 3-8</i>

Im Grunde wissen wir jedoch nicht, ob der Sprecher mit seiner Äußerung eine Bitte oder einen Wunsch gemeint hat. Einen Hinweis bietet uns die theologische Auslegung des Vaterunsers: In der katholischen Theologie gilt das Paternoster als „Gebet der sieben Bitten“ (vgl. Katechismus der Katholischen Kirche 2003, Pos. 2803 ff.), was den Schluss nahe legt, dass die konjunktivischen Verbalformen in bestimmten Kontexten auch als Ausdrucksmittel einer demütigen Bitte fungieren können.

6.8 Persuasive Kommunikationsstrategien bei Otfrid

Wie u.a. Gisela Vollmann-Profe (1987, 253) in ihren Ausführungen bewiesen hat, verfolgte Otfrid mit seinem literarischen Unternehmen das Ziel, „alle Menschen empfänglich zu machen für die *dulcedo evangeliorum*, damit sie die *lex Dei* wahrhaft zu erkennen vermögen“. Dieses Unternehmen schien allerdings alles andere als leicht umsetzbar zu sein. Um sein Publikum zu überzeugen, musste sich Otfrid zunächst ein unerschütterliches Vertrauen seiner Hörer erwerben: Er „positionierte“ sich als Prediger, als belesenen und fachkundigen Kenner der Bibel, der in einem autoritären Tonfall von den Sachverhalten berichtet

und den Predigthörern nahe legt, wie sie die dargestellten Sachverhalte rezipieren und interpretieren sollen:

(214)

- 3 Thar [...] tho wari fihuwari
[...]
7 Then bifiangun umbi porzicha finfi,
8 thie lagun fol al mannes siaches inti hammes.
9 Thie selbun beitolun thar (**wizist thaz in alawar**),
10 thes warun farenti thaz sih thaz wazar ruarti.
11 Engil gotes guato fuar thar in gimuato,
12 thaz wazar er yrscutita joh in zi heile iz garota.
13 Ther thanne thaz gisitota, thar erist inne badota:
14 so ward er sar io ganzer fon so wiu so er er was halzer.
15 Thar zi then gizaltan gisah er einan altan
16 kumigan suaro ju managero jaro.
17 Wangta zuein (**ih sagen thir thaz**) thero jaro fiarzug ni was,
18 thaz er lag zi ware in themo selben sere. O. III 4, 3+7-18

Das Textthema (die Heilung eines Schwerkranken) entfaltet sich narrativ, was u.a. die präteritale Verbform signalisiert. Die Narration verläuft hier jedoch weder chronologisch (es gibt Rückblicke in die Vergangenheit) noch linear (es gibt Kommentare des Erzählers). Wir sehen, dass die Struktur der Narration in Zeile 9 durch eine direkte Anrede an den Leser zerstört wird, die als parenthetischer Einschub nicht der Erzählungsebene, sondern der Meta-Ebene angehört: Der Erzähler steigt also aus der Erzählwelt aus und dringt in die Welt des Lesers hinein. Die Hörhaltung der Rezipienten ändert sich: Aus der „entspannten Rezeptionshaltung“ übergehen die Zuhörer in eine „gespannte Rezeptionshaltung“ (vgl. Weinrich 2001, 198 ff.). Mit andern Worten: das passive Zuhören wechselt in eine aktive und bewusste Wahrnehmung.

Diese direkte Anrede an den Leser dient nicht nur einer bloßen Kontaktaufnahme, sondern hat auch appellativen Charakter: Der Erzähler wendet sich an den Leser mit dem Appell, den dargestellten Sachverhalt als wahr zur Kenntnis zu nehmen, ihn als „wahr zu wissen“: *Ich als Erzähler will, dass du Leser es weißt*.

Ab Zeile 10 setzt der narrative Text wieder ein. In Zeile 15 geht der Erzähler zu der Ereigniserzählung über und setzt hier die Strategie „Erzählen durch Einzelschicksal“

ein (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 224), welche ebenfalls als persuasive Strategie angesehen werden kann: Der Erzähler konfrontiert den Leser mit einem konkreten Einzelmenschen. Damit ermöglicht er ihm, sich in eine konkrete Situation hineinzusetzen. Die Rezipienten fühlen sich in die erzählte Geschichte involviert, sie fühlen sich aber auch dazu aufgefordert, die erzählte Situation auf sich zu beziehen, sie mitzuerleben, sich in die Lage des Protagonisten hineinzudenken.

Nach der Einleitung der Erzählhandlung (*gisah er [=Christus] einan altan kumigan suaro*) macht der Erzähler eine „Rückblende“ auf die Vergangenheit des Protagonisten: Er berichtet von dessen lang andauernder Erkrankung und schwieriger Lebenssituation (Zeilen 17-18). In diese Narrationsstruktur baut der Erzähler einen metakommunikativen Satz *ih sagen thir thaz* ein. Wir sehen, dass der Erzähler aufs Neue einen direkten Kontakt mit dem Leser aufnimmt um ihn auf eine für das Verständnis des Gesamttextes wichtige Information aufmerksam macht. An dieser Stelle lässt sich auch gut beobachten, dass der Erzähler aus seiner Rolle des Predigers nicht tritt. Ob er erzählt, bespricht, oder - wie hier - den Rezipienten direkt anspricht, ist er stets darauf bedacht, seine Predigthörer auf die wichtigsten Bibelinhalte aufmerksam zu machen.

Die direkte Anrede an den Leser bzw. die Aufnahme eines direkten Kontakts mit ihm ist die einfachste und zugleich die wirkungsvollste Methode, den Standpunkt des Lesers zu beeinflussen oder zu ändern. So auch in den folgenden Belegen:

(215)

*Thaz sculun wir gilouben joh harto iz uns giliuben,
thaz uns in gotes wihe ther douf io wola thihe; O. I 26, 11-12*

(216)

*Mariun thes thoh io nirthroz, stuant uzana thes grabes, roz
zi steti thar ginoto, si minnota inan thrato;
Habeta si nu in war min minna mihilo sin,
mihilo liubi, **thes wortes mir giloubi**,
Minna mihilo ubar al, **so ih thir hiar nu sagen scal**: O. V 7, 1-5*

(217)

*Tho druhtin Krist giboran ward (**thes mera ih sagen nu ni tharf**),
thaz blidi worolt wurti theru saligun giburti; O. I 17, 5-6*

(218)

*Wizist ana бага: ni was imo thurft thera fraga,
thaz imo iaman zalti, waz mannes herza wolti; O. II 11, 65-66*

(219)

*Er giduit (**thaz thu weist**) thaz thu nakot ni geist,
joh ouh gibit thir thia wist thu hungiru nirstirbist. O. II 22, 21-22*

(220)

*Wanta druhtin ist so guat, ther thaz urdeili duat;
er duat iz selbo, **ih sagen thir ein**, ander botono nihein; O. V 19, 61-62*

Der Erzähler unternimmt jeweils den Versuch, den Rezipienten dazu zu bewegen, eine bestimmte Einstellung dem Gesagten gegenüber einzunehmen. Es geht ihm also nicht um eine farblose Darstellung der vergangenen biblischen Ereignisse, so als ob sie für die Gegenwart des Rezipienten keine Bedeutung mehr hätten. Er ist nicht darauf bedacht, die Glaubensinhalte als Lehrstoff zu präsentieren, den es sich anzueignen gilt. Der Erzähler will vielmehr einen direkten Kontakt mit den Hörern aufnehmen.

Interessant ist, dass der Erzähler seine Wünsche bzw. Absichten zuweilen in Form von Fragesätzen formuliert:

(221)

*Tho Krist in Galilea quam, ward thaz tho mari sos iz zam,
joh ward gikundit sin giwalt ubar allaz thaz lant.
Ein kuning gieiscot iz in war joh fuar ingegin imo sar;
waz mag ih zellen thir es mer? sin sun was filu siecher. O. III 2, 1-4*

(222)

*Hermido ginoto joh wenagheiti thrato
(waz mag ih zellen thir hiar mer?) thes ist ther dag al foller! O. V 19, 29-30*

Der Erzähler signalisiert hier, dass er bestimmte Sachverhalte als bekannt darstellen will bzw. dass er will, dass der Leser sie als bekannt zur Kenntnis nimmt. Er bringt zum Ausdruck, dass er einige (Vor-)Informationen, die ihm als überflüssig bzw. selbstverständlich zu sein scheinen, bewusst meiden will und geht davon aus, dass die ausgeblendeten Sachverhalte (auf Grund der Vorerwähntheit) dem Rezipienten gut geläufig sind.

7 Emotionalität, Emotionen und emotionale Sprechereinstellungen

7.1 Die Beziehung zwischen Emotion und Sprache

Emotionen und Situationen, in denen wir emotional handeln, begleiten uns auf Schritt und Tritt. Unsere Alltagsbeobachtungen zeigen, dass emotionale Zustände, die wir erleben, unsere Verhalten- und Sprechweise auf vielfältige Art und Weise beeinflussen können. Das sieht man vor allem sehr deutlich in Prüfungssituationen: Wegen der starken Aufregung, die wir oft als Prüfungsstress bezeichnen, beginnen wir zu stottern, die Laute zu verschlucken bzw. sie falsch zu artikulieren. Wir konstruieren grammatisch unkorrekte Sätze, sprechen leise, kompliziert und undeutlich. Kurzum: Unsere emotionalen Zustände spielen uns einen Streich und führen dazu, „dass wir buchstäblich Unsinn reden“ (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 125 ff.). Doch damit nicht genug: Die starke emotionale Erregung kann ebenfalls dazu führen, dass wir auf der inhaltlichen Ebene inkorrekt sind, also „falsche“ Informationen mitteilen. Auch außerhalb von Prüfungssituationen kann uns Stress, Anspannung und Nervosität zu Reaktionen bringen, die wir in einer „normalen“ Situation vermeiden würden. So können wir z.B. aus Angst vor Spott oder Gefahren anfangen zu lügen. Die wohl bekannteste Szene in der Bibel, in der dieses Phänomen sehr deutlich zum Vorschein kommt, ist die Verleugnung des Petrus, der - auf eine harte Probe gestellt - sein Leben durch eine „Notlüge“ zu retten sucht:

(223)

tunc coepit d&estari

& anathematizare & iurare

neque non noui eum

nescio quid dicis

non noui hominem istum quem dicitis

bigonda tho leidezen

Inti forsahhan Inti sueren

quedenti niuueizih inan

niuueiz uuaz thu sages

niuueiz ih then man then ir quedet Tat. 301, 25-29

Die Interaktion von Emotion und Sprache beschäftigt die kommunikationsorientierte Sprachforschung bereits seit geraumer Zeit. Zu den aktuellen Forschungsaspekten gehört aber nicht nur der Einfluss der Emotionen auf die Sprechproduktion; immer häufiger wird ebenfalls davon ausgegangen, dass das Verstehen der Texte nicht nur kognitiv-mentale Verarbeitungsprozesse wie Informationen aufnehmen, speichern, analysieren, rekonstruieren, Kohärenzbeziehungen herstellen u.ä. voraussetzt. Auch die Sprachrezeption involviert

emotional gesteuerte Prozesse. Nach Schwarz-Friesel (2007, 41) besitzt jeder Text, ganz gleich ob es sich dabei um einen literarischen, informativen oder - wie in unserem Fall - um die Bibel handelt, ein Emotions- und ein Emotionalisierungspotential. Die Gesamtheit aller emotionalen Textinhalte und emotional gefärbten Wörter im Text entscheidet über dessen Emotionspotential. Auf die somit in der Textwelt dargestellten Emotionen und Gefühle kann der Rezipient im Leseprozess in unterschiedlicher Weise reagieren: Er kann z.B. die emotionalen Zustände der Protagonisten wie seine eigenen erleben, er kann sich mit den geschilderten Gefühlen identifizieren, über sie nachdenken etc. (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 130; Oatley 2004, 111). All das gehört zu dem *Emotionalisierungspotential* des Textes. Emotionalität ist also nicht nur als sprachliches Phänomen zu erachten, sie ist vielmehr eine mehrdimensionale Interaktion zwischen Text, Sprecher und Leser.

7.2 Emotionen, Emotionswortschatz und Emotionssphäre in ahd. Bibeltexten

Auch in den biblischen Texten, ganz gleich in welcher Sprache sie gelesen werden, lässt sich zwischen Emotions- und Emotionalisierungspotential unterscheiden. Gerade in der Bibel finden wir eine ganze Palette von menschlichen Emotionen, Erfahrungen und Erlebnissen, die dargestellt werden und auf den modernen Leser, auf seine emotionalen Einstellungen und Verhaltensmuster unterschiedlichen Einfluss haben (können).

Die Darstellung der Emotionen in den ahd. Bibeltexten bzw. in der ahd. Bibeldichtung darf allerdings nicht als etwas Selbstverständliches betrachtet werden. Die Emotionsdarstellung war erst mit dem Anschluss an die christlich-lateinischen Weltordnung, Kultur und Literatur möglich. Die meisten volkssprachlichen Denkmäler im Althochdeutschen waren von der Aufgabe beansprucht, „sich sprachlich mit der Latinität christlicher Prägung auseinanderzusetzen“ (vgl. Besch/Wolf 2009, 162). Dass für die Bewältigung dieser Aufgaben das herkömmliche Lexikon nicht ausreichend war, ist klar (ebd.). Es ist auch klar, dass neue Formulierungsmuster und neue Wörter geschaffen werden mussten, um die für das Latein und Christentum typischen abstrakten „religiösen und sittlichen Begriffe“ sowie emotionsbezeichnenden Lexeme ausdrücken zu können (vgl. Rosenfeld 1980, 653). Die emotionsbezeichnende Begriffe „Trauer“, „Verzweiflung“, „Reue“, „Furcht“ konnten ihren Platz in den ahd. Texten - das sei noch mal gesagt - nur auf Grund eines direkten Anschlusses an die lateinischen Bibeltexte finden. Die vorchristlichen germanischen

Denkmäler pflegten dagegen „in ihrer distanzierten Erzählhaltung die Gefühle zu verschweigen“ (vgl. Ruprecht 1959, 128 unter Rekurs auf Baetke und Grönbech). So kann man z.B. im überlieferten Fragment des Hildebrandsliedes „keinen einzigen Ausdruck aus der Gefühlssphäre“ finden; ebenso sind die germanisch-heidnischen Beschreibungen vom Jüngsten Gericht und Weltuntergang sowie die Schilderungen der Hölle und des Himmels im Muspilli in ihrer Expressivität weitaus schlichter als die bei Otfrid (vgl. ebd.).

7.3 Formen des Ausdrucks der Emotionen

7.3.1 Emotionsdarstellung auf der Satzebene

Das deutsche Verbalparadigma besitzt keine Formen mit morphologischer Markierung, die auf den Ausdruck der Emotionalität spezialisiert wären. Die Expressivität entsteht vielmehr auf der Satzebene und zwar immer dann, wenn das Sprecher-Ich von der usuellen Satzgliedfolge abweicht und ein Satzglied stärker in Erscheinung treten lässt, um zu zeigen, dass ihm gerade dieses Satzglied und die Information, die durch dieses Satzglied ausgedrückt wird, wichtig und bzw. wichtiger als die übrigen sind. Im Satz *Der Knabe küsst das Mädchen* wird der Sachverhalt neutral (d.h. wenig expressiv) mitgeteilt; mit der Umstellung der Akkusativergänzung ins Vorfeld (*Das Mädchen küsst der Knabe*) ändern sich kommunikative Schwerpunkte des Sprecher-Ichs, obwohl keine greifbaren semantischen Unterschiede im Vergleich zu dem Vorgängersatz festgestellt werden können. Diese affektive Spitzenstellung der Akkusativergänzung ist eine der zahlreichen Varianten, die besondere Gemütslage des Sprecher-Ichs zum Ausdruck zu bringen.

Die Kodierung von Emotionen ist stark an konkrete Sprechsituationen und an konkrete kommunikative Ziele des Sprecher-Ichs gebunden. Pragmatisch gesehen können nahezu alle Satztypen dem Ausdruck von Emotionen dienen, soweit sie emotionale bzw. stark konnotative Bedeutungen und Inhalte kodieren können. Andererseits ist unverkennbar, dass z.B. unter den verschiedenen Satzformen die Ausdruckssätze, die entweder mit einem *w*-Wort oder der Spitzenstellung des Verbs eingeleitet werden, stärker als die anderen Satztypen eine expressive Funktion haben. Äußerungen wie *Ist das nicht interessant!* *Ist Grammatik schwer!* *Wie schön ist das Mädchen!* haben paradoxerweise keine Fragefunktion. Sie sind auch keine deklarativen Behauptungssätze, sondern gerade Expressiv-

bzw. Ausdruckssätze, die die Reaktion des Sprechers auf einen bestimmten Sachverhalt ausdrücken und etwas von seinen Empfindungen und/oder seiner Empfindlichkeit aussagen.

7.3.1.1 Ausdruckssätze

(224)

Ni sie sculin herton thar iro dati renton

*al io giwisso umbiring, **theist filu jamarlichaz thing!** O. V 19, 9-10*

Der Satz *theist filu jamarlichaz thing!* könnte, wenn man die Serialisierung (Verbzweitstellung) als einziges Kriterium in Betracht zieht, als Aussagesatz eingeordnet werden, d.h. als Satz, mit dem „ein Sachverhalt mitgeteilt“ wird (vgl. Jung 1990, 31). Sicherlich ist er es nicht, und zwar aus dem Grunde, dass die Tonmodulation, signalisiert durch das Ausrufezeichen, den Satz als Ausdruckssatz markiert, mit dem das Sprecher-Ich seine Emotionalität, seine Befindlichkeit verbalisieren will.

Das, was die Tonmodulation in mündlichem Sprachgebrauch erreicht, ist in schriftlicher Sprachverwendung die Aufgabe der Interpunktionszeichen (vgl. Wolf 1994, 217). Bei der schriftlichen Fixierung von derartigen Exklamativsätzen sind in modernen Texten im Normalfall Ausrufezeichen zu setzen. Es ist natürlich klar, dass wir in den althochdeutschen Texten kein vergleichbares Interpunktionszeichensystem haben, so dass wir in solchen Fällen stärker auf unsere eigene syntaktische Interpretation bzw. auf die Hilfe des jeweiligen Verlegers angewiesen sind, der sich die Mühe gibt, dem modernen Leser das Verständnis des althochdeutschen Textes mit Hilfe von graphischen Zeichen zu erleichtern.

Die Analyse der Korpustexte hat ergeben, dass derartige „Exklamativsätze mit der Verbzweitstellung“ am allermeisten bei Otfrid begegnen. Sie werden in der Regel dann verwendet, wenn Otfrid mit Furcht von Sünden erzählt, mit Freude die Bedeutung der Geburt des Erlösers erklärt, mit Eifer seine Hörer zur gewissenhaften Befolgung der Gebote und Christi Lehre auffordert oder mit Beunruhigung über das jüngste Gericht und die ewige Strafe berichtet. Eben diese Kontexte sind geradezu prädestiniert, Ausdruckssätze zu beinhalten, da hier in erster Linie auf emotionale Bewertungen des Sprechers ankommt:

(225)

[...] *theiz ist abulges dag,*
arabeito, quisti, joh managoro angusti;
Thaz ist ouh dag hornes joh engilliches galmes,
thie blasent hiar in lante, thaz worolt ufstante;
Theist dag ouh nibulnisses joh wintesbruti, lewes!
thiu zuei firwazent thanne thie suntigon alle;
Hermido ginoto joh wenagheiti thrato
(waz mag ih zellen thir hiar mer?) - ***thes ist ther dag al foller!*** O. V 19, 23-30

Beide Ausrufesätze haben die syntaktische Struktur des einfachen Aussagesatzes, doch dabei geht es - das sei noch ein Mal gesagt - nicht darum, den Sachverhalt wirklichkeitsgemäß darzustellen, sondern den Sachverhalt als „etwas Besonderes, Auffälliges oder Ungewöhnliches, Bemerkenswertes“ zu bewerten (vgl. Schwarz-Friesel 2007, 185). Der Sprecher ist hier also kein sachlicher und neutraler Berichterstatter, der sich an Fakten orientiert, sondern tritt vielmehr als emotionales Individuum auf, das die geschilderten Fakten und Ereignisse emotional bewertet und wahrnimmt. Er berichtet über die Sachverhalte aus seinem spezifischen „emotionalen Blickwinkel“, aus seiner persönlichen, subjektiven Perspektive. Der Rezipient bekommt nicht nur Sachverhalte mitgeliefert, sondern zugleich auch Informationen darüber, wie der Sprecher diese Sachverhalte beurteilt hat.

Die Ausdruckssätze können dabei auch mit anderen emotionsausdrückenden bzw. emotionsbezeichnenden Mitteln kombiniert werden:

- mit Hyperbeln (*dag hornes joh engilliches galmes, dag nibulnisses joh wintesbruti*),
- mit affektiven Nomina (*abulgi, angust, quist, arabeit, hermidi, wenagheit*),
- mit Adjektiven mit stark perjorativen Konnotationen (*jamarlich*),
- mit epistemischen Beteuerungen (*giwisso*),
- mit unterschiedlichen partikelartigen Adverbien (*filu, manag, ginoto, thrato*)
- mit Interjektionen (*lewes*).

Emotionsbezeichnende Lexeme tauchen - das sei hier nur am Rande erwähnt - insbesondere in den Fällen auf, in denen Emotionen des sprechenden Ichs nicht direkt ausgedrückt, sondern implizit und indirekt thematisiert werden. In derartigen Fällen tendiert man natur-

gemäß dazu, möglichst bildhafte Periphrasen und emotional wertende Wörter zu verwenden, die vor allem durch ihren semantischen Gehalt expressiv wirken sollen. Zu den wichtigsten Kategorien der emotionsbezeichnenden Lexeme gehören verbale und nominale Lexeme sowie affektive Adjektive mit stark positiven oder mit stark pejorativen Konnotationen, die - wie hier - einander antithetisch gegenüberstehen können:

(226)

*Thuruh thino guati dua uns thaz gimuati,
wir mit ginadon thinen thesa arabeit bimiden!
Ilemes io hinana, wir fuarun leidor thanana
fon **paradises henti** in **suaraz elilenti**;
Fon **himilriches suazi** in **jamarlichaz wizi**,
in thiz **irthisga dal**, firlurun garo genaz al;
In thiz **dal zaharo**, thes fuelen wir nu suaro,
in thesses **weinnones last**, thes uns furdir ni brast. O. V 23, 97- 104*

Bei Otfrid lassen sich sogar feste Nominalgruppen feststellen, die eine ausdrucksverstärkende Funktion haben. Zu den relativ häufig vorkommenden gehören u.a. die Kollokationen mit dem Lexem *thing*:

(227)

filu hébig thing, O. II 8, 13

(228)

thíng filu hébigaz. O. I. 15, 40

(229)

wúntarlichaz thíng O. III 26, 37

Kehren wir aber zu den Ausdruckssätzen zurück. Die Ausdruckssätze können - und das ist der deutlich häufigere Fall - eine affektive Stellung der Satzglieder haben:

(230)

*Zi zellenne ist iz suari! nist ther fon wibe quami
(es irquimit muat min), nub er thar sculi sin; O. V 19, 7-8*

(231)

Chumig bin ih jaro ju filu manegero,
joh thiū quena minu ist kinthes urminnu. O. I 4, 49-50

(232)

Unkund ist mir thrato, ob er si ubildato;
ruerent mih in thrati thio sino woladati. O. III 20, 113-114

(233)

In hant, fater, thina so gib ich sela mina
Bifilihu thir ouh, so thu weist, then minan eiginan geist O. IV 33, 23-24

(234)

uespere autem facto	abande giuuortanemo
uenit & discumbemat	quam Inti gisaz
cum xii discipulis suis	mit sinen zuelif iungiron
Et edentibus illis dixit	Inti in ezzenten quad tho
Desiderio desiderauit	lustonto lusta
hoc pascha manducare	theso ostrun ziezzanne
uobiscum antequam patiar.	mit iu er thanne ih thrue Tat. 272, 28-273, 3

(235)

Durus est hic sermo. **hart ist thiz uuort** Tat. 124, 29

gegenüber:

(236)

<i>ego enim sum senex & uxor mea</i>	ih bim alt Inti mîn quena
<i>processit In diebus suis</i>	<i>fram ist gigangan In ira tagun.</i> Tat. 27, 11-12

(237)

<i>go sum gabriel qui adsto</i>	ih bin gabriel thie azstantu
<i>ante deum</i>	fora gote Tat. 27, 14-15

(238)

es ist zi zellenne ginuag O. V 1, 22

(239)

*Ih faru garawen iu sar fronisgo iu stat thar,
ir thes ni missedruet, mit mir thar iamer buet; O. IV 15, 11-12*

Wir sehen, dass der Sprecher von der usuellen Serialisierung bewusst abweicht, d.h. den Satz nicht mit dem Satzsubjekt beginnt, sondern mit unterschiedlichen (Prädikativ- bzw. Adverbial-)Ergänzungen, was notwendigerweise zur Folge hat, dass die übrigen Satzglieder ebenfalls an unterschiedliche Stellungen rücken. Die Voranstellung der Ergänzungen zeugt davon, dass sie für den Sprecher wichtiger als die übrigen Satzteile sind, früher als diese ins Bewusstsein eintreten und auch als erste zum Ausdruck kommen. Auch Drach (1963, 17) bestätigt das, wenn er schreibt, dass „bei der Satzentstehung das gefühls- und willensmäßig Hochgetriebene nach vorne drängt. Es springt am stärksten und vordringlichsten im Bewusstsein auf, überrennt alle logischen und zweckhaften Erwägungen, setzt sich an die Spitze“. Mit der Änderung der Satzgliedfolge wird - um mit Behaghel (1903, 438-459) zu sprechen - die „syntaktische Ruhelage“ getilgt. Statt dessen entsteht ein markierter Satztyp mit affektiver, ausdrucksverstärkender Serialisierung.

In gesprochener Sprache wird die affektive Stellung der Satzglieder zusätzlich durch einen verstärkten Akzent signalisiert.

7.3.1.2 Fragesätze und ihre expressive Funktion

Wie schon mehrmals in der vorliegenden Arbeit angedeutet wurde, können Fragesätze ihre pragmatische Fragefunktion verlieren und andere kommunikative Leistungen erbringen. Die Äußerung *Wie kannst du so was sagen?* ist, rein pragmatisch, keine (Ergänzungs-)Frage, denn der Sprecher erwartet im Grunde keine Reaktion von dem Hörer und auf jeden Fall sucht er keine Antwort nach dem *Wie*, sondern eher nach den Motiven, also nach dem *Warum*. Er will ebenfalls seine Bestürzung und Empörung über das Verhalten seines Gegenübers, das es nicht für wahr halten möchte, zum Ausdruck bringen. Wir haben hier also mit einem Expressivsatz zu tun, mit dem das Sprecher-Ich seine „Innerlichkeit“ (vgl. Bühler 1965, 28) bzw. seine emotionale Einstellung signalisiert.

Vergleichbare Äußerungen, die formal als Fragen erscheinen, pragmatisch jedoch die Funktion der Expressivsätze haben, waren schon auch im Althochdeutschen möglich:

(240)

<i>Litigabant ergo</i>	<i>stritun tho</i>
<i>iudæi dicentes ad inuicem</i>	<i>thie iudei untar zuisgen quedante</i>
<i>quomodo potest hic nobis carnem suam</i>	<i>vvuo mag theser uns sin fleisc</i>
<i>dare ad manducandum.</i>	<i>geban zi ezzanne</i> <i>Tat. 123, 31-32+124, 1-2</i>

(241)

<i>quomodo potestis bona loqui</i>	<i>vvuo mugut ír guotu sprehhan</i>
<i>cum sitis mali</i>	<i>mitthiu ír ubile birut</i> <i>Tat. 99, 7-8</i>

(242)

<i>Multi ergo audientes</i>	<i>manege gihorente</i>
<i>ex discipulis eius. dixerunt.</i>	<i>fon sinen iungiron quadun</i>
<i>Durus est hic sermo.</i>	<i>hart ist thiz uuort</i>
<i>quis potest eum audire</i>	<i>uuer mag thaz gihoren</i> <i>Tat. 124, 27-30</i>

Das Sprecher-Ich signalisiert jeweils, dass es keineswegs eine Information, eine Auskunft bzw. eine Unterrichtung wünscht, sondern dass es mit einer Information konfrontiert wurde, die eine negative Überraschung, ja eine Empörung in ihm hervorgerufen hat. Dass die gestellten „Fragen“ keine Fragefunktion haben, zeigt sich auch darin, dass der „Befragte“ in der Tat keine Antwort erteilt und auf jeden Fall sich nicht aufgefordert fühlt, mit einer Antwort zu reagieren.

Im Normalfall stellen wir auch keine Fragen an uns selbst, es sei denn, wir führen einen inneren Monolog. In dialogischen Situationen hat so eine Selbstbefragung keine Fragefunktion, sondern dient ebenfalls der Manifestierung der persönlichen emotionalen Einstellung hinsichtlich eines Sachverhalts:

(243)

<i>dicit ei thomas.</i>	<i>tho quad imo thomas</i>
<i>domine nescimus quo vadis.</i>	<i>trohtin uuir niuuizzumes uuara thu feris</i>
<i>& quomodo possumus uiam scire.</i>	<i>Inti uuv mugun uuir then uuec uuizzan.</i>
	<i>Tat. 278, 8- 10</i>

Ein Aspekt muss hier noch angesprochen werden: Welche Bedeutung ist dem Modalverb *mugun* zuzuweisen? Was drückt das Modalverb *mugun* aus? Nach unserer Auffassung ist seine Bedeutung in den Bereich der Epistemizität verschoben worden: Es handelt sich also

nicht um die Möglichkeit im Sinne einer Fähigkeit des Subjekts, den Weg zu kennen; ebenso wenig handelt es sich um die Möglichkeit als Option. Das Sprecher-Ich will vielmehr allgemein den Sachverhalt in Zweifel ziehen: ‚Es ist nicht möglich, dass wir den Weg kennen‘ (ähnlich argumentiert auch Leiss 2002, 81 f.). Wir sehen, dass in der Äußerung des Sprecher-Ichs eine implizite Negierung verborgen liegt.

Derartige Konstruktionen mit dem Modalverb *mugan* hätten, pragmatisch gesehen, die gleiche Funktion wie der konjunktivische Modus *irrealis*, der immer eine Negation mit enthält (s. auch unten): *Wenn das möglich wäre, dann...* (= es ist also in der Tat nicht möglich). In beiden Fällen negiert der Sprecher die Realisierung des von ihm dargestellten Sachverhalts; die Negation ist in beiden Fällen nicht explizit ausgedrückt, liegt aber der Äußerung zu Grunde.

Wir sehen hier, dass die Emotionalität sehr eng mit der Epistemizität verbunden ist. Das ist aber nicht verwunderlich, da z.B. Zweifeln sowohl als ein kognitiver als auch ein emotionaler Prozess zu verstehen ist. Mit anderen Worten: Zweifeln inkludiert kognitiv-mentale Verarbeitungsprozesse (etwa Schlussfolgerungen), wird aber zugleich als Emotion erlebt, die andere emotionale Zustände (z.B. Trauer) nach sich ziehen kann.

Expressive Funktionen der Fragesätze ergeben sich allerdings nicht nur - wie bereits aus den aufgeführten Belegen hervorgehen mag - aus dem Vorhandensein des Modalverbs. Die expressiven Fragesätze können bekanntlich auch ohne Modalverben vorkommen:

(244)

*Wanana ist iz, fro min, thaz ih es wirdig bin,
thaz ich druhtine sinan sun souge O. 15, 35-36*

Vergleichbares gilt auch für den nächsten Beleg:

(245)

<i>Et circa horam nonam</i>	<i>Inti umbi thia niuntun zft</i>
<i>clamauit ihesus</i>	<i>riof ther heilant</i>
<i>uoce magna</i>	<i>mihileru stemmu</i>
<i>dicens</i>	<i>sus quedenti</i>
<i>heli heli lamasabacthani</i>	<i>heli heli lamasabacthani</i>
<i>quod est</i>	<i>thaz ist</i>
<i>interpr&atum</i>	<i>erreckit</i>

deus meus deus meus
ut quid dereliquisti me

got min got min
ziu forliezi thu mih *Tat. 317, 2-10*

Auch hier hat die Frage keine Fragefunktion mehr, sondern ist Ausdruck der emotionalen Verfassung des Sprecher-Ichs. Die Expressivität der Aussage unterstreicht zusätzlich die Anrede *got min got min*, die in vokativischer Funktion gebraucht wird und der Äußerung den Charakter eines stark emotionalen Ausrufes und nicht einer Frage verleiht.

An dieser Textstelle können wir gleich weitere Beobachtungen anstellen: Menschliche Emotionen und emotionale Zustände hängen mit körperlichen Empfindungen untrennbar zusammen (vgl. auch Schwarz-Friesel 2007, 61). Insbesondere der physische Schmerz begünstigt die Verbalisierung von Emotionen, die man während des Leidens empfindet und erlebt. Die körperlichen Schmerzen können also Wut, Ziel- und Hoffnungslosigkeit oder - wie hier - das Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit evozieren.

7.3.1.3 Irreale Wunschsätze

Wunsch- bzw. Optativsätze sind zweifellos syntaktische Ausdrucksvarianten der voluntativen Modalität und als solche wurden sie bereits im vorherigen Kapitel behandelt. Es ist jedoch nicht zu bestreiten, dass diese Satzformen noch eine andere Funktion haben bzw. haben können: Rein pragmatisch gesehen treten sie als Ausdrucksformen der Emotionalität auf und sind - im Sinne Bühlers (1934/1982) - den Ausdruckssätzen zuzurechnen:

(246)

Oba iaman thoh giquati wara man nan dati,
odo mir gizeliti wara man nan legiti,
Thaz ih thoh in thera doti waz thionestes gidati
themo lieben manne: waz wari mir thanne!" *O. V 7, 39-42*

Mit derartigen Optativsätzen wird im Grunde kein Wunsch im Sinne eines Verlangens oder Begehrens (vgl. WdG VI, 4401) geäußert. Der Konjunktiv Präteritum (*giquati*, *gizeliti*) steht in Funktion des Modus irrealis und sorgt dafür, dass hier ein irrealer Wunsch anzusetzen ist, mit dem der Sprecher einen Sachverhalt formuliert, der de facto nicht existiert. „Die Verwendung des Modus irrealis enthält immer eine implizite Negierung, und

die Negierung ist letztlich auch eine Einschätzung eines Sachverhalts durch einen Sprecher“ (vgl. Wolf 2009a, 26). Eben dank diesem „tiefsemantische[n] Prädikat der Negation“ (vgl. Schrodtt 2004, 132) ist es möglich, den realen Sachverhalt in einen irrealen oder -genauer - den realen Wunsch in einen irrealen zu überführen. Ein irrealer Wunsch ist jedoch kein Wunsch (s. hierzu bereits Kap. 7.4.4.1), was bedeutet, dass der Sprecher im Grunde nicht die Absicht hat, den Hörer zu einer Handlungsreaktion aufzufordern, sondern seine Emotionalität, Bedauern oder Traurigkeit zu signalisieren. Auch Schwarz-Friesel (2007, 185) bemerkt, dass bei derartigen Wunschsätzen nicht die Aufforderungsfunktion, sondern „die negative Emotion des Bedauerns“ im Vordergrund steht.

Dazu kommt, dass der irrealer Wunsch nicht an einen konkreten Aufgeforderten gerichtet werden muss, sondern an einen unspezifischen Hörer (*iaman*) gebunden werden kann. Auch das ist ein weiteres Zeichen, dass wir es hier nicht mit einer prototypischen Aufforderungssituation zu tun haben, in der ja der Aufgeforderte direkt durch den Sprecher angesprochen und ausdrücklich zur Realisierung einer Handlung veranlasst wird.

7.3.1.4 Imperativsätze

Das Sprecher-Ich kann seine Emotionen auch in auffordernden Sprechakten signalisieren. Das hat u.a. Admoni (1970, 255 f.) in seinen Ausführungen bestätigt, wenn er schrieb, dass „die meisten Aufforderungssätze emotional geladen sind“. In derartigen Fällen modifizieren Imperativsätze ihre Aufforderungsfunktionen und tendieren kommunikativ zu den Ausdruckssätzen:

(247)

*Exclamauit autem uniuersa turba
dicens. tolle hunc
crucifige, crucifige*

*Riof tho al thiu menigi
quedenti. **nim thesan**
háh háh Tat. 308, 23-25*

(248)

*erat autem parasceue pasche
quasi hora sexta
& dicit iudeis
ecce rex vester*

*uuas tho garotag fora ostron
samaso sehsta zít
Inti quad then iudein
senu úuuuer cuning.*

*Illi autem clamauerunt
tolle tolle crucifige eum*

*sie tho riofun
nim nim inti háh inan Tat. 309, 32-33 + 310, 1-4*

Beide Äußerungen vereinigt zunächst die voluntative Modalität: Der Sprecher tut kund, was er will bzw. „was er ausgeführt haben will“, wobei diese Wunscheinrichtung emotional bedingt ist: In beiden Äußerungssätzen liegen dem Wunsch des Sprechers negative Emotionen (wie etwa Hass, Wut) zu Grunde. Die Imperative drücken also nicht nur die Aufforderung, sondern auch die Emotionen des Sprechers aus. Es fällt auf, dass die Imperativformen in Reduplikationen verwendet werden, was zusätzlich den emotionalen Wert der Äußerung intensiviert.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem nächsten Beleg

(249)

*Et ipse progressus est ab eis
quantum iactus est lapidis.
Et positus genibus
procidit in faciem suam & orabat
ut si fieri poss& transir& ab eo ora
dicens pater si possibile est.
abba pater omnia a tibi possibilia sint
mi pater si possibile est
transfer calicem hunc a me*

*Inti her tho ergieng fon in
so steines vvurf ist.
Inti nidar gilegiten kneuuon
fiel in sin annuzi Inti betota
obiz uuesan mohti erfuori fon imo
thiu zit quedeni fater obiz odi ist.
fater fater allu sint thir odu.
min fater obiz odi si
erfuori thesan kelih fon mir Tat. 294, 14-23*

Auch hier überschneiden sich voluntative und emotionale Einstellungen des Sprecher-Ichs. Selbst der vom Sprecher geäußerte Wunsch wirkt emotional: Bei diesem Wunsch handelt es sich nicht um einen bloßen Wunsch, sondern um eine demütige Bitte, auf deren Erfüllung der Sprecher nicht besteht, sondern sie dem Willen seines Gesprächspartners überlässt (*obiz odi si*). Dabei fällt es auf, dass der ahd. Tatian-Übersetzer von der lateinischen Übersetzungsvorlage abgewichen ist: Zum Einen übersetzt er die lat. Indikativform *est* mit dem ahd. Konjunktiv *si*, zum Anderen gibt er den lat. Imperativ *transfer* als Konjunktiv Präteritum *erfuori* wieder. Wir wissen nicht genau, aus welchen Gründen der Übersetzer sich an die lateinischen Muster des Ausgangstextes nicht hält. Ein bloßer Schreibfehler ist kaum anzunehmen, da die lateinischen Konstruktionen syntaktisch relativ

einfach sind. Die Konjunktivformen müssen - und das ist für uns die plausibelste Erklärung - aus kommunikativen Gründen verwendet worden sein: Dem Gebrauch des Konjunktivs liegt eine Aufforderung und auf jeden Fall ein Wunsch zu Grunde; die konjunktivische Verbform modifiziert aber zugleich diese Bedeutung. Erben (1972, 111) weist darauf hin, dass derartige konjunktivische Formen in „zurückhaltenden Äußerungen“ und „vorsichtigen Feststellungen“ verwendet werden und dafür sorgen, dass der Gesprächspartner sich nicht gezwungen fühlt, der Aufforderung des Sprecher-Ichs nachzukommen.

Wir können an diesem Textstück noch weitere Beobachtungen anstellen: Die zwei mal verwendete Anrede (*fater fater* und *min fater*) trägt ebenfalls zum emotionalen Charakter der Äußerung bei: Die Anrede tritt zuvörderst in vokativischer Funktion vor, ist aber auch als Interjektion denkbar, da sie den „Ausdruck einer gewissen Eindringlichkeit, einer starken Erregung“ intensiviert (vgl. Behaghel 1928, Bd.3. 438).

Das dritte Signal der Expressivität liefert der außerlinguistische Kontext: Wir haben einen Fall vor uns, in dem der Sprecher mit der Todesangst ringt und seinen Gesprächspartner um Befreiung aus der Not bittet. Auch wenn die Gefühle des Sprechers nicht deskriptiv benannt werden, so doch wissen wir auf Grund unseres Weltwissens, dass die Menschen, die sich in lebensbedrohender Situation befinden, normalerweise immer Angstgefühle empfinden.

Aus den aufgeführten Belegen geht hervor, dass in einer Äußerung mehrere modale Komponente zusammenkommen können, so dass man unter Umständen von einer „modalen Kontamination“ sprechen könnte. Aus diesem Grunde ist es möglich, wenn auch nicht gerade notwendig, die jeweiligen Einstellungen des Sprecher-Ichs nicht getrennt, sondern in einem Zusammenhang zu analysieren.

7.3.2 Emotionsausdrückende Lexeme

7.3.2.1 Interjektionen

(250)

*Thaz druhtin habet furista joh wihes liobosta
ouh wisduames thanne, thaz buit al tharinne;
Thaz ziwurfun se, les! mit bittiri tothes,
mit waffanu ana redina zilostun sie thia selida. O. II 11, 45-48*

In diesem kurzen Textstück schildert der Erzähler in kraftvollen und bildhaften Umschreibungen das Schicksal Jesu. Der hohe Gehalt an Expressivität ergibt sich zum Teil aus dem Zusammenwirken der lexikalischen Mittel: *furista, liobosta, mit bittiri tothes, mit waffanu, ana redina*. Die Äußerung wirkt expressiv auch durch die Interjektion *les*. Interjektionen sind sprachliche Zeichen, die zur Verstärkung bzw. zur Unterstreichung des emotionalen Satzgehalts sowie zum Ausdruck von persönlichen Empfindungen und Emotionen dienen (vgl. Weinrich 2007, 857; Schwarz-Friesel 2007, 154 ff). Mit anderen Worten: In ihnen gipfeln die Gefühle des Sprecher-Ichs. In diesem Sinn verwendet das Sprecher-Ich auch die (Nominal-)Interjektion *les*, die im modernen Deutsch etwa mit ‚ach, leider‘ wiedergegeben werden könnte (vgl. Schützeichel 1995, 195).

Zu den nächsten Belegen

(251)

[...]
*ther alla worolt nerita, tho mera ira ni habeta;
Er deta al thaz gidan ist, joh gibit in alla thia wist,
thoh ni habeta er nu, les! mera thes githigines! O. IV 16, 6-8*

(252)

*21 "Mag mih", quad si zi in tho, "les! gilusten weinonnes,
22 ser joh leid ubar wan ist mir harto gidan;
23 Haben ih zi klagonne joh leidalih zi sagenne,
24 ni weiz ih, les! in gahe, war ih iz anafahe. O. V 7, 21-24*

Auch hier leitet die Interjektion *les* den emotionalen Höhepunkt der Äußerung ein, indem sie die Erregung und seelische Spannung des Sprechers ausdrückt oder - um mit Grimm

(1890, Bd. 3, 279) zu sprechen - den „leidenschaftliche[n] ausbruch der empfindungen“ manifestiert. Doch dabei ist die Interjektion auch gewissermaßen Hörerbezogen: „Der Sprecher, der seine Interjektion äußert, erwartet, dass der Hörer darauf reagiert und sein Interesse bekundet, sei es, daß er handelnd reagiert, sei es, daß er wenigstens seine innere Beteiligung zu erkennen gibt“ (vgl. Weinrich 2007, 859). Die Interjektionen, und dabei denken wir natürlich auch an die gerade behandelte Form *les*, sind also diskursspezifische Mittel der „Gesprächsbeeinflussung und -Lenkung“ (vgl. Metzler Lexikon Sprache 2005, 288 f.), mit denen der Sprecher auf die (für ihn) besonders wichtigen Sachverhalte verweist, die der Hörer schärfer ins Auge fassen und mit denen er sich auseinandersetzen soll. Insbesondere in dem letzten Textstück lässt sich ein Zusammenspiel der Interjektion *les* und anderer Formen zum Ausdruck der Emotionen beobachten:

- mit der Hyperbel *ser joh leid ubar wan; iz ubarstigit [...] allo widarmuati*
- mit dem Dativus incommodi *mir*, mit dem der Sprecher bekundet, was zu seinem Ungunsten passiert ist
- mit dem metakommunikativen Satz *Haben ih zi klagonne joh leidalih zi sagenne*

Die Interjektion *les* hat im Althochdeutschen auch noch andere Textfunktionen. So fungiert sie unter anderen als epistemische Beteuerungsformel im Sinne von ‚führwahr, wahrlich‘:

(253)

*So wer so nan biruarit, er guat fon imo fuarit;
er fro fon imo gengit so wer so zi imo nendit.
Er horngebriuder heilta, so er erist iz gimeinta,
al mit sinen mahtin; waz wizen sie imo druhtin!
Blinde man gisehente joh krumbe gangente,
ja wurtun tote man ouh, les! queke sines wortes; O. IV 26, 13- 18*

In Aufforderungskontexten verstärkt die Partikel zudem den Ausruf zur Realisierung einer Handlung. Ihre Bedeutung wäre im heutigen Deutsch etwa mit *auf!* bzw. *auf denn!* zu umschreiben (vgl. GSO 1881, 353). Das schmälert allerdings nicht ihren emotionalen Charakter, sondern intensiviert ihn noch zusätzlich:

(254)

*Batun tho ginuagi thaz man inan irsluagi,
joh riafun filu heizo: "cruzo les nan, cruzo!"
"Nemet inan", quad er, "zi iu inti cruzot inan untar iu; O. IV 23, 17-19*

Zur Gruppe der Nominalinterjektionen gehören auch die Formen *thia meina* bzw. *io meino*, die ebenfalls unterschiedliche diskursspezifische Funktionen haben können. Sie können - und das ist ihre prototypische Funktion - eine starke emotionale Erregung des Sprechers artikulieren (*welch Unrecht! welcher Frevel, abscheulich* vgl. GSO 1881, 388):

(255)

*This jungoron thiz gisahun, influhun imo gahun;
then meistar **io meino** liazun sie thar eino! O. IV 17, 27-28*

Zuweilen begegnen sie auch in Funktion einer epistemischen Beteuerungsformel und sind in derartigen Fällen mit ‚wahrlich, führwahr‘ zu paraphrasieren:

(256)

*Ouh giborges thu thes, bitit er thih fisges,
ni biutist **thia meina** natarum niheina; O. II 22, 33-34*

Dass die Interjektionen in den meisten Ausrufen dem Autor des Evangelienbuches zur Füllung des Verses ausgeholfen haben, steht außer Zweifel (vgl. GSO 1881, 388). Andererseits ist nicht zu bestreiten, dass die Interjektionen sich sowohl inhaltlich als auch pragmatisch ganz gut in das Textganze hineinfügen, ja an vielen Stellen nahezu unentbehrlich sind.

Auch bei Tatian begegnen die Interjektionen vielerorts. In den meisten Fällen handelt es sich um die Wiedergabe der lat. Form *vae* (‚wehe‘), die insbesondere in den sog. Weherufen Jesu vorkommt:

(257)

<i>Uae autem homini illi</i>	<i>uue themo man</i>
<i>per quem filius hominis</i>	<i>thurah then ther mannes sun</i>
<i>trad&ur. bonum erat ei</i>	<i>uuiridit giselit. guot uuari imo</i>
<i>si natus non fuiss&</i>	<i>thaz giboran niuuari</i>
<i>homo ille.</i>	<i>ther man. Tat. 273, 21-25</i>

(258)

<i>Tunc coepit exprobrare ciuitatibus</i>	<i>tho bigonda itauuizon then burgin</i>
<i>in quibus facte sunt plurime</i>	<i>in then gitanu uuarun managu</i>
<i>uirtutes eius. quia non egissent</i>	<i>sinu megin bithiu uuanta sie nitatun</i>
<i>poenitentiam. Væ tibi corozain</i>	<i>riuua uúe thir corozain</i>
<i>uæ tibi b&saida</i>	<i>uue thir bethsaida</i>
<i>Quia si in tyro & sidone</i>	<i>bithiu oba in tyro inti in sidone</i>
<i>facte fuissent uirtutes</i>	<i>gitanu uúarin megin</i>
<i>quæ facte sunt in uobis</i>	<i>thiu in íu gitanu sint</i>
<i>olim in cilicio & cinere</i>	<i>forn in haru inti in ascun</i>
<i>poenitentiam egissent.</i>	<i>riuua tatin. Tat. 102, 7-16</i>

Auffällig ist, dass die Interjektion *uue* immer linksversetzt steht (*uue themo man*, *uúe thir corozain*, *uue thir bethsaida*) und - anders als die übrigen Interjektionen - nicht einschierbar ist.

Aus dem letzten Beleg ist darüber hinaus ersichtlich, dass die Interjektionen auch mit deiktischen Anredeformen kombinierbar sind. Sie werden auch in Verbindung mit anderen Interjektionen verwendet, was wiederum ein Beleg aus Otfrids Evangelienbuch veranschaulicht:

(259)

<i>Alle thie thar warun,</i>	<i>joh ouh thar furifuarun,</i>
<i>zurntun thia gimacha</i>	<i>sines selbes racha.</i>
<i>Sie wegítun iro houbit</i>	<i>joh sprachun ubilo tharmit,</i>
<i>sprachun tho zi noti</i>	<i>thaz iro heizmuati:</i>
<i>"Wola weing, zi zorne</i>	<i>bihiaz sih ther ju wanne,</i>
<i>thaz moht er thaz giflizan,</i>	<i>thaz gotes hus zislizan; O. IV 30, 5-10</i>

Hier werden zwei Nominalinterjektion *wola weing* (die ihrerseits wiederum eine Verbindung von zwei Interjektionen darstellt und zuweilen auch als *wola weng* realisiert werden kann) und *zi zorne* miteinander verbunden. Die Verwendung der Interjektionen in Kombinationen dient vor allem der Verstärkung des expressiven Charakters von Äußerungen: Diese Aneinanderreihung der Interjektionen ist Signal für geballte Emotionen (vgl. ähnlich auch Kelle 1870, 360: „Ha! der Erbärmliche! Bei Gott!“).

7.3.2.2 Expressiv-evaluative Modalwörter versus Modaladverbien

Bevor auf die Problematik der expressiven Modalwörter (zu den epistemischen Modalwörtern s. Kap. 5.2.1.1) in den althochdeutschen Bibeltexten etwas näher eingegangen wird, sei zunächst an einigen synchronen Textbeispielen demonstriert, wie die emotiven Einstellungen des Sprecher-Ichs in der Gegenwartssprache zum Ausdruck kommen:

*Beide Filme, die sich auf dem westeuropäischen Markt problemlos behaupten könnten, wenn sie einen Verleih finden würden, gingen **bedauerlicherweise** bei der Preisverleihung leer aus.*

(Quelle: Berliner Morgenpost, 09.11.1999, S. 39, Ressort: Brandenburg; Rail-Movies)

***Schön**, dass der Ball wieder rollt und Hertha vom Teufelsberg runter auf die Alpen-Bayern guckt! Und doch, in Bezug auf meine blau-weiße Leidenschaft bekomme ich bei diesen Gedanken **komi-scherweise** Angstzustände.* (Quelle: Berliner Morgenpost, 17.08.1999, S. 23, Ressort: Sport)

*Der Wahlkampf in der SPÖ-dominierten Gemeinde [...] ist ruhig gewesen. "Sehr ruhig, **Gottseidank**", erläutert die in Direktwahl mit 67 Prozent der Stimmen gewählte Bürgermeisterin.*

(Quelle: Salzburger Nachrichten, 14.03.1994; "Synergie und Restrukturierung" sorgen für Bangen und Hoffnung)

Die angeführten emotiven Modalwörter haben - ähnlich wie ihre epistemischen Pendanten - Satzcharakter: Sie beziehen sich also auf die gesamte Satzproposition. Sie sind „Sätze über Sätze“ (vgl. Helbig/Buscha 1975, 449) und lassen sich auch in ihre eigenständigen Prädikationen überführen (*Für mich ist es/ich halte es für schön/komisch/bedauerlich, dass... etc.*). Die emotiven Modalwörter sind also - als „kondensierte Kommentarsätze“ - nicht der propositionalen Ebene des Satzes zuzurechnen (vgl. Köller 2004, 532), sondern liegen hierarchisch höher und geben an, in welcher emotionalen Einstellung der Sprecher den Sachverhalt mitteilen will (ebd.).

Hier sieht man besonders deutlich, dass emotive Modalwörter einen starken evaluativen Charakter haben. Wir wissen heute, dass mit der sinnlichen Wahrnehmung immer eine Evaluation einhergeht, die bekanntlich positiv oder negativ ausfallen kann (vgl. auch Wolf 2009a, 30). Darüber, dass die Emotionen mit einer wertenden Potenz in Verbindung zu bringen sind, besteht im wissenschaftlichen Diskurs inzwischen ein breiter Konsens: „Emotionen sind stets als Bewertungsreaktionen auf bestimmte Sachverhalte anzusehen“

(vgl. Büscher 1996, 107); ähnlich sieht das auch Schwarz-Friesel (2007, 72) wenn sie Emotionen als „Kenntnis- und Bewertungssysteme“ definiert, in die „körperliche Wahrnehmungen, seelische Empfindungen und ausdrucksbezogene Manifestations- Formen“ involviert sind.

Natürlich sind emotive Modalitätslexeme wie Suffixbildungen mit *-erweise* oder Zusammenrückungen wie *gottseidank* weder in der Sprache Otfrids noch im Wortgut der ostfränkischen Tatian-Übersetzer vorhanden. Für einen althochdeutschen Schreiber sind derartige modalisierende Ausdrücke noch in weiter Zukunft.

Zu den expressiven Modalwörtern, die das Althochdeutsche kennt, gehört wohl nur die Form *leidor* (nhd. *leider*). Bei Tatian ist diese Form nicht belegt. Bei Otfrid kommt sie nur fünf Mal vor:

(260)

*Er gistuant uns meron then managfaltan wewon,
balo ther uns klubit, joh leidor nu ni libit. O. II 6, 35-36*

(261)

*Thaz wir ofto worahtun joh suslih er ni forahtun,
leidor, ih inti thu - thaz selba thulten wir nu! O. IV 31, 11-12*

(262)

*Iz irgiangi thanne zi beziremo thinge,
got ginadoti sin; leidor, thaz ni scolta sin. O. II 6, 45-46*

(263)

thoh iz ni wurti leidor so O. V 9, 31

(264)

*Ilemes io hinana, wir fuarun leidor thanana
fon paradises henti in suaraz elilenti; O. V 23, 99-100*

Demgegenüber gibt es modale Adverbien (abgeleitet von den Adjektiven mit dem Suffix *-o*), die natürlich keine Modalwörter sind, weil sie - syntaktisch gesehen - keine Modalitätsangaben realisieren. Sie sind insofern interessant, als sie „die körperliche oder seelische Verfassung, in der das Subjekt die Handlung vollführt“ zum Ausdruck bringen (vgl. Behaghel 1924, Bd. II, 11):

(265)

"Wib", quad er, "nu zeli mir: war sint thie widorotun thir,
thie sih zi thiu hiar fuagtun, so **leidlich**o nu ruagtun?
Firmonet thih hiar nu iaman?" si gab antwurti so zam:
"niaman", quad si, "druhtin; theist al mit thinen mahtin!" O. III 17, 53-56

(266)

Wio **wuntarlich**o er uns gihalf, tho man thiz in inan warf,
ginadlicho unsih retita, tho thiz man imo sitota. O. IV 25, 3-4

(267)

Martha thiu guata, so siu thia kunft gihorta,
firliaz si sar thia menigi joh ilta Kriste ingegini.
Heime saz thiu suester inti kumta thaz ser,
weinota iogilicho then bruader **jamarlich**o O. III 24, 8

Wir sehen, dass die ahd. modalen Adverbien wie etwa *leidlich*o, *wuntarlich*o, *ginadlich*o und *jamarlich*o nicht der „Metaebene“, sondern der propositionalen Satzebene angehören. Auch Eroms (2000, 222) sieht diese Problematik ähnlich, wenn er sagt, es ist „unstrittig“, „dass die Modalwörter deutlich andere Funktion haben als etwa die Modaladverbien“.

Das deutliche Fehlen expressiv-emotionaler Modalwörter bedeutet allerdings nicht, dass die ahd. Autoren den Satzbau nicht emotional gestalten konnten. Die expressiv-evaluativen Sprechereinstellungen im Althochdeutschen werden durch andere, in der Regel komplexe und „umständliche“ Nominalgruppen, Präpositionalphrasen bzw. durch ganze Syntagmen ausgedrückt (*gilimphit mir zi uúonanne Tat. 187, 7; Thaz ist nu wuntarlichaz thing O. III 26, 37; in anawani O. V 23, 62*).

7.3.3 Diminutivbildungen - Mittel der Emotionalisierung

Dass die Diminutivbildungen nicht nur ‚Verkleinerung‘ ausdrücken, sondern auch eine emotionale Einstellung bzw. Bewertung des sprechenden Ichs mit signalisieren können, ist u.a. in den Arbeiten von Fleischer/Barz (1995) und Wolf (1997, 387-397) nachgewiesen worden. Schon bei der lexikalisierten Diminutivbildung *Muttersöhnchen*, bei der die emotionalen Konnotationen „gewissermaßen Teil der Wortbedeutung“ geworden sind (vgl. Wolf 1997, 388), haben wir einen solchen Fall vorliegen: Mit der Diminutivbildung, die in der Regel auf eine erwachsene Person männlichen Geschlechts bezogen ist, wird nicht die Verniedlichung ausgedrückt, wohl aber eine (negative) emotionale Einschätzung der Person bzw. deren Verhaltensweise.

Die mit der Diminuierung ausgedrückten Konnotationen können aber auch emotional-positiv sein. Einen Beleg dafür finden wir in unserem Textkorpus:

(268)

*Giwisso, quad er, wizit nu, kindilin minu,
theih bin mit iu in wara, luzila wila O. IV 12, 3-4*

Auch an der entsprechenden Stelle in Tatian kommt diese Diminutivform vor, die parallel zu der lateinischen Diminutivbildung *filolus* steht:

(269)

<i>Filioli adhuc modicum</i>	<i>kindilin noh nu luzzila stunta</i>
<i>uobiscum sum quaeritis me</i>	<i>bin ih mit íu ir suohet mih</i>
<i>& sicut dixi iudeis</i>	<i>Inti so sih quad then iudeis</i>
<i>quo ego uado uos non potestis</i>	<i>thara ih faru thara nimugut ir</i>
<i>uenire. & uobis dico modo.</i>	<i>coman Inti ih quidu íu nuuuu. Tat. 276, 10-14</i>

Die Diminutivform *kindilin* (das ahd. Diminutivsuffix ist hier *-lin*; *i* ist ein epenthetisches Fugenelement vgl. auch Grimm 1890, Bd. 3, 641) ist in beiden Fällen in der Figurensprache verwendet, und zwar in der Anrede: Das Sprecher-Ich wendet sich an seine Gesprächspartner und nennt sie *kindilin*, d.h. der Sprecher hält seine Gesprächspartner für kleine Kinder. Das metaphorische Konzept, das dahinter steht, ist klar: Der Sprecher liebt seine Schützlinge so zart wie etwa die Mutter ihr Kind liebt. Auch das nachgestellte

pronominale Attribut *minu* hat hier einen emotionalen Charakter: Es verweist auf die besondere Bindung des Sprechers zu seinen Gesprächspartnern.

Der Kontext und die (Kon-)Situation der Äußerung (Abschiedsrede Jesu gehalten im Kreise seiner nächsten Freunde) machen deutlich, dass die Diminuierung keinesfalls dem Ausdruck einer Verkleinerung dient (der Sprecher spricht ja zu erwachsenen Personen männlichen Geschlechts), sondern Signal der Gefühle ist, die das Sprecher-Ich zu seinen Jüngern empfindet. Die Verwendung der Diminutivformen in einer Abschiedsrede ist allerdings nicht etwas Merkwürdiges, worüber man staunen muss: Nimmt man von jemandem Abschied, mit dem man befreundet ist, neigt man spontan dazu, sich vertraulich zu verhalten und seine Gefühle ihm gegenüber zu zeigen.

Die Diminutivbildung *kindilin* kommt in Otrfrids Evangelienbuch noch vier Mal in völlig anderen Kontexten vor (I 9, 7; I 16, 16; II 3, 17; II 3, 27): Sie bezieht sich tatsächlich auf kleine Kinder. In dieser Gebrauchsweise drückt sie nicht so sehr eine Emotionalisierung, sondern eher das Merkmal ‚Kleinheit‘ aus.

7.3.4 Verbale und nonverbale Emotionsdarstellung

Die Vermittlung der Gefühle in der Alltagskommunikation ist etwas Selbstverständliches. Wir manifestieren unsere emotionalen Zustände in unterschiedlichen Lebenssituationen: Wir erklären unsere Liebe, bekunden Beileid, gratulieren zu Geburtstagen, fluchen bei Misserfolgen, empfinden Angst und Freude, haben Hoffnung, halten jemanden für süß und niedlich, sind todmüde aber trotzdem überglücklich.

Doch es gibt Themen und Situationen in unserem Leben, in denen wir über unsere Gefühle nicht sprechen können oder nicht sprechen wollen. Die Paradebeispiele dafür sind Trauersituationen und Todesereignisse, in denen wir oft „mit emotionaler und verbaler Hilflosigkeit“ reagieren (vgl. Schwarz-Frisel 2007, 271). Das Thema „Tod“ wird normalerweise aus dem Diskurs gestrichen, da ein solches Thema in unserer Gesellschaft als Tabu gilt. Die Rekonstruktion der erlebten emotionalen Zustände wird in derartigen Sprechsituationen zu der Aufgabe des Rezipienten.

Vergleichbare Situationen, in denen das Sprecher-Ich nicht explizit seine Gefühle benennt, finden sich auch in den ahd. Bibeltexten:

(270)

<i>dicit illi. mulier quid ploras</i>	<i>quad iru. uúib, uuaz uuovfis</i>
<i>dicit illi. quia tulerunt</i>	<i>quad imo. uuanta sie namun</i>
<i>dominum meum & nescio</i>	<i>minan trohtin Inti ih niuueiz</i>
<i>ubi posuerunt eum.</i>	<i>uuara sie inan legitun Tat. 327, 1-4</i>

Der Sprecher stellt hier einen Sachverhalt dar, ohne ihn emotional zu bewerten. In derartigen Situationen ist die Entschlüsselung bzw. die Rekonstruktion der kodierten Emotionen dem Rezipienten überlassen. Auf Grund des extralinguistischen Kontextes (hier: das Weinen als die für den Todesfall typische physiologische Begleiterscheinung bzw. Verhaltensweise) ist es jedoch nicht schwer zu schlussfolgern, welche Emotionen das Sprecher-Ich erlebt. Auf Grund des Weltwissens und der eigenen Erfahrungen wissen wir auch, dass man beim Todesfall eines Familienangehörigen oder eines Verwandten normalerweise Trauergefühle empfindet.

Ähnlich verhält es sich mit dem nächsten Beleg

(271)

<i>stans autem zacheus</i>	<i>stantenti tho zacheus</i>
<i>dixit ad dominum.</i>	<i>quad zi trohtine</i>
<i>ecce dimidium bonorum meorum</i>	<i>sinu halftonod minero gúoto</i>
<i>domine do pauperibus</i>	<i>trohtin gibu thurftigon</i>
<i>& si quid aliquem defraudau</i>	<i>oba ih in sihhiu uuelichan biuehnota</i>
<i>reddo quadruplum</i>	<i>ih giltu fierualt Tat. 187, 14-19</i>

Auch hier überlässt der Autor seinen Lesern bzw. Zuhörern, die Gefühle des Sprecher-Ichs zu interpretieren. An der äußeren Haltung und Verhaltensweise des Protagonisten erkennen wir aber recht genau, welche Emotionen er empfindet: Der Zöllner Zachäus, von dem hier die Rede ist, war „wegen seines Betrugs und der Zusammenarbeit mit der römischen Besatzungsmacht besonders verhaßt“ (vgl. Elberfelder Bibel Lk. 18, 19 s. unter Kommentar). Doch aber nicht von Jesus. Als er die wohltuende und heilende Liebe Jesu verspürt, kehrt er um, nimmt Jesus in sein Haus auf, „dann auch im übertragenen Sinn in sein Leben“ (ebd.) und beschließt, seine früheren Sünden wieder gut zu machen: Vor Freude gibt er das unehrlich verdiente Geld zurück. Freude bringt ihn sozusagen in

Bewegung, veranlasst, zu handeln; seine Freude setzt er in spontane und großzügige Gesten um. Wir sehen, dass Freude nicht nur eine innerlich erlebte Emotion ist. Sie hat vielmehr auch einen sozialen Charakter: Sie kann mit jemandem geteilt werden, nur dann wird sie - gemäß dem Sprichwort - eine doppelte Freude.

Halten wir fest: Auch wenn der Sprecher die Gefühle nicht offen und nicht direkt thematisiert, so doch ist es klar, dass er bestimmte Sachverhalte, Handlungen und Verhaltensweisen immer mit bestimmten Gefühlen verbindet, z.B. Tod wird vor allem mit Trauer und Weinen assoziiert, Versöhnung mit Freude und großzügigen Gesten, Gefahrensituationen mit Angst, Erfolg und berufliche Beförderung mit Stolz usw.

7.3.5 Schweigen als Ausdrucksform der Emotionen

Menschliche Emotionen und Gefühle sind - und darauf haben wir mehrmals hingewiesen - die evaluativen Reaktionen des Sprechers auf einen Sachverhalt. Doch auf der anderen Seite sind sie stets etwas Schwer-Fassbares, was man im Grunde kaum beschreiben kann. Nicht selten tun wir uns schwer, jemand anderen mitzuteilen bzw. zu erklären, was wir gerade erleben und fühlen. Kurzum: Die Sprache scheint kein ausreichendes Instrumentarium zur Verbalisierung der menschlichen Gefühle bereit gestellt zu haben. Daher sucht der sprechende Mensch immer wieder nach neuen Möglichkeiten, seine emotionalen Zustände zu erklären. Wir wissen heute beispielsweise, dass Emotionen manchmal besser durch Musik oder durch Bilder kommunizierbar gemacht werden können. Doch nicht selten ist gerade das *Nicht-Sprechen* das beste (metakommunikative) Mittel, die eigenen Emotionen (etwa: Verzweiflung, Resignation, Gleichgültigkeit, Überraschung) zu signalisieren.

Schweigen begegnet in vielen Alltagssituationen. Es kann beispielsweise einem „Redeverbot“ entstammen (vgl. Schmauks 1996, 309) und im juristischen Sinn besteht sogar das Recht, in bestimmten Fällen eine Aussage zu verweigern. Es gibt auch Ordensleute, die für einen bestimmten Zeitraum ihr Schweigegelübde ablegen, um auf diese Weise mehr innerliche Ruhe für Gebet und Meditation zu finden (ebd.). „Vergleichbares gilt für das ritualisierte Schweigen bei Gottesdienst oder Begräbnis“ (ebd.). Dieses Schweigen hat jedoch keinen metakommunikativen Charakter, sondern ist Teil der gegebenen Sprechsituation.

Völlig anders verhält es sich in dialogischen Situationen: Wir wissen ja, dass die zwischenmenschliche Kommunikation bekanntlich darin besteht, dass es zu einer sprachlichen bzw. verbalen Aktion und Reaktion zwischen den Teilnehmer der gegebenen Sprechsituation kommt: Der Sprecher stellt eine Frage, der Hörer erteilt eine Antwort bzw. - in Diskussionen - der Sprecher bringt ein Pro-Argument, der Hörer ein Contra-Argument vor usw. Wenn also dieser höchst konventionalisierte Gesprächsablauf durch Schweigesequenzen gestört wird, so erhält das Nicht-Sprechen eine ganz besonders hohe Aussagekraft.

Diese spezifische Art „Kommunikation“ begegnet nicht nur in modernen Texten; auch in der Bibel gibt es viele Belegstellen dafür. Das wohl bekannteste Beispiel aus der Bibel ist das Verhör Jesu durch Pilatus, während dessen der Angeklagte auf die ihm gestellten Fragen verbal nicht reagiert oder sie nur lakonisch beantwortet:

(272)

<i>Exclamauit autem universa turba</i>	<i>riof tho al thiu menigi</i>
<i>dicens. tolle hunc</i>	<i>quedenti. nim thesan</i>
<i>crucifige, crucifige</i>	<i>hah hah</i>
<i>dicit eis pilatus</i>	<i>tho quad in pilatus</i>
<i>accipite eum uos & crucifigite.</i>	<i>intfahet inan íu Inti hahet inan.</i>
<i>Ego enim non inuenio in eo causam</i>	<i>ih ni findu in imo niheininga sahha</i>
<i>Responderunt ei iudei</i>	<i>tho antlingitun imo thie iudei</i>
<i>nos legem habemus</i>	<i>uuir habemes euua</i>
<i>& secundum legem deb& mori</i>	<i>Inti after euu sal her sterban</i>
<i>quia filium dei se fecit.</i>	<i>uuanta her sih gotes sun teta.</i>
<i>Cum ergo audisset pilatus</i>	<i>mit diu tho gihorta pilatus</i>
<i>hunc sermonem, magis timuit</i>	<i>thiz uuort mer forhta</i>
<i>& ingressus est pr&orium iterum</i>	<i>Inti ingieng abur in thaz thinchus</i>
<i>& dicit ad ihesum</i>	<i>Inti quad zi themo heilante</i>
<i>unde estu</i>	<i>uuanan bistu</i>
<i>ihesus autem responsum non dedit ej.</i>	<i>ther heilant nigab imo nohhein antuurtj</i>
<i>Dicit ergo ei pilatus</i>	<i>tho quad imo pilatus</i>
<i>mihi non loqueris</i>	<i>mir nisprihhis</i>
<i>nescis quia potestatem habeo</i>	<i>niuueist thaz ih haben giuualt</i>
<i>crucifigere te</i>	<i>thih zierhahanne</i>
<i>& potestatem dimittere</i>	<i>Inti giuualt ziforlázanne</i> <i>Tat. 308, 23-309, 12</i>

Wir wissen, dass Gerichtshandlungen immer zum Ziel haben, zu ergründen, ob der Angeklagte wider das Gesetz gehandelt und sich dadurch strafbar gemacht hat oder aber ob er unschuldig ist und frei gesprochen werden kann. Die Verhältnisse kehren sich aber hier um: Der Angeklagte nutzt die Chance zur Selbstverteidigung nicht, sagt sehr wenig, schweigt und lässt die Ankläger gegen ihn sprechen. Seine Antworten auf die ihm gestellten Fragen sind, im Grunde genommen, unwichtig, denn wie auch immer die Antworten lauten würden, würden sie die Vollstreckung der Todesstrafe nicht verhindern. In dieser Situation - und dessen ist sich der Angeklagte bewusst - sind weitere Erklärungen bzw. Argumente gegen die vorgebrachte Anklage überflüssig. Sein Schweigen gegenüber dem Richter symbolisiert allerdings keine Resignation, keine Mutlosigkeit, keine Angst. Welche Gefühle begleiten also dieses Schweigen? Mit Sicherheit sind es nicht Hass, Rache oder Verwünschungen, wohl aber Schmerz und Einsamkeit. Durch sein Schweigen manifestiert der Angeklagte auch seine Zurückhaltung gegenüber dem unfairen und absurden Prozess, als wolle er sagen, dass keine Gerichtsinstanz über ihn, Gott und den Menschen, urteilen kann. Sein Schweigen ist sozusagen Reaktion auf das „Falschzeugnis der vermeintlichen Augenzeugen“ (vgl. Lang 1999, 190).

Fassen wir unsere Beobachtungen über das Schweigen zusammen: Das Schweigen kann als spezifischer „Sprechakt“ behandelt werden, mit dem der Schweigende bestimmte Inhalte transportieren möchte und mit dem - wie hier - mehr zum Ausdruck gebracht werden kann als mit Worten. Schweigen ist also eine spezifische „sprachliche Handlung“, die indirekt über die innere Haltung des Schweigenden aussagt.

7.4 Die Rolle der Metaphern bei der Konzeptualisierung von Emotionen

Der sprechende Mensch kann - und darauf haben wir bereits verwiesen - seinen emotionalen Zustand durch die Wahl der Satzkonstruktionen, die er benutzt, ausdrücken, also wie klar oder wie kompliziert er spricht, ob er schlichte Strukturen oder blumige und schmückende Beiwörter, sachliche oder gefühlsbetonte Formulierungen verwendet usw.

Jeder von uns versprachlicht seine Emotionen auf eine nur ihm typische Art und Weise; jeder von uns assoziiert ja mit Emotionen wie etwa *Freude*, *Glück*, *Schmerz* recht abstrakte Denkkonzepte. Wie der sprechende Mensch seine Emotionen und emotionalen Zustände begrifflich erfasst, wird oft mit Hilfe von Metaphern manifestiert.

Die Metaphern gehören zu den sog. „Ersatzfiguren“ (vgl. Michel, 2001 67): Der Sprecher ersetzt den eigentlichen Ausdruck durch einen anderen Ausdruck, um das Schwerfassbare konzeptuell greifbar zu machen und es mit Hilfe eines Bildes wiederzugeben. Die metaphorischen Ausdrücke bauen - im Unterschied zu Metonymien, bei denen die Bezeichnungen in einem sachlichen und auf jeden Fall in einem realen Zusammenhang zueinander stehen - auf abstrakten Ähnlichkeiten auf.

Bei der Konzeptualisierung von Emotionen kommen die Behälter-Metaphern (zum Terminus vgl. Lakoff/Johnson 1980) wohl am häufigsten vor:

(273)

fol bistu gotes ensti *O. I 5, 18*

(274)

follan gotes ensti *O. II 23, 37*

(275)

si in erdu fridu ouh allen, thie fol sin guates willen! *O. I 12, 24*

(276)

ist ubilo imo in muate *O. V 25, 61*

(277)

Thu scalt haben guati joh mihilo otmuati,
in herzen io zi noti waro karitati;
Dua thir zi giwurti sconno furiburti,
wis horsam io zi guate, ni hori themo muate;

*Innan thines herzen kust ni laz thir thesa woroltlust,
fliuh thia geginwert; so quimit thir fruma in henti. O. I 18, 37-46*

Die Aussagen des Sprecher-Ichs sind, wörtlich verstanden, nicht möglich: Das menschliche Herz (ahd. *herze* bzw. *muat* - beide Bezeichnungen weisen eine „weitgehende Bedeutungsgleichheit“ auf und werden im Ahd. nahezu synonymisch verwendet, wobei die Verwendung von *muat* mit Abstand häufiger ist vgl. dazu Ertzdorff 1962, 280) ist - und das wissen wir u.a. aus der Biologie - anders aufgebaut: Es besteht aus Muskelmasse, besitzt vier Kammern, durch die das Blut fließt. Wir sehen, dass die Aussagen des Sprecher-Ichs „im normalen Rahmen unserer Alltagswelt keinen Wahrheitswert [erhalten], da unser konzeptuelles Weltwissen die Unmöglichkeit, die Unplausibilität [des geschilderten Sachverhalts] feststellt“ (Schwarz-Friesel 2007, 200). Dennoch müssen wir annehmen, dass der Sprecher seine Rezipienten ernst nimmt und ihnen etwas Sinnvolles mitteilen will. Dabei kann es sich also nur um einen übertragenen, metaphorischen Sinn seiner Äußerungen handeln. Doch welche Inhalte will der Sprecher äußern? Er konzeptualisiert zunächst den Menschen bzw. sein Herz als einen Behälter, in dem Emotionen beheimatet sind bzw. ihren „Sitz“ haben. Wir haben hier eine komplexe Konzeptverbindung vor uns: Einerseits wird das Herz als Gefäß, andererseits werden die Emotionen als Flüssigkeiten verstanden. So kann der Mensch „voll“ von bestimmten Emotionen sein, genauso wie ein Gefäß mit einer Flüssigkeit gefüllt werden kann.

Das Herz ist nicht nur als Gefäß gedacht, in dem die Gefühle sind. Hier kann auch die Gnade Gottes verspürt werden. Hier vollzieht sich auch die Erfahrung des Schmerzens und der Kummer:

(278)

in hérzen rúarta siu tho thár thaz góriglichá jámar. O. IV 26, 8

(279)

*Sie eigun mir ginomanan liabon druhtin minan,
thaz min liaba herza, bi thiu ruarit mih thiu smerza. O. V 7, 29-30*

Die Metapher vom erschütterten Herzen war - wie man sieht - schon in den früheren volkssprachlichen Bibeltexten ein konventionalisiertes Bild für Leid und Schwermut. Dieses Leitmotiv hat sich bis heute in der (Welt-)Literatur erhalten.

Das Herz ist auch als existenzielles und vernünftig-geistiges Zentrum des menschlichen Lebens konzeptualisiert, in dem nicht nur Gefühle ihren Sitz haben, sondern auch das geistige Bewusstsein und Erkenntnisvermögen beheimatet sind (vgl. Ertzdorff 1962, 251 ff.):

(280)

*Wer ist manno in lante ther thanne witharstante,
thanne er iz zi thiu gifārit thaz sih ther himil ruarit;
Thanne er mit giwelti ist inan faltonti
(**queman mag uns thaz in muat!**), so man sinan livol duat. O. V 19, 33-36*

(281)

Ni zuivolo muat thinaz O. III 2, 33

Das Herz als Raum kann mitunter vor Übermaß an Gefühlen zerspringen, vor Gefühlen überquellen. Diese gesteigerte Dynamik der im Herzen beheimateten Gefühle kann zu einer Kraft werden, die das Wesen des Menschen ergreift und sich kaum überwinden lässt:

(282)

*Thaz ser thaz thar ruarit mih, theist leidon allen ungilih,
iz ubarstigit noti allo widarmuati;
Mir ist ser ubar ser, ni ubarwintu ih iz mer,
ni wan es untar manne iamer drost giwinne! O. V 7, 25-28*

Der Sprecher kann nicht nur die innige Kraft des Herzens thematisieren. In der räumlichen Vorstellung kann das Herz auch „von außen“ betrachtet werden:

(283)

*Bi thiu, fro min, so ih iu redinon, ni meg ih thaz irkoboron,
theih iamer frawolusti gilaze **in mino brusti**; O. V 7, 35-36*

Auch die Seele (ahd. *sela*), die im Unterschied zu dem Herzen unsterblich ist und die Individualität bzw. die „Gesamtheit des geistigen Menschen“ verkörpert (vgl. Ertzdorff 1962, 260), ist mit der emotionalen Sphäre des Menschen in Verbindung zu bringen. Wohl aus diesem Grunde kann sie metonymisch verwendet werden:

(284)

Tunc ait illis

tristis est anima mea

usque ad mortem sustin&e hic

& uigilate mecum.

tho quad her in

gîtruobit ist min sela

io unzin tod beitol hier

inti uuahhet mit mir *Tat. 294, 10-13*

Es soll nicht verwunderlich sein, dass insbesondere im Bereich des Emotionalen der Rückgriff auf metaphorische bzw. - wie das letzt aufgeführte Textbeispiel zeigt- auf metonymische Formulierungen manchmal die einzige Möglichkeit ist, über seine Emotionen zu sprechen, seine Emotionen kommunizierbar zu machen. Im Vergleich zu anderen Konzepten sind die Raummetaphern bei der Konzeptualisierung der Emotionen wohl am leichtesten zu verstehen, da die räumlichen Dimensionen - wie u.a. schon Becker (1841/1970, 199) nachgewiesen hat - für die sinnliche Wahrnehmung am konkretesten sind.

7.5 Exkurs: Das schönste aller Gefühle - das Glück. Das Konzept des Glücks in der Bibel

Unter den vielen Emotionen, die wir tagtäglich erleben, ist das Gefühl des Glücklichseins wohl am meisten begehrt. Jeder von uns will glücklich sein, jeder von uns wünscht sich ein glückliches Leben. Jeder von uns schließlich versteht und assoziiert mit Glück etwas Anderes. Für die Einen ist Glück eine gut bezahlte Arbeit, beruflicher Erfolg, Wohlstand; für die Anderen Glücklichsein bedeutet Familie, Sicherheit, Gesundheit, Freiheit.

Das biblische Konzept des Glücks ist aber mit unseren Glücksvorstellungen nicht identisch: Das, was in unseren Augen als Unglück erscheint, hat in der Bibel den Wert Gottes Segens. Insbesondere in den Seligpreisungen in der Bergpredigt wertet Jesus das menschliche Ideal des Glücks um. Das Gefühl des Glücklichseins hat paradoxerweise nichts mit Geld, Zufriedenheit, Selbstverwirklichung, Erfolg, Freude zu tun. Im Gegensatz zur allgemeinen Meinung glücklich sind diejenigen, die die Mangel leiden, trauern oder verfolgt werden. Hierzu nur drei ausgewählte Konzepte des Glücks:

(285)

<i>Beati pauperes spiritu</i>	<i>salige sint thiethar arme sint in geiste</i>
[...]	[...]
<i>Beati qui lugent</i>	<i>salige sint thiethar uuvofent</i>
[...]	[...]
<i>Beati mundo corde</i>	<i>salige sint thiethar sint subere in herzon</i>
[...]	[...] <i>Tat. 60, 3+ 60, 7+ 60, 14</i>

Das Adjektiv *salig*, das - syntaktisch gesehen - die Funktion der Prädikativergänzung realisiert, steht jeweils am Anfang jedes Ausrufs. Jeder Ausruf des sprechenden Ichs ist eine in sich geschlossene inhaltliche Einheit. Die jeweiligen Aussagen des Sprecher-Ichs sind nach dem gleichen syntaktischen Schema aufgebaut, wodurch ein syntaktischer Parallelismus entsteht.

Dem althochdeutschen Adjektiv *salig* entspricht das nhd. Lexem *glücklich*, das im modernen Sprachgebrauch für die verschiedensten (sowohl religiösen als auch profanen) Dimensionen eines erfreulichen Gemütszustandes verwendet wird (vgl. Finze-Michaelsen 2006, 21).

Unser Textstück setzt mit dem Konzept der Armut ein: Glücklich sind all diejenigen, die - unter dem ökonomischen Gesichtspunkt - mittellos sind. Gleichwohl preist der Sprecher nicht nur die materielle Bedürftigkeit: Die Präpositionalphrase *in geiste* lässt an eine geistliche Armut, an eine Armut im übertragenen Sinne denken. Diese Form der Armut entsteht bzw. ereignet sich im Geiste. Die Metapher führt uns weiter: Armut muss nicht zwingend eine äußerliche Dimension haben, sondern hat ihren „Sitz“ im Menschen. *arme in geiste* sind also diejenigen, die ihre „Unfähigkeit“ verspüren, „sich selbst helfen zu können“ und auf die zuvorkommende Hilfe Gottes angewiesen sind (vgl. Finze-Michaelsen 2006, 93).

Zudem kommt, dass Glück nur *in herzon* derjenigen Menschen empfunden werden kann, die *suber* sind. Natürlich handelt es sich dabei nicht um die hygienische Reinheit, sondern um ein anständiges Leben. Das Herz, in dem man Glück empfindet, muss also rein sein. Wenn man annimmt, dass der biblische Begriff des Herzens auf die intellektuelle Sphäre des Menschen zu beziehen ist (s. hierzu bereits Kap. 6.5), dann dürfen in dem glücklichen Herzen nur reine Gedanken beheimatet werden.

Das dritte Konzept des Glücks ist wohl am meisten problematisch und strittig: Der Sprecher verspricht Glück all denjenigen, die *uuvofernt*. Schützeichel (1995, 331) bucht das Lexem *wuofan* als „(be-)weinen, (be-)klagen, (be-)trauern“. Glück hat also paradoxerweise etwas mit Trauergefühlen zu tun, ganz gleich worin der Grund zum Trauern und Weinen liegen mag. Dieses Paradoxon hat u.a. Johannes Calvin beobachtet: Es gibt wohl „keinen größeren Gegensatz zum Glück als die Trauer“ (Calvin zit. nach Finze-Michaelsen 2006, 98). Gleichwohl ist zu bemerken, dass diejenigen, die weinen, durch Gottes Gnade getröstet und aufgerichtet werden. Und das erklärt zum Teil das Paradoxon der „glücklichen Trauernden“. So steht am Ende jeder Trauer bzw. jeder schwierigen und traurigen (Lebens-)Phase und Situation immer ein heilsamer und wohltuender Trost, der den Weinenden ermutigt, dem Leben wieder zu trauen.

8 Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit verfolgte das Ziel, Modalität und Modalitätsausdrücke in zwei althochdeutschen Bibeltexten (im ahd. *Tatian* und im *Evangelienbuch* von Otfrid von Weißenburg) zu erforschen. Aus der Zielsetzung ergaben sich u.a. folgende Teilaufgaben: Erstellung eines Textkorpus, Exzerpieren von Belegen, Speicherung der Exzerpte in Form einer elektronischen Datenbank, quantitative und qualitative Auswertung des Datenmaterials, diskursive Analyse und Beschreibung der kommunikativen Funktionen von ausgewählten Modalitätsausdrücken.

Die Untersuchung stützte sich auf ein relativ umfangreiches Material. Insgesamt wurden 99 Textproben untersucht, davon 43 Textproben aus dem *Tatian*-Quelltext, 56 Textproben aus Otfrids *Evangelienbuch*. Aus diesem umfassenden Textkorpus wurde ein Belegkorpus gewonnen, wobei die vorgefundenen Belege in zwei Teilkorpora gruppiert wurden, gemäß der Zugehörigkeit zu dem einem oder dem anderen Quelltext. Dabei konnten jedoch nicht alle Belege gleichermaßen behandelt werden. Aus der Gesamtheit aller vorgefundenen Belege (ca. 400 Textbeispiele) wurden nur diejenigen Textbelege ausgewählt, die am aussagekräftigsten und für unser Forschungsvorhaben am aufschlussreichsten waren. Insgesamt wurden 285 Textbelege diskursiv analysiert. Auf die übrigen Belege konnte im begrenzten Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden. Sie würden aber an der Beleglage kaum etwas oder - bestenfalls - nur sehr wenig ändern.

Ausgangspunkt für unsere Forschung war die Annahme, dass Modalisierung sich unabhängig von kulturellen Traditionen in allen Sprachsystemen und auf allen Zeitebenen beobachten lässt und als etwas Universelles angesehen werden kann. Gleichwohl hielten wir das Bedürfnis, Aussagen zu konstruieren und sie mit unterschiedlichen Modalisierungsausdrücken zu qualifizieren für ein *individuelles* Bedürfnis jedes Sprechenden, Denkenden und Fühlenden Menschen, da jeder Mensch seine individuelle Weltsicht hat, nach der er die Sachverhalte bewertet und beurteilt.

Dabei gingen wir davon aus, dass es auch im 9. Jahrhundert ebenso wichtig, möglich oder gar notwendig war, zu ausgedrückten Sachverhalten Stellung zu nehmen und dass damals nicht weniger als heute spekuliert, relativiert, reflektiert und modalisiert wurde (vgl. auch Krause 1997, 93). Dabei setzten wir es voraus, dass sich diese Tendenzen auch in deutschsprachigen Bibeltexten des 9. Jahrhunderts abgezeichnet haben, dass

Autoren volkssprachiger Bibelübersetzungen also auch damals zu Modalitätsmitteln gegriffen haben.

Die durchgeführte Korpusrecherche hat unsere Annahmen weitgehend bestätigt. Alleine die Anzahl der vorgefundenen Belege lässt darauf schließen, dass schon in den frühesten Entwicklungsphasen der deutschen Sprache die Modalisierung keine marginale Erscheinung, sondern ein gängiges Verfahren war. Die Auswertung der Belegsammlung hat darüber hinaus gezeigt, dass die untersuchten Texte - obwohl sie den gleichen Texttyp (Evangelienharmonie) repräsentieren - jeweils andere Schwerpunkte im Hinblick auf den Gebrauch und das Vorkommen von modalisierenden Ausdrücken zeigen. Die Tendenzen, Sachverhalte zu modalisieren bzw. sie zu kommentieren, sind vor allem bei Otfrid auffällig:

	Epistemizität	Voluntativität	Emotionalität	Gesamtzahl
Tatian-Teilkorpus	24	60	21	105
Otfrid-Teilkorpus	65	73	42	180
Gesamtzahl	89	133	62	285

Statistik der Verwendung von Modalitätsausdrücken

In der Tabelle wird die Statistik der Verwendung von epistemischen, voluntativen und emotiven Modalitätsausdrücken im ahd. Tatian und bei Otfrid präsentiert. Es wurden hier nur diejenigen Belege berücksichtigt, die textlinguistisch analysiert wurden.

Der Tabelle kann u.a. entnommen werden, dass die Modalitätsausdrücke in den Otfrid-Texten weitaus häufiger verwendet werden als im ahd. Tatian. Die Unterschiede in der Vorkommenshäufigkeit sind insbesondere bei der epistemischen Modalität zu beobachten: In den Otfrid-Texten kommen nahezu dreifach mehr Belege als im ahd. Tatian vor. Bei der Emotionalität ist ebenfalls ein deutliches Übergewicht bei den Otfrid-Belegen zu beobachten. Auch die Auswertung der Voluntativität-Belege passt sich diesem Muster an: Die Mehrheit der Belege stammt von Otfrid-Texten.

Wo sind die Ursachen dafür zu suchen? Sie gehen mit Sicherheit auf die unterschiedliche Übersetzungstechnik der Autoren beider Bibelübersetzungen zurück, die zwei

völlig unterschiedliche Wege bei der Wiedergabe und der Interpretation des lateinischen Wortlautes eingeschlagen haben. Der ahd. Tatian-Text ist bekanntlich eine philologisch präzise Wiedergabe der lateinischen Vorlage: Die Übersetzer hielten sich weitgehend zeilengetreu an die lateinischen Originalmuster, fügten kein einziges Wort hinzu und ließen keins aus. Modal in den untersuchten ahd. Tatian-Texten sind nur diejenigen Stellen, die in der lateinischen Textvorlage ihre modalen Entsprechungen haben. Dort, wo im lateinischen Text beispielsweise mit Konjunktiven gearbeitet wird, sind auch im ahd. Text konjunktivische Formen zu erwarten.

Der Autor des Evangelienbuches verfährt hingegen anders. Bei ihm lässt sich eine große Freiheit in der Behandlung der lateinischen Vorlage beobachten, da er die lateinische Originalvorlage nicht übersetzt, sondern nach dem „Inspirationsprinzip“ paraphrasiert (vgl. Schwarz 1985, 37 f.). So gibt es bei Otfrid Passagen, in denen er seine Stellungnahme zu den geschilderten Sachverhalten abgibt. Besonders hochfrequent sind bei Otfrid epistemische Beteuerungsformeln, die Äußerungen als glaubwürdig und zuverlässig kennzeichnen. Ferner sind hier auch subjektive Kommentare zu beobachten, die Otfrid in seine Schilderungen in Form von Parenthesen einschaltet. Es lassen sich auch Kontexte finden, in denen Otfrid seine Emotionen ausdrückt, wenn er z.B. von Sünden erzählt, über das jüngste Gericht und die ewige Strafe berichtet. Manchmal signalisiert Otfrid auch seine Ungewissheit, wenn er sich mit der Rekonstruktion von Einzelheiten (etwa bei Zeitangaben: *theiz mohti wesan sexta zit*) schwertut und überlegt, wie die geschilderte Geschichte tatsächlich abgelaufen sein könnte. Nicht selten spricht er den Leser direkt an, stellt ihm Fragen (*Weist thu wio bi thia zit ther gotes forasago quit? Lasi thu io thia redina, wio druhtin threwit thanana?*) und fordert ihn zur gewissenhaften Befolgung der Gebote auf. Kurzum: Otfrid benutzt modalisierende Sprachmittel nahezu auf Schritt und Tritt. Kein Wunder, dass hier die Modalisierung in deutlich größerem Ausmaß als im ahd. Tatian durchgeführt wird.

Was die beiden Texte aber vereinigt, ist die hohe Frequenz der Voluntativität-Belege. In beiden Teilkorpora in der Mehrheit aller vorhandenen Belege wird die voluntative Modalität kodiert. Im Tatian-Korpus übertrifft die Anzahl der Voluntativität-Belege sogar die Gesamtzahl aller übrigen Textbelege. Offenkundig zeugt dies davon, dass der Ausdruck

von Aufforderungen und Wünschen die ausschlaggebende Intention des Sprechenden Menschen ist.

Es darf nicht verwundern, dass sich gerade in den Bibeltexten charakteristische und textsortenspezifische Verwendungsweisen der Aufforderungsformen entwickelt haben. Die häufige Verwendung von Aufforderungsformen ist insbesondere für normative Texte typisch, zu denen auch die Bibel zu rechnen ist, denn sie hat bekanntlich nicht nur historischen Wert und informative Relevanz, sondern auch einen „regulativen“ Charakter: Sie bildet eine Sammlung von Regeln und Vorschriften, die für jeden Gläubigen, der seine Religion ernst nimmt, verbindlich und einzuhalten sind. So finden wir in den untersuchten Bibeltexten Gesetze, Verpflichtungen, Handlungsanweisungen, (ethische und moralische) Gebote, Verbote, Befehle, Zurechtweisungen, Warnungen sowie Empfehlungen, Mahnungen, Ratschläge und praktische Hinweise zu einer richtigen Lebensführung und -gestaltung.

Die modalisierende Sprachmittel, die den Autoren beider Texte zur Verfügung standen, sind verschieden. Auf Grund ihrer semantischen und funktionalen Gemeinsamkeiten können sie aber zu einem systemhaften (feldmäßigen) Gefüge geordnet werden. Somit können wir von einem komplexen funktional-semantischen Feld der Modalität im Althochdeutschen sprechen. Dieses Feld umfasst unterschiedliche Typen der Sprachmittel, von den grammatischen Formen mit dem höchsten Grammatikalisierungsgrad (z.B. Verbmodi: Indikativ, Imperativ, Konjunktiv), über syntaktische (kommunikative Satzformen) bis zu lexikalischen Ausdrucksformen (z.B. Modalverben, Modalwörter, Interjektionen). Das Inventar der modalen Kodierungsmittel zeigt im diachronen Vergleich eine weitgehende Kontinuität auf. Vergleicht man die modalisierenden Ausdrücke, die schon in den althochdeutschen Texten begegnen, mit denen, die in der deutschen Gegenwartssprache dem Sprachbenutzer zur Verfügung stehen, so erhält man nachweisbare formale und funktionale Übereinstimmungen. Dies ist ein unverkennbarer Beweis dafür, dass die modernen epistemischen Ausdrücke schon im Althochdeutschen ihre „Archetypen“ hatten, auch wenn diese einem stetigen Prozess der Grammatikalisierung unterworfen waren. Das Paradebeispiel ist hier die sog. indirekte Rede, die in der deutschen Gegenwartssprache (vor allem) durch die Formen des Konjunktivs Präsens kodiert wird, im Althochdeutschen dagegen (ausschließlich) durch die Formen des Konjunktivs Präteritum.

Unter funktional-semantischen Gesichtspunkten können die modalisierenden Sprachmittel in drei Gruppen subklassifiziert werden, je nachdem, welche Art der Sprechereinstellung sie ausdrücken:

(1) Epistemische Modalisierungsausdrücke geben an, inwieweit der Sprecher den ausgedrückten Sachverhalt als (un-)gewiss oder (un-)wahrscheinlich qualifiziert. Sie werden insbesondere dann verwendet, (i) wenn der Sprecher die Wahrheit seiner Aussage beteuert, (ii) wenn er von seiner Gewissheit bzw. Überzeugung spricht (sog. doxische Sprechereinstellungen), (iii) wenn er seine distanzierte Sprechereinstellung signalisieren will.

Die epistemischen Modalitätsausdrücke kommen in den untersuchten Texten nicht isoliert vor. Insbesondere bei Otfrid treten sie in Reduplikationen und in unterschiedlichen Kombinationen auf. Bestimmte Ausdrücke benutzt Otfrid besonders häufig, die er in den Kontexten, in welchen er von einem wichtigen Ereignis berichtet, als Beteuerungsformeln nützt (epistemisch-persuasive Ausdrücke). Dazu zählen u.a.: *Giwisso thaz ni hiluh thih, giwisso zellu ih thir nu, giwisso sagen ih iz iu, giwisso wan ih nu thes*. Häufiger sind aber die Verbindungen mit *war*: *in war, in alawar, in alawari, in wara, rehto in alawari, in war min, thaz ist war, zi ware, zi waru, thaz sagen ih iu in alawar*. Auch bei eindringlichen Ermahnungen oder nachdrücklichen Aufforderungen kommen diese Beteuerungsformeln vor. Charakteristische Beteuerungen hört man ebenfalls aus dem Munde der Textfiguren, insbesondere in Christusreden, so dass es häufig zu einer Kumulation von unterschiedlichen modalisierenden Ausdrücken kommt.

Manchmal will der Sprecher dem Leser die besonders wichtigen Sachverhalte, wie z.B. die Glaubenswahrheiten als wahre Fakten darstellen, ohne seine Stellungnahme zeichenhaft zu signalisieren und ohne modalisierende Mittel zu verwenden. Damit tut er indirekt kund, dass er die dargestellten Sachverhalte als uneingeschränkt gültig qualifiziert und drückt damit seine hohe Gewissheit bezüglich der assertierten Information aus.

(2) Voluntative Modalisierungsausdrücke geben an, was der Sprecher haben will bzw. ausgeführt haben will, drücken also die individuellen Wünsche des Sprechers aus. Mit den voluntativen Modalisierungsformen kann der Sprecher einen Zustand ändern oder ihn unverändert beibehalten wollen, er kann sich wünschen, eine Handlung auszuführen oder sie zu unterlassen. Die ahd. Aufforderungssignale lassen sich nicht nur auf Imperative

beschränken. Als voluntative Modalisierungsausdrücke können auch recht unterschiedliche Äußerungsformen des Sprecher-Ichs verwendet werden (Nominalsätze und Interjektionen, etwa: *uuib senu thin sun*). Außerdem können Aufforderungsäußerungen den kommunikativen Wert von Bitten (*unsar brót tagalihhaz gíb uns hiutu*), Empfehlungen und Ratschlägen (*tuót riuuva inti giloub & themo euangelio*) oder Warnungen (*Vuart & íu fon luggen úuizagon*) haben. Die Aufforderungen können leicht auch zu Instruktionen und Anweisungen werden, durch die das Sprecher-Ich seinen Gesprächspartner instruieren will, wie dieser sich verhalten und benehmen bzw. wie etwas gemacht bzw. ausgeführt werden sollte (*inti nemnis thû sinan namon Iohannem*).

Gelegentlich will der Sprechende seine Wünsche indirekt äußern. Diese indirekten Sprechakte waren auch im Althochdeutschen möglich und wurden immer dann verwendet, um zu eindringliche und nachdrückliche Aufforderungen zu vermeiden. In Sprachsituationen, in denen es in erster Linie auf höfliche Ausdrucksweise ankommt, verwendet der Sprecher deshalb einfache Aussagesätze (*sie ni habent uúin*) oder Fragesätze (*habet ir hier uuaz thaz man ezzan megí*). Die voluntativ-persuasiven Modalisierungsausdrücke (*thes mera ih sagen nu ni tharf, Thaz sculun wir gilouben, ih sagen thir ein, waz mag ih zellen thir hiar mer? sos ih iu hiar nu rachon*) begegnen ausschließlich bei Otfrid und sind insbesondere für die homiletischen Kapitel des Evangelienbuchs (*Mystice, Moraliter* und *Spiritualiter*) charakteristisch. Sie dienen als Interpretationshinweise, mit denen der Erzähler die Leser bzw. Hörer u.a. darauf aufmerksam macht, wie die dargestellten Sachverhalte rezipiert und interpretiert werden sollen.

(3) Emotive und emotiv-evaluative Sprachmittel drücken die emotionale Einstellung des Sprecher-Ichs zum geäußerten Sachverhalt aus und bilden eine heterogene Gruppe der modalen Ausdrücke. Es konnte beobachtet werden, dass nahezu alle sprachlichen Mittel emotive Inhalte ausdrücken können. Zu den prototypischen ahd. Ausdrucksmittel gehören die Aussagesätze (*theist filu jamarlichaz thing!*), Fragesätze (*got min got min ziu forliezi thu mih*), Imperativsätze (*cruzo les nan, cruzo*), metakommunikative Sätze (*Haben ih zi klagonne joh leidalih zi sagenne*), Interjektionen (*uue*), Nominalinterjektionen (*thia meina, io meino*) und lexikalische Ausdrucksformen mit stark pejorativen Konnotationen (*jamarlich*). Emotionen können auch indirekt und nonverbal ausgedrückt werden (z.B. durch Schweigen).

Wir haben gesehen, dass die modalisierenden Formen polyfunktional sind und in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Modalitätsschattierungen kodieren können. Die gegebenen Modalitätsausdrücke können je nach kontextuellem bzw. situativem Hintergrund einen unterschiedlichen (Modal-)Sinn ergeben. Die Modalwörter *zi uuara* bzw. *uuarliho* - um hier nur ein Beispiel herauszugreifen - sind prototypische Mittel zur Beteuerung der Wahrheit, wenn sie aber in der Figurenrede vorkommen, drücken sie eher eine Gewissheit, eine vom sprechenden Ich ausgehende Beurteilung des Sachverhalts aus. Aus diesem Grunde dürfen die Modalisierungsausdrücke nicht isoliert als einzelne Wörter oder Formen behandelt werden. Ihre kommunikativen Funktionen sind vielmehr vom Text her motiviert und müssen aus dem jeweiligen (Kon-)Text heraus erklärt werden.

Wir können jetzt auch beginnen, darüber nachzudenken, ob wir Modalität nicht noch als *Textphänomen* annehmen müssen. Der Text bildet die eigentliche und fundamentale Vorkommensform der Sprache und ist in diesem Sinne das „originäre sprachliche Zeichen“ (vgl. Hartmann 1971, 10). Wir denken und handeln durch Texte (vgl. auch Wolf 2006, 51). Vielmehr noch: Wir sprechen in Texten und wir kommunizieren in Texten (vgl. Hartmann 1968, 212). Außerhalb der Texte gibt es nichts (vgl. Derrida nach Hadreas 1996, 324). Daher bedeutet die Ergründung der Modalität auf der Ebene der morphologischen Verbmodi oder auf der Ebene des Satzes noch lange nicht die Ergründung ihrer Komplexität. Die Modalität „zirkuliert“ weder im Morphem noch im Satz, sie „zirkuliert“ auf der Ebene des zusammenhängenden Textes. Modale Formen kommen ja - und das haben wir mehrmals gesehen - als kohärente, aufeinander abgestimmte Entitäten in einem komplexen semiotischen Aussagesystem vor und nur im Text ist es möglich, die jeweiligen modalen Ausdrücke zueinander in Beziehung zu setzen und sie in ihren vielfachen kommunikativen Funktionen zu erfassen.

Abschließend muss noch auf die Frage eingegangen werden, warum es möglich war, die modalisierenden Ausdrücke in ahd. *biblischen* Texten zu verwenden. Sowohl die Übersetzer des ahd. Tatian als auch der Autor des Evangelienbuches nützen die modalisierenden Sprachmittel, was jedoch nicht selbstverständlich ist, da die modalisierenden Formen im Grunde nicht zum genuin biblischen Vokabular, sondern eher zum Wortschatz außerbiblischer Texte gehören. Wenn in den ahd. biblischen Texten - dabei denken wir in erster Linie an Otfrids Evangelienbuch - Formulierungen wie etwa *wan ich, so thunkit mih*

theiz megi sin, ih sprichu bi then wanin, so moht es sin, Ih sagen iu in wara, Giwisso thaz ni hiluh thih, in/zi alawar, giwisso, giwaro etc. vorkommen, dann ist davon auszugehen, dass sie zu einem speziellen kommunikativen Zweck verwendet worden sind.

Wir wissen heute, dass ein ahd. Bibeltext im deutschsprachigen Mittelalter bekanntlich kaum einen Anspruch auf selbstständiges Bestehen hatte, vielmehr noch: er durfte es nicht haben, da das Althochdeutsche nicht als *lingua sacra*, d.h. nicht als kirchlich verbindliche Bibelsprache galt (vgl. Masser 1991, 99). Diesen Status besaßen nur drei Sprachen: Neben dem Hebräischen und Griechischen, war es das Latein, das „in großen Teilen Europas bis ins 17. Jahrhundert [als] Amts-, Kirchen- und Wissenschaftssprache“ galt (vgl. Manguel 1998, 87). Die nichtlateinischen Volkssprachen galten als zu arm, zu schwerfällig, wenn nicht gerade zu primitiv um den „höheren, [...] geistigen Sinn“, um den *sensus spiritualis* der Heiligen Schrift wiederzugeben (vgl. Ohly 1966, 2 f.). Die Geschichte der Bibelübersetzung bezeugt allerdings, dass man trotzdem recht früh begann, das Wort Gottes in der *lingua theodisca* zu verkünden (vgl. Schwarz 1985, 14 ff.). Die Paradebeispiele dafür sind eben der ahd. Tatian und das Evangelienbuch von Otfrid von Weissenburg.

Die rechte Vermittlung der christlichen Glaubensinhalte in der deutschen Volkssprache erforderte jedoch spezielles sprachliches Gestaltungsvermögen, Lateinkenntnisse und ein lückenloses theologisches Wissen (vgl. Kirchert 1987/1988, 13). Da sich die Bibelübersetzer einer Sprache bedienten, die im Grunde keine theologische bzw. keine „kanonische Authentizität und kirchliche Verbindlichkeit“ hatte (vgl. Masser 1991, 100; 1996, 6), die nicht mal eine ausgebildete Schriftform besaß, von einer Schreibtradition ganz zu schweigen (vgl. Besch/Wolf 2009, 136 f.; Schwind 2002/2003, 78), dann ist es nachvollziehbar, dass sie die Sprache für ihre Ziele instrumentalisieren mussten, dann ist es klar, dass sie die Sprache zur „Sprache des Glaubens“ (vgl. Anderegg 1983, 418), zum Werkzeug der Kundgebung der *dogmata veritatis* umgestalten mussten. Diese Instrumentalisierung vollzog sich größtenteils - so unser Standpunkt - durch unterschiedlich gestaltete Formen der Modalität. Wenn also Otfrid die epistemisch-persuasiven Beteuerungsformeln wie etwa *Ih sagen iu in wara, Giwisso thaz ni hiluh thih, ni mithuh iuer nihein, so ih iuih iz ni hali* oder *hugi ouh thes* verwendet, dann tut er dies deswegen, weil er sein Publikum von der Wahrheit seines Berichts überzeugen will. Durch permanent wiederholte Modalisierungsmittel signalisiert er, dass er stets darum bemüht ist, die biblischen

Sachverhalte nach bestem Wissen und Gewissen zu übermitteln, dass er zuverlässige Informationsquellen nutzt und authentische Ereignisse darstellt. Bis zum Überdruß beteuert er, dass er etwas „führwahr sagt“ und „es nicht verheimlichen will“ und dass die Hörer es „gewiss wissen mögen“. In diesem Sinn dienten die Modalisierungsformen dem Autor des Evangelienbuches als metakommunikative Mittel zur Kommentierung und Beteuerung von Glaubenswahrheiten, als Mittel der biblischen Exegese.

Anhang

Tatian - Belegkorpus

Tat. 25, 1-12	Tat. 67, 15	Tat. 102, 17	Tat. 278, 8- 10
Tat. 25, 16-24	Tat. 67, 17-22	Tat. 102, 26-28	Tat. 278, 19-21
Tat. 25, 29-26, 7	Tat. 68, 3-8	Tat. 123, 31-32+124, 1-2	Tat. 279, 7-11
Tat. 26, 22-26	Tat. 68, 9-10	Tat. 124, 27-30	Tat. 279, 15-20
Tat. 26, 23	Tat. 68, 11-14	Tat. 124, 29	Tat. 294, 1-3
Tat. 26, 27	Tat. 68, 28-32	Tat. 130, 32	Tat. 294, 10-13
Tat. 27, 9-12	Tat. 69, 12-18	Tat. 131, 9-14	Tat. 294, 14-23
Tat. 27, 11-12	Tat. 71, 17-19	Tat. 131, 31-32+ 132, 1	Tat. 295, 11-14
Tat. 27, 14-15	Tat. 73, 27-29	Tat. 132, 1-2	Tat. 296, 2-3
Tat. 27, 17-20	Tat. 81, 13-23	Tat. 134, 19-20	Tat. 297, 13-14
Tat. 28, 10-11	Tat. 81, 24-25	Tat. 144, 15-17	Tat. 301, 24-25
Tat. 28, 15-17	Tat. 81, 26-30	Tat. 161, 30-31+ 162, 1-2	Tat. 301, 25-29
Tat. 28, 18-19	Tat. 81, 30-31	Tat. 170, 26-27+171, 17-20	Tat. 308, 23-25
Tat. 28, 25-26	Tat. 82, 1-3	Tat. 187, 14-19	Tat. 308, 23 - 309, 12
Tat. 29, 4-6	Tat. 85, 15-18	Tat. 196, 12-16	Tat. 309, 32-33+ 310, 1-4
Tat. 35, 22-23	Tat. 85, 29-30	Tat. 196, 18-21	Tat. 315, 12-20
Tat. 36, 3-7	Tat. 85, 30-32	Tat. 196, 25-26	Tat. 315, 25-26
Tat. 36, 8-10	Tat. 86, 1- 4	Tat. 197, 1-2	Tat. 316, 7-9
Tat. 36, 11-15	Tat. 86, 4-7	Tat. 197, 25-32	Tat. 316, 9-11
Tat. 36, 19-22	Tat. 90, 20-22	Tat. 230, 30-31+231, 1	Tat. 316, 20-26
Tat. 39, 8-16	Tat. 90, 22-23	Tat. 238, 10-11	Tat. 317, 2-10
Tat. 39, 23-30	Tat. 90, 26-29	Tat. 272, 28 - 273, 3	Tat. 318, 4-7
Tat. 40, 3-6	Tat. 99, 7-8	Tat. 273, 21-25	Tat. 327, 1-4
Tat. 40, 26-30	Tat. 90,14-16	Tat. 276, 10-14	Tat. 333, 27-31
Tat. 54, 10-11	Tat. 94, 28-30	Tat. 277, 25-27	
Tat. 60, 3 + 60,7 + 60, 14	Tat. 102, 7-16	Tat. 278, 2-6	

Otfrid - Belegkorpus

O. I 3, 29	O. II 6, 9-12	O. III 2, 1-4	O. IV 2, 31-34	O. V 1, 22
O. I 4, 49-50	O. II 6, 35-36	O. III 2, 25-28	O. IV 5, 41-42	O. V 1, 33-34
O. I 4, 66	O. II 6, 45-46	O. III 2, 33	O. IV 5, 47-50	O. V 2, 9-10
O. I 4, 85-86	O. II 7, 35-38	O. III 2, 35-36	O. IV 5, 51-52	O. V 7, 19-20
O. I 5, 1-4	O. II 8, 1	O. III 4, 3+7-18	O. IV 7, 9-10	O. V 7, 1-5
O. I 5, 1-6	O. II 8, 1-2	O. III 4, 7-10	O. IV 12, 3-4	O. V 7, 21-24
O. I 5, 18	O. II 8, 7-10	O. III 4, 21-22	O. IV 15, 3	O. V 7, 25-28
O. I 5, 21-26	O. II 8, 13	O. III 4, 27-28	O. IV 15, 5-8	O. V 7, 29-30
O. I 5, 27-28	O. II 8, 23-24	O. III 4, 33-34	O. IV 15, 11-12	O. V 7, 35-36
O. I 5, 35-36	O. II 8, 29-33	O. III 4, 37-38	O. IV 15, 13-14	O. V 7, 39-42
O. I 5, 37-40	O. II 8, 37-38	O. III 4, 41-42	O. IV 15, 19-20	O. V 7, 49-52
O. I 5, 51-54	O. II 8, 45- 46	O. III 4, 47-48	O. IV 15, 27-28	O. V 9, 31
O. I 5, 65-66	O. II 8, 53-56	O. III 7, 5-10	O. IV 16, 6-8	O. V 10, 5-6
O. I 5, 69-70	O. II 11, 7-8	O. III 12, 37	O. IV 17, 1-5	O. V 16, 29
O. I 9, 16-18	O. II 11, 25-26	O. III 17, 53-56	O. IV 17, 5	O. V 19, 7-8
O. I 11, 1-2	O. II 11, 27-30	O. III 20, 113-114	O. IV 17, 5-6	O. V 19, 9-10
O. I 11, 7-9	O. II 11, 45-48	O. III 20, 132	O. IV 17, 22	O. V 19, 23-30
O. I 11, 31-34	O. II 11, 49-52	O. III 22, 3-4	O. IV 17, 27-28	O. V 19, 29-30
O. I 12, 24	O. II 11, 61-62	O. III 22, 49-50	O. IV 17, 31-32	O. V 19, 33-36
O. I 12, 26	O. II 11, 65-66	O. III 22, 61-64	O. IV 18, 1-8	O. V 19, 36
O. I 15, 40	O. II 12, 29	O. III 23, 7-8	O. IV 18, 5-6	O. V 19, 61-62
O. I 16, 25-28	O. II 14, 7-10	O. III 24, 8	O. IV 18, 9-10	O. V 23, 97- 104
O. I 17, 1-2	O. II 14, 15	O. III 26, 1-6	O. IV 18, 11-14	O. V 23, 99-100
O. I 17, 5-6	O. II 14, 35-36	O. III 26, 11-12	O. IV 18, 15-16	O. V 25, 61
O. I 17, 5-17	O. II 14, 47	O. III 26, 37	O. IV 18, 17	
O. I 17, 13	O. II 14, 49		O. IV 18, 23-26	
O. I 17, 19-20	O. II 14, 51-54		O. IV 18, 29-30	
O. I 17, 25-28	O. II 14, 57-58		O. IV 18, 41-42	
O. I 17, 33-34	O. II 14, 61		O. IV 23, 17-19	
O. I 17, 45-46	O. II 14, 61-63		O. IV 25, 3-4	
O. I 18, 11-12	O. II 14, 61-66		O. IV 26, 8	
O. I 18, 37-46	O. II 14, 75		O. IV 26, 13- 18	
O. I 18, 40	O. II 14, 89		O. IV 26, 23-24	
O. I 23, 7-10	O. II 14, 90-91		O. IV 30, 5-10	
O. I 24, 11-14	O. II 14, 121-122		O. IV 30, 17	
O. I 25, 5-8	O. II 16, 3-4		O. IV 30, 28	
O. I 25, 9-12	O. II 22, 15-16		O. IV 31, 11-12	
O. I 25, 12	O. II 22, 21-22		O. IV 33, 23-24	
O. I 26, 7-8	O. II 22, 25-28			
O. I 26, 9-12	O. II 22, 29			
O. I 26, 11-12	O. II 22, 31-32			
	O. II 22, 33-34			
	O. II 23, 29-30			
	O. II 23, 37			

Bibliographie

1. Quellen

- Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56. Hg. v. Achim Masser (= Studien zum Althochdeutschen 25). Göttingen 1994
- Die Luther-Bibel. Originalausgabe 1545 und revidierte Fassung 1912. Direktmedia. Berlin 2000
- Kelle, Johann (1870): Christi Leben und Lehre. Prag: Verlag von Friedrich Tempsky
- Otfrids Evangelienbuch (1973). Hrsg. v. Oskar Erdmann, 6. Aufl. besorgt v. Ludwig Wolff, Altdeutsche Textbibliothek 49. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Otfrid von Weissenburg: Evangelienbuch. Auswahl. Althochdeutsch/ Neuhochdeutsch (1987). Hrsg., übersetzt u. kommentiert von Gisela Vollmann-Profe. Stuttgart
- Tatian. Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar hg. von Eduard Sievers (= Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler V). 2., neu-bearb. Aufl. (1892), unveränd. Nachdruck Paderborn 1966

2. Wissenschaftliche Literatur

- Abraham, Werner (1995): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich: Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. Tübingen: Gunter Narr Verlag
- Adelung, Johann Christoph (1782): Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache 1. Leipzig: Breitkopf
- Admoni, Wladimir (1970): Der deutsche Sprachbau. München: C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
- Althochdeutsches Wörterbuch (1968). Hrsg. von Elisabeth Karg-Gasterstädt/Theodor Frings. Bd. I. Berlin: Akademie Verlag
- Altmann, Hans (1981): Formen der »Herausstellung« im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen. (= Linguistische Arbeiten 106). Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Altmann, Hans (1993): Satzmodus. In: Joachim Jacobs/ Arnim von Stechow/ Wolfgang Sternefeld/ Theo Venemann (1993) (Hrsg.): Syntax. Ein internatio-

- nales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Halbbd. 1, 1. Berlin/ New York: Walter de Gruyter, S. 1006-1029
- Anderegg, Johannes (1983): Sprache des Alltags und Sprache des Glaubens. Zur Revision der Lutherbibel. In: Rudolf Schützeichel, Herbert Kolb und Klaus Matzel (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Bd. 8. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 413-428
- Axel, Katrin (2001): Althochdeutsche Modalverben als Anhebungsverben. In: Reimar Müller/ Marga Reis (Hrsg.): Modalität und Modalverben im Deutschen. Linguistische Berichte. Sonderheft 9. Hamburg: Helmut Buske Verlag, S. 37-60
- Baesecke, Georg (1948): Die Überlieferung des Althochdeutschen Tatian (= Hal-lische Monographien). Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag
- Bardenhewer, Otto (1913): Geschichte der altkirchlichen Literatur. Bd. 1: Vom Ausgange des apostolischen Zeitalters bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts. Freiburg: Herdersche Verlagshandlung
- Bassarak, Armin (1987): Parenthesen als illokutive Handlungen. In: Wolfgang Motsch (Hrsg.): Satz, Text, sprachliche Handlung. (= Studia grammatica XXV). Berlin: Akademie Verlag, S. 163-178
- Bech, Gunnar (1951): Grundzüge der semantischen Entwicklungsgeschichte der hochdeutschen Modalverba. In: Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser, bind 32, nr 6. København: Ejnar Munksgaard
- Becker, Karl Ferdinand (1841): Organism der Sprache, 2. Aufl., Frankfurt 1841, Neudruck Hildesheim/ New York: Olms 1970
- Behaghel, Otto (1903): Die Herstellung der syntaktischen Ruhelage im Deutschen. In: Karl Brugmann/ Wilhelm Streitberg (Hrsg.): Indogermanischen Forschungen. Zeitschrift für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Bd. 14. Strassburg: Verlag von Karl J. Trübner, S. 438-459
- Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Die Wortklassen und Wortformen. Bd. 2. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung
- Behaghel, Otto (1928): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Die Satzgebilde. Bd. 3. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung
- Behaghel, Otto (1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Wortstellung. Periodenbau. Bd. 4. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

- Bergmann, Rolf/Peter Pauly/Claudine Moulin (2007): *Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Besch, Werner/ Norbert Richard Wolf (2009): *Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte - Zeitstufen - Linguistische Studien (= Grundlagen der Grammatik)*. Berlin: Erich Schmidt Verlag
- Biber, Douglas (1993): Representativeness in Corpus Design. In: *Literary and Linguistic Computing* 8(4). S. 243-257
- Braune, Wilhelm (1987): *Althochdeutsche Grammatik (=Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte)*. 14. Aufl. bearbeitet von Hans Eggers. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Brinkmann, Hennig (1971): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann
- Bublitz, Wolfram (1978): *Ausdrucksweisen der Sprechereinstellung im Deutschen und Englischen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Pragmatik der deutschen Modalpartikeln und Vergewisserungsfragen und ihrer englischen Entsprechungen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Büge, Oskar (1908): *Die Beteuerungsformeln in Otfrids Evangelienbuch*. (Diss.) Greifswald: F. W. Funike
- Bühler, Karl (1965): *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag
- Bühler, Karl (1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Fischer (Nachdruck von 1934)
- Buscha, Joachim (1984): Zur Semantik der Modalverben. In: *Deutsch als Fremdsprache: Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer* 21. Leipzig: Herder-Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig, S. 212-217
- Buscha, Joachim/Gertraut Heinrich/Irene Zoch (1979): *Modalverben*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Büscher, Hartmut (1996): *Emotionalität in Schlagzeilen der Boulevardpresse. Theoretische und empirische Studien zum emotionalen Wirkungspotential von Schlagzeilen der Bildzeitung*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag
- Chomsky, Noam (1986): *Knowledge of Language: Its Nature, Origin and Use*. New York: Praeger Publishers

- Conrad, Rudi (1983): Fragesätze als indirekte Sprechakte. In: Rudolf Růžička/Wolfgang Motsch (Hrsg.): *Untersuchungen zur Semantik (= Studia grammatica XXII)*. Berlin: Akademie Verlag, S. 343-367
- Conrad, Rudi (Hrsg.) (1988): *Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut
- Coseriu, Eugenio (1987): *Semantik und Grammatik*. In: Eugenio Coseriu: *Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik*. Tübingen: Niemeyer, S. 85-95
- de Boor, Helmut/Roswitha Wisniewski (1984): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Berlin, New York: Walter de Gruyter
- de Haan, Ferdinand (2001): *The Relation between Modality and Evidentiality*. In: Reimar Müller und Marga Reis (Hrsg.): *Modalität und Modalverben im Deutschen (= Linguistische Berichte. Sonderheft 9)*. Hamburg: Helmut Buske Verlag, S. 201-216
- Deutschbein, Max (1918): *Sprachpsychologische Studien*. Cöthen: Verlag von Otto Schulze
- Dietrich, Rainer (1992): *Modalität im Deutschen: Zur Theorie der relativen Modalität*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Diewald, Gabriele (1993): *Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, 2. Hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 218-234
- Diewald, Gabriele (1999): *Die Modalverben im Deutschen. Grammatikalisierung und Polyfunktionalität*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Diewald, Gabriele (2004): *Faktizität und Evidentialität: Semantische Differenzierungen bei den Modal-, Modalitätsverben*. In: Oddleif Leirbukt (Hrsg.): *Tempus/Temporalität und Modus/Modalität im Sprachvergleich (= Eurogermanistik 18)*. Tübingen: Stauffenburg, S. 231-256
- Donhauser, Karin (1986): *Der Imperativ im Deutschen. Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modussystems*. Hamburg: Buske
- Donhauser, Karin (1987): *Mood and Morphology. An Alternative Approach to the Syntax and Semantics of German Moods*. In: *Lingua* 73, S. 53-77
- Drach, Erich (1963): *Grundgedanken der deutschen Satzlehre*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Eichler, Wolfgang/Karl-Dieter Bunting (1976): *Deutsche Grammatik. Form, Leistung und Gebrauch der Gegenwartssprache*. Kronberg/ Ts.: Scriptor Verlag

- Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart: Metzler
- Eisenberg, Peter (1998): Das Wort. In: Duden. Die Grammatik. Bd. 4. Mannheim/Leipzig u.a.: Dudenverlag, S. 17-608
- Elberfelder Bibel mit Erklärungen (2004). Aus dem Grundtext übersetzt. Wuppertal: R. Brockhaus Verlag
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. 2 Aufl., Heidelberg: Julius Groos Verlag
- Erben, Johannes (1961): *Lasst uns feiern/ Wir wollen feiern!* In: Beiträge zur Geschichte der Deutsch Sprache und Literatur (=Sonderband. E. Karg-Gasterstädt zum 65. Geburtstag gewidmet). Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag, S. 459-471
- Erben, Johannes (1972): Deutsche Grammatik: Ein Abriss. 11, völlig neubearbeitete Auflage. München: Max Hueber Verlag
- Erben, Johannes (1983): Sprechakte der Aufforderung im Neuhochdeutschen. In: Rudolf Schützeichel (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Bd. 8. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, S. 399-412
- Erben, Johannes (2006): Einführung in die deutsche Wortbildungslehre (= Grundlagen der Grammatik). Berlin: Erich Schmidt Verlag
- Erdmann, Oskar (1886): Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Stuttgart: Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
- Erdmann, Oskar (1874): Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids. Erster Teil. Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses
- Eroms, Hans-Werner (1982): Zur Analyse kompakter Texte. In: Rudolf Schützeichel (Hrsg.) Sprachwissenschaft. Bd. 7. Heidelberg: C. Winter Universitätsverlag, S. 329-347
- Eroms, Hans-Werner (1989): Zum Verbalpräfix *ge-* bei Wolfram von Eschenbach. In: Kurt Gärtner und Werner Schröder (Hrsg.): Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 19-32
- Eroms, Hans-Werner (2000): Syntax der deutschen Sprache. Berlin/New York: Walter de Gruyter
- Eroms, Hans-Werner (2008): Textuelle Modalitäten: Die Perspektivierungsfunktion des Konjunktivs I in der deutschen Gegenwartssprache. In: Beata Mikołajczyk und Michail Kotin (Hrsg.): *Terra grammatica*. Ideen-Methoden-Modelle.

- Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main/ Berlin u.a.: Peter Lang, S. 37-61
- Ertzdorff, von Xenja (1962): Das ‚Herz‘ in der lateinisch-theologischen und frühen volkssprachigen religiösen Literatur. In: Th. Frings und E. Karg-Gasterstädt (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag, S. 249-301
- Ertzdorff, von Xenja (1978): Die Hochzeit zu Kana. In Wolfgang Kleiber: (Hrsg.): Otfried von Weissenburg. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.251- 274
- Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen II (1998). Hrsg. von Albert L. Lloyd/ Rosemarie Lühr/ Otto Springer. Göttingen/Zürich
- Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1995). Hrsg. von Wolfgang Pfeifer. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag
- Feist, Sigmund (1939): Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache mit Einschluß des Krimgotischen und sonstiger zerstreuter Überreste des Gotischen. Leiden: E. J. Brill Verlag
- Fillmore, Charles (1977): Plädoyer für Kasus. In: Werner Abraham (Hrsg.): Kasus-theorie (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 2). Frankfurt am Main: Athenäum Verlag, S. 1-118
- Fillmore, Charles (1992): „Corpus linguistics“ or „Computer-aided armchair linguistics“. In: Jan Svartvik (Hrsg.): Directions in Corpus Linguistics. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 35-60
- Finze-Michaelsen, Holger (2006): Das andere Glück. Die Seligpreisungen Jesu in der Bergpredigt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Flämig, Walter (1959): Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Inhalte und Gebrauchsweisen. Berlin: Akademie Verlag
- Flämig, Walter (1991): Grammatik des Deutschen: Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge; erarbeitet auf der theoretischen Grundlage der „Grundzüge einer deutschen Grammatik“/ Walter Flämig. Berlin: Akademie Verlag
- Fleischer, Wolfgang/ Irmhild Barz (1995): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Frey, Gerhard (1965): Sprache - Ausdruck des Bewußtseins. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag

- Fritz, Gerd (1997): Historische Semantik der Modalverben. Problemskizze - Exemplarische Analysen - Forschungsüberblick. In: Gerd Fritz / Thomas Gloning (Hrsg.): Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 1-157
- Fritz, Gerd (2005): Einführung in die historische Semantik. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Fritz, Thomas (2000a): Wahr-Sagen. Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen (= Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft 16). Hamburg: Helmut Buske Verlag
- Fritz, Thomas (2000b): Grundlagen der Modalität im Deutschen. In: Ludwig M. Eichinger und Oddleif Leirbukt (Hrsg.): Aspekte der Verbalgrammatik (= Germanistische Linguistik 154). Hildesheim/ Zürich/ New York, S. 85-104
- Gaar, Emil/ Mauritz Schuster (1941): Lateinische Grammatik für Oberschulen und Gymnasien (Reihe Liber Latinus). Wien: Hölder-Pichler-Tempsky - Ostmärkischer Landesverlag
- Gasser, Raphaela (1970): Propter lamentabilem vocem hominis. Zur Theorie der Volkssprache in der althochdeutschen Zeit. Diss. Freiburg.
- Gehlhaus, Hermann (1998): Die Wortarten: Die Flektierbaren und die Unflektierbaren. In: Duden. Die Grammatik. Bd. 4. Mannheim/ Leipzig u.a.: Dudenverlag, S. 85-407
- Gerstenberger, Erhard S. (1980): Der bittende Mensch. Bitritual und Klagegedicht des Einzelnen im Alten Testament. Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament. Bd. 51. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag
- Gerstenkorn, Alfred (1976): Das „Modal“- System im heutigen Deutsch. München: Wilhelm Fink Verlag
- Glunz, Hans (1929): Die Verwendung des Konjunktivs im Altenglischen (= Beiträge zur englischen Philologie 11). Leipzig: Verlag von Bernhard Tauchnitz
- Götz, Ursula: *uuvo mag thaz sîn*. Die unterschiedlichen Gebrauchsweisen der Präteritopräsentien im Althochdeutschen des 8. - 10. Jahrhunderts. Habilitationsschrift Bamberg 2001 [in Druckvorbereitung]
- Grepl, Miroslav/ Zdeněk Masařík (1974): Zur Kategorie der Modalität im Deutschen und Tschechischen aus konfrontativer Sicht. In: Deutsch als Fremdsprache. Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer hrsg. von Herder - Institut Leipzig: Verlag Enzyklopädie, Heft 6, S. 370-378

- Greule, Albrecht (1998): Zwischen Syntax und Textgrammatik: Die Parenthese bei Otfried von Weißenburg. In: John Ole Askedal (Hrsg.): Historische germanische und deutsche Syntax. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag, S. 193-203
- Greule, Albrecht (2007): Die Parenthese in der deutschen Sprache: Gegenwart und Geschichte. In: Franz Simmler und Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Probleme der historischen deutschen Syntax unter besonderer Berücksichtigung ihrer Textsortengebundenheit (= Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 9). Berlin: Weidler Buchverlag, S. 349-360
- Greule, Albrecht (1999): Syntaktisches Wörterbuch zu den althochdeutschen Texten des 9. Jahrhunderts (= Regensburger Beiträge zur deutschen und Sprach- und Literaturwissenschaft Reihe B, Untersuchungen 73). Frankfurt am Main/Berlin u.a.: Peter Lang Verlag
- Grice, H. Paul (1980): Logik und Gesprächsanalyse. In: Sprechakttheorie. Ein Reader. Hrsg. und aus dem Englischen übersetzt von Paul Kußmaul (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 17). Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, S. 109-126
- Grimm, Jacob (1890): Deutsche Grammatik. Dritter Teil. Neuer vermehrter Abdruck. Besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schroeder. Gütersloh: Druck und Verlag von C. Bertelsmann
- Grimm, Jacob (1898): Deutsche Grammatik. Vierter Teil. Neuer vermehrter Abdruck. Besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schroeder. Gütersloh: Druck und Verlag von C. Bertelsmann
- Grosse, Siegfried (1987): Spuren gesprochener Sprache in mittelhochdeutschen Versdichtungen. In: Rolf Bergmann/ Heinrich Tiefenbach und Lothar Voetz (Hrsg.): Althochdeutsch Bd. 1. Heidelberg: Carl Winter Universitätsbuchhandlung, S. 809-818
- Grundzüge = Heidolph, Karl Erich/ Walter Flämig/ Wolfgang Motsch (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie Verlag
- GSO = Kelle, Johann (1881): Glossar der Sprache Otfrieds. Regensburg: Druck und Verlag von G. Joseph Manz
- Hadreas, Peter (1996): Searle versus Derrida? In: Philosophiques 23 (2). Société de philosophie du Québec, S. 317-326
- Hartmann, Peter (1968): Zum Begriff des sprachlichen Zeichens. In: Karl Ammer/ Otto von Essen/ Fritz Hintze/ Georg Friedrich Meier (Hrsg.): Zeitschrift für Phonetik Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Bd. 21, Heft 3/4. Berlin: Akademie-Verlag, S. 205-222

- Hartmann, Peter (1971): Texte als linguistisches Objekt. In: Wolf-Dietel Stempel (Hrsg.): Beiträge zur Textlinguistik (=Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik 1). München: Wilhelm Fink Verlag, S. 9-29
- Helbig, Gerhard (1988): Lexikon deutscher Partikeln. Leipzig: Verlag Enzyklopädie
- Helbig, Gerhard (1999): Deutsche Grammatik. Grundfragen und Abriß. München: Iudicium-Verlag
- Helbig, Gerhard (2002): Linguistische Theorien der Moderne (= Germanistische Lehrbuchsammlung 19). Berlin: Weidler Buchverlag
- Helbig, Gerhard (2003): Einige Bemerkungen zur Idee und zur Realisierung einer Textgrammatik. In: Maria Thurmair/ Eva-Maria Willkop (Hrsg.): Am Anfang war der Text. 10 Jahre „Textgrammatik der deutschen Sprache“. München: Iudicium Verlag, S. 19-32
- Helbig, Gerhard/Joachim Buscha (1975): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Helbig, Gerhard/ Agnes Helbig (1990): Lexikon deutscher Modalwörter. Leipzig: Verlag Enzyklopädie
- Held, Karl (1903): Das Verbum ohne pronominales Subjekt in der älteren deutschen Sprache (= Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie 31). Berlin: Mayer & Müller
- Helm, Karl (1924): Die Sprechpause in der älteren deutschen Sprache. In: Wilhelm Horn (Hrsg.): Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft. Festschrift für Otto Behaghel. Heidelberg: Carl Winter Universitätsbuchhandlung, S.111-140
- Hentschel, Elke (1986a): Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. *Ja, doch, halt* und *eben*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Hentschel, Elke (1986b): Ist das nicht interessant? Zur Funktion verneinter Fragen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 16. Heft 64. Stuttgart: Metzler Verlag, S. 73-86
- Hentschel, Elke/ Harald Weydt (2003): Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin/ New York: Walter de Gruyter
- Hindelang, Götz (1978): Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachliche Realisierungsformen (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik). Göppingen: Verlag Alfred Kümmerle
- Horn, Andras (1981): Literarische Modalität: Das Erleben von Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit in der Literatur. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag

- Hundt, Markus (2003): Zum Verhältnis von epistemischer und nicht-epistemischer Modalität im Deutschen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 31, S. 343-381
- Ide, Manshu (1996): *Lassen* und *lâzen*. Eine diachrone Typologie des kausativen Satzbaus (= Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 17). Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann
- Jachnow, Helmut H. (1994): Zum Modalitätsbegriff und zur Modalbehandlung in neueren slavischen und deutschen linguistischen Nachschlagewerken und Standardgrammatiken. In: Helmut Jachnow u.a. (Hrsg.): Modalität und Modus. Allgemeine Fragen und Realisierung im Slavischen. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 52-90
- Janich, Peter (1996): Zeit. In: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Bd. 4. Stuttgart/ Weimar: Verlag J. B. Metzler, S.827-831
- Jäntti, Ahti (1981): Einige Beobachtungen über den Gebrauch der Modalverben in einem mittelhochdeutschen und einem frühneuhochdeutschen Text. In: Wissenschaftliche Konferenz: „Kommunikation und Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zum Neuhochdeutschen“. 26.-27. September 1980 in Oulo (Finnland). Hrsg. Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. O.O.: 1981 (= Linguistische Studien Reihe A Arbeitsberichte 77), S. 42-51
- Jäntti, Ahti (1983): Zu Distribution und Satzgliedwert der deutschen Modalverben. In: Neuphilologische Mitteilungen 84. Helsinki, S. 53-65
- Jäntti, Ahti (1989): Zum Begriff der Modalität in der Sprachforschung. In: Ahti Jäntti (Hrsg.): Probleme der Modalität in der Sprachforschung. Jyväskylä: Universität Jyväskylä, S. 11-36
- Jäntti, Ahti (1991): Zur Diachronie der Einstellungsbekundungen in einigen Beschreibungstexten im 14. bis 17. Jahrhundert. In: Eljiro Iwasaki (Hrsg.): Begegnungen mit dem „Fremden“: Grenzen - Traditionen - Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten - Kongresses, Tokyo 1990. Bd. 3. München, S. 141-148
- Jespersen, Otto (1948): *The Philosophy of Grammar*. London: George Allen & Unwin LTD
- Józef Augustyn SJ (2002): *Rady Ewangeliczne. Nie tylko dla osób zakonnych*. Kraków: Wydawnictwo M
- Jung, Walter (1990): *Grammatik der deutschen Sprache*. 10. Aufl. von Günter Starke. Mannheim/Leipzig: VEB Bibliographisches Institut

- Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlass (1972). Hildesheim/ New York: Georg Olms Verlag
- Kartschoke, Dieter (2000): Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Katechismus der Katholischen Kirche: Neuübersetzung aufgrund der Editio typica Latina. München/ Wien/ Oldenbourg u.a. 2003
- Kattein, Rudolf (1979): ...was ist denn überhaupt Modalität? In: Johannes Bechert / Willi Mayerthaler (Hrsg.): Papiere zur Linguistik 20. Heft 1/79. Tübingen: Narr Verlag, S. 89-95
- Kątny, Andrzej (1980): Die Modalverben und Modalwörter im Deutschen und Polnischen. Rzeszów: WSP, Wydawnictwo Uczelniane Wyższej Szkoły Pedagogicznej w Rzeszowie
- Kelle, Johann (1869): Die Formen und Lautlehre der Sprache Otfrid. Regensburg: Druck und Verlag von G. Joseph Manz
- Keller Rudi (1993): Das epistemische *weil*. Bedeutungswandel einer Konjunktion. In: Hans Jürgen Heringer/ Georg Stötzel (Hrsg.): Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Berlin/ New York: Walter de Gruyter, S. 217-247
- Kienle, von Richard (1969): Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Kirchert, Klaus (1987/1988): Philologisch-exegetische Grundlagen der Bibelübersetzung im Mittelalter. In: Heimo Reinitzer (Hrsg.): Deutsche Bibelübersetzungen des Mittelalters (= Vestigia Bibliae 9/10). Bern/ Berlin/ Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, S. 13-47
- Kluge, Friedrich (1963): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 19. Aufl. bearbeitet von Walther Mitzka. Berlin: Walter de Gruyter & Co
- Knobloch, Johann (1979): Sprache und Religion. Bd. 1. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag
- Kolde, Gottfried (1970): Zur Funktion des sogenannten Modaladverbien in der deutschen Gegenwartssprache. In: Wirkendes Wort 20. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. Hrsg. von Heinz Rölleke: Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag, S. 116-125
- Köhler, Friedrich (1962): Lateinisch-althochdeutsche Glossar zur Tatianübersetzung als Ergänzung zu Sievers' althochdeutschem Tatianglossar. Sonderausgabe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

- Köller, Wilhelm (1988): Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
- Köller, Wilhelm (1995): Modalität als sprachliches Grundphänomen. In: Der Deutschunterricht (=Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung IV), S. 37-50
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/ New York: Walter de Gruyter
- Körtner, Ulrich H.J (2001): Theologie des Wortes Gottes. Positionen - Probleme - Perspektiven. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Kotin, Michail (2007): Die Sprache in statu movendi. Sprachentwicklung zwischen Kontinuität und Wandel. Bd. 2. Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Kotin, Michail (2008a): Zu den Affinitäten zwischen Modalität und Aspekt: Eine germanisch-slavische Fallstudie. In: Die Welt der Slaven. Internationale Halbjahresschrift für Slavistik. Jahrgang LIII, 1. München: Verlag Otto Sagner, S. 116-140
- Kotin, Michail: Zur referentiellen Identität von Tempus- und Modusformen. Akten der Internationalen Fachtagung „Modalität/Temporalität in kontrastiver und typologischer Sicht.“ Universität Gdansk 5.- 6. Mai 2008 [in Druckvorbereitung]
- Krause, Maxi (1997): Modalisierung bei Otfrid. In: Yvon Desportes (Hrsg.): Semantik der syntaktischen Beziehungen. Akten des Pariser Kolloquiums zur Erforschung des Althochdeutschen. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 92-106
- Lakoff, George/ Mark Johnson (1980): Metaphors We Live By. University of Chicago Press (Deutsche Übersetzung: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. 4. Aufl. Heidelberg: Carl - Auer - Systeme-Verlag, 2004
- Lang, Ewald (1983): Einstellungsausdrücke und ausgedrückte Einstellungen. In: Rudolf Růžička/ Wolfgang Motsch (Hrsg.): Untersuchungen zur Semantik (= Studia grammatica XXII). Berlin: Akademie Verlag, S. 305-341
- Lang, Manfred (1999): Johannes und die Synoptiker: Eine redaktionsgeschichtliche Analyse von Johannes 18-20 vor dem markinischen und lukanischen Hintergrund (= Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments 182). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Langacker, Roland (1989): Subjectification. Duisburg: Linguistic Agency University of Duisburg (= L. A. U. D. Series A, 262)

- Leiss, Elisabeth (1992): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Berlin/ New York: Walter de Gruyter
- Leiss, Elisabeth (2000): Verbalaspekt und die Herausbildung epistemischer Modalverben. In: Ludwig M. Eichinger und Oddleif Leirbukt (Hrsg.): Aspekte der Verbalgrammatik (= Germanistische Linguistik 154). Hildesheim/ Zürich/ New York, S. 63-83
- Leiss, Elisabeth (2002): Explizite und implizite Kodierung von Deontizität und Epistemizität: Über die grammatische Musterbildung vor der Entstehung von Modalverben. In: Jezikoslovlje 3, S. 69-98
- Leiss, Elisabeth (2008): Epistemizität und Evidentialität im Modalverbssystem des Deutschen. Akten der Internationalen Fachtagung „Modalität/Temporalität in kontrastiver und typologischer Sicht.“ Universität Gdansk 5.- 6. Mai 2008 [in Druckvorbereitung]
- Lemnitzer, Lothar/ Heike Zinsmeister (2006): Korpuslinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Gunter Narr Verlag
- Lenz, Susanne (2000): Korpuslinguistik (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft 32). Tübingen: Groos Brigitte Narr
- Lohfink, Gerhard (1974): Erzählung als Theologie. Zur sprachlichen Grundstruktur der Evangelien. In: Stimmen der Zeit. Band 192, Heft 8, S. 521-532
- Ludwig, Ralph (1988): Modalität und Modus im gesprochenen Französisch. Tübingen: Narr Verlag
- Lühr, Rosemarie (1987): Zu Veränderungen im System der Modalverben. In: Rolf Bergmann/ Heinrich Tiefenbach/ Lothar Voetz (Hrsg.): Althochdeutsch. Bd. 1. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, S. 262-289
- Lühr, Rosemarie (1997): Althochdeutsche Modalverben in ihrer semantischen Leistung. In: Yvon Desportes (Hrsg.): Semantik der syntaktischen Beziehungen. Akten des Pariser Kolloquiums zur Erforschung des Althochdeutschen. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 200-222
- Maier, Gerhard (1984): Johannes-Evangelium. Neuhausen-Stuttgart: Hänssler-Verlag
- Manguel, Alberto (1998): Eine Geschichte des Lesens. Berlin: Verlag Volk und Welt
- Masařík, Zdeněk (1980): Zu einigen Fragen der Modalität im Deutschen und Tschechischen. In: Heinz Rupp und Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980. Bern/ Frankfurt am Main/ Las Vegas: Peter Lang, S. 163-168

- Masser, Achim (1976): *Bibel- und Legendeneplik des deutschen Mittelalters* (= Grundlagen der Germanistik). Berlin: Erich Schmidt Verlag
- Masser, Achim (1991): Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue des Cod. Sang. 56. Mit zwölf Abbildungen. In: Wolfgang Schlachter (Hrsg.): *Geschichte und Sprachgeschichte betrachtet am Beispiel des Lappischen* (= Nachrichten des Akademie der Wissenschaften in Göttingen). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 85-127
- Masser, Achim (1995): Tatian. In: Burghart Wachinger u.a (Hrsg.): *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 9.* Berlin/ New York: Walter de Gruyter, S. 620-628
- Masser, Achim (1996): „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Die Wiedergabe von Joh. 2,4 im Althochdeutschen, Altsächsischen und anderswo. In: Rolf Bergmann/ Hans-Werner Eroms/ Theo Vennemann (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Bd. 21.* Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 1-11
- McEnery, Tony/Andrew Wilson (1996): *Corpus Linguistics.* Edinburgh: University Press
- Meineke, Eckhard (1996): Fulda und der althochdeutsche Tatian. In: Gangolf Schrimpf (Hrsg.): *Kloster Fulda in der Welt der Karolinger und Ottonen* (= Fuldaer Studien. Schriftenreihe der theologischen Fakultät). Frankfurt am Main: Verlag Josef Knecht, S. 403-426
- Meixner, Uwe (2008): *Modalität. Möglichkeit, Notwendigkeit, Essenzialismus.* Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann. Rote Reihe
- Mettke, Heinz (Hrsg.) (1976): *Älteste deutsche Dichtung und Prosa. Ausgewählte Texte althochdeutsch-neuhochdeutsch.* Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun.
- Metzler Lexikon Sprache = Helmut Glück (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache.* Stuttgart/ Weimar: Verlag J. B. Metzler 2005
- Michael, Georg (2001): *Stilistische Textanalyse. Eine Einführung* (= Sprache System und Tätigkeit 38). Frankfurt am Main/ Berlin u.a.: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften
- Moore, George E. (1959): *Philosophical Papers.* London
- Motsch, Wolfgang (1984): Satzmodi und illokutive Funktionen. In: *Linguistische Arbeitsberichte* 44. Leipzig, S. 10-22
- Müller, Reimar/ Marga Reis (2001) (Hrsg.): *Modalität und Modalverben im Deutschen.* Linguistische Berichte. Sonderheft 9. Hamburg: Helmut Buske Verlag

- Oatley, Keith (2004): *From the Emotion of Conversation to the Passions of Fiction*. In: Antony Manstead/ Nico Frijda/ Agneta Fischer (Hrsg.): *Feelings and Emotion. The Amsterdam Symposium*. Cambridge Univ. Press (= *Studies in emotion and social interaction: series 2*), S. 98-115
- Öhlschläger, Günther (1984): *Modalität im Deutschen*. In: Helmut Henne/ Els Oksaar/ Peter von Polenz/ Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Zeitschrift für germanistische Linguistik. Deutsche Sprache in Gegenwart und Geschichte*. Bd. 12. Berlin/ New York: Walter de Gruyter, S. 229-246
- Ohly, Friedrich (1966): *Vom geistigen sinn des Wortes im Mittelalter*. Sonderausgabe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Pajdzińska, Anna (1990): *Jak mówimy o uczuciach? Poprzez analizę frazeologizmów do językowego obrazu świata*. In: *Językowy obraz świata*. Pod red. J. Bartmińskiego. Lublin, S. 87-107
- Pasch, Renate (1985): *Typen der Einstellungsbekundungen*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 6, S. 53- 63
- Pasch, Renate (1989): *Überlegungen zum Begriff des „Satzmodus“*. In: *Studien zum Satzmodus III. Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte 193*. Oberlungwitz: Akademie der Wissenschaften der DDR Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, S. 1-88
- Pasch, Renate (1990): *„Satzmodus“ - Versuch einer Begriffsbestimmung*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* Bd. 43, Heft 1. Berlin: Akademie Verlag, S. 92-110
- Pasch, Renate (1991): *Satzmodus und explizite Performativität von Satzäußerungen*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*. Bd. 44, Heft 5. Berlin: Akademie Verlag, S. 568-584
- Paul, Hermann (1959): *Deutsche Grammatik*. Bd. 3. Teil 4: *Syntax (Erste Hälfte)*. Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag
- Przewodnik po Biblii. Warszawa: Oficyna Wydawnicza Vocatio 1997
- Raible, Wolfgang (1980): *Regel und Ausnahme in der Sprache*. In: Fritz Schalk (Hrsg.) *Romanische Forschungen*. Bd. 92. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, S. 199-222
- Rauh, Gisa (1984): *Aspekte der Deixis*. In: *Sprachwissenschaft*. Bd. 9. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, S. 23-84
- Rolf, Eckard (1987): *Über den Deklarativmodus*. In: Jörg Meibauer: *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag

- Rose, Christian (2007): *Theologie als Erzählung im Markusevangelium. Eine narratologisch- rezeptionsästhetische Untersuchung zu Mk1,1-15*. Tübingen: Mohr Siebeck
- Rosenfeld, Hans-Friedrich (1980): *Klassische Sprachen und deutsche Gesamtsprache*. In: Hans Peter Althaus/ Helmut Henne/ Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Lexikon der grammatischen Linguistik*. 2. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 653-660
- Rosengren, Inger (1990): *Satzmodus als Sprechereinstellung*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*. Bd. 43, Heft 1. Berlin: Akademie Verlag, S. 111-119
- Ruprecht, Dietrich (1959): *Tristina. Wortschatz und Vorstellung in den althochdeutschen Sprachdenkmälern (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte. Bd. 227)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Růžička, Rudolf (1972): *Über die Einheitlichkeit der Modalität*. In: *Linguistische Arbeitsberichte 5. Mitteilungsblatt der Sektion Theoretische und Angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx Universität Leipzig*, S. 3-16
- Scaffidi-Abbate, Augusto (1981): *Möglichkeiten der Futurbezeichnung im althochdeutschen Tatian und in anderen althochdeutschen literarischen Denkmälern*. In: Rudolf Schützeichel (Hrsg.): *Sprachwissenschaft*. Bd. 6. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, S. 288-334
- Schatz, Josef (1927): *Althochdeutsche Grammatik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Scherer, Carmen (2006): *Korpuslinguistik*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Schiepek, Josef: *Der Satzbau der Egerländer Mundart*. 1. Teil Prag 1899, 2. Teil Prag 1908
- Schirmer, Carl (1874): *Über den syntaktischen Gebrauch des Optativs im Gotischen*. Diss. Marburg
- Schlosser, Horst Dieter (Hrsg.) (1970): *Althochdeutsche Literatur. Mit Proben aus dem Altniederdeutschen*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Schmauks, Dagmar (1996): *Die Stellung des Schweigens im semiotischen Feld*. In: Siegfried Grosse/ Hans-Werner Eroms/ Gisela Harras/ Gerhard Stickel (Hrsg.): *Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation*. Mannheim: Erich Schmidt Verlag
- Schmid, Wolf (2008): *Elemente der Narratologie*. Berlin/ New York: Walter de Gruyter

- Schmidt, Wilhelm (2004): *Geschichte der Deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium*. 9 Aufl. erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner und Norbert Richard Wolf. Stuttgart: S. Hirzel Verlag
- Scholz, Ulrike (1987): *Wunschsätze im Deutschen - formale und funktionale Beschreibung*. In: Jörg Meibauer: *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Schreiter, Gerhard (1991): *Das Zusammenwirken von Regeln der Satz- und Textkonstruktion am Beispiel der Parenthese*. In: *Neue Fragen der Linguistik. Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums, Paderborn 1990, Bd. 1*. Hrsg. von Elisabeth Feldbusch/ Reiner Pogarell/ Cornelia Weiß. Tübingen (= *Linguistische Arbeiten* 270), S. 363-367
- Schröder, Thomas (2003): *Handlungsstruktur von Texten. Ein integrativer Beitrag zur Texttheorie*. Tübingen: Gunter Narr Verlag
- Schrodt, Richard/ Karin Donhauser (2003): *Tempus, Aktionsart und Modus im Deutschen*. In: Werner Besch u.a. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Bd. 3. Berlin/ New York: Walter de Gruyter, S. 2504-2525
- Schrodt, Richard (2004): *Althochdeutsche Grammatik II. Syntax*. 15 Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Schrodt, Richard (2008): *Der verbale Modus im Deutschen: Synchronie und Diachronie der Konjunktivformen*. In: Waldemar Czachur/ Marta Czyżewska (Hrsg.): *Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag*. Warszawa: Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego, S. 275-286
- Schützeichel, Rudolf (1995): *Althochdeutsches Wörterbuch*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Schwarz, Werner (1985): *Prinzipien der Bibelübersetzung*. In: Werner Schwarz: *Schriften zur Bibelübersetzung und mittelalterlichen Übersetzungstheorie*. Hamburg: Friedrich Wittig Verlag, S. 36-41
- Schwarz-Friesel, Monika (2007): *Sprache und Emotion*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag
- Schwerdt, Judith (2000): *Zur Funktion der Parenthese bei Otfrid und im Heliand. Ein Beitrag zur historischen Syntax*. In: Jens Haustein/ Eckhard Meineke/ Norbert Richard Wolf (Hrsg.): *Septuaginta quinque. Festschrift für Heinz Mettke*. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 317-354
- Schwind, Johannes (2002/2003): *Otfrid von Weißenburg und die Tradition der lateinischen Bibeldichtung der Spätantike*. In: Ralf Plate/ Andreas Rapp u. a.

- (Hrsg.): *Metamorphosen der Bibel. Beiträge zur Tagung ‚Wirkungsgeschichte der Bibel in deutschsprachigen Mittelalter‘ vom 4. bis 6. September in der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Trier. Bern/ Berlin u.a.: Peter Lang Verlag, S. 77-101*
- Searle, John R. (1980): *Indirekte Sprechakte. In: Sprechakttheorie. Ein Reader. Hrsg. und aus dem Englischen übersetzt von Paul Kußmaul (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 17). Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, S. 127-150*
- Segeth, Wolfgang (1966): *Elementare Logik. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften*
- Simmler, Franz (1989): *Zur Geschichte der Imperativsätze und ihrer Ersatzformen im Deutschen. In: Klaus Matzel/ Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag. Unter Mitarbeit von Barbara Haupt und Hilbert*
- Sitta Horst (1970): *Sprachliche Mittel der Redesituierung. In: Wirkendes Wort 20. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. Hrsg. von Heinz Rölleke: Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag, S. 103-115*
- Skript zum Sprachwissenschaftlichen Seminar II. Hrsg. v. Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg, 2002
- Sommerfeldt, Karl-Ernst (1973): *Satzsemantik und Modalität. In: Siegmund Brauner u.a.: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Bd. 26. Berlin: Akademie Verlag, S. 284-296*
- Sommerfeldt, Karl-Ernst (2000): *Zum Problem der Modalwörter im Deutschen. In: Wirkendes Wort 50. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. Hrsg. von Heinz Rölleke: Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag, S. 100-108*
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/ Günther Starke (1998): *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Max Niemeyer Verlag*
- Sonderegger, Stefan (1974): *Althochdeutsche Sprache und Literatur. Berlin, New York: Walter de Gruyter*
- Sonderegger, Stefan (1979): *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1. Einführung- Genealogie- Konstanten. Berlin/ New York: Walter de Gruyter*
- Streitberg, Wilhelm (1974): *Urgermanische Grammatik. 4., unveränderte Aufl. Heidelberg : Carl Winter Verlag*
- Thieroff, Rolf (1992): *Das finite Verb im Deutschen: Tempus - Modus - Distanz. Tübingen: Gunter Narr Verlag*

- Traugott, Elisabeth Closs (1989): On the rise of epistemic meaning in English: An example of subjectification in semantic change. In: *Language* 65, S. 31-55
- Ulfing, Alexander (1999): *Lexikon der philosophischen Begriffe*. Wiesbaden: Foucher Verlag
- Valentin, Paul (1987): Althochdeutsch *inu, eno, inno*. In: Rolf Bergmann u.a. (Hrsg.): *Althochdeutsch*. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, S. 1152-1160
- Valentin, Paul (1990): Ausdrucksseite und Inhaltsseite in der Entwicklung des deutschen Modusystems. In: Werner Besch (Hrsg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag*. Frankfurt am Main/ Bern u.a.: Verlag Peter Lang. S. 363-369
- Vater, Heinz (1975): *Werden* als Modalverb. In: Joseph P. Calbert/ Heinz Vater (1975): *Aspekte der Modalität (= Studien zur deutschen Grammatik 1)*. Tübingen: Verlag Gunter Narr, S. 71-148
- Viehweger, Dieter (1984): Konstitutive Bedingungen von Aufforderungshandlungen. In: *Linguistische Arbeitsberichte* 44. Leipzig, S. 71-84
- Volkman, Gesina (2005): *Weltsicht und Sprache. Epistemische Relativierung am Beispiel des Spanischen (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 481)*. Tübingen: Gunter Narr Verlag
- WdG = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 6 Bde. Hrsg. von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. Berlin: Akademie-Verlag 1978
- Weinrich, Harald (1964): *Tempus: Besprochene und erzählte Welt*. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer
- Weinrich, Harald (1973): *Narrative Theologie*. In: *Concilium* 9, S. 329-334
- Weinrich, Harald (2001): *Tempus: Besprochene und erzählte Welt*. 6., neu bearbeitete Aufl., 1. Aufl. dieser Ausg. München: Beck
- Weinrich, Harald (2007): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Hildesheim/ Zürich/ New York. Georg Olms Verlag
- Welke, Klaus (1965): *Untersuchungen zum System der Modalverben in der deutschen Sprache der Gegenwart: Ein Beitrag zur Erforschung funktionaler und syntaktischer Beziehungen*. Schriften zur Phonetik Sprachwissenschaft und Kommunikations-Forschung Nr. 10. Berlin: Akademie-Verlag
- Wellek, Albert (1969): *Ganzheitspsychologie und Strukturtheorie*. 2. Aufl. Verlag: Bern Francke

- Wich-Reif, Claudia (2007): Präteritopräsentien in der „Tatianbilingue“ und in Otrfrids Evangelienbuch. In: Franz Simmler und Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Probleme der historischen deutschen Syntax unter besonderer Berücksichtigung ihrer Textsortengebundenheit (= Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 9). Berlin: Weidler Buchverlag, S. 127-149
- Wichter, Sigurd (1978): Probleme des Modusbegriffs im Deutschen. Tübingen: Gunter Narr Verlag
- Wierzbicka, Anna (1971): Kocha, lubi, szanuje. Medytacje semantyczne. Warszawa: Wiedza Powszechna
- Wilpert, Gero von (1989): Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart: Kröner Verlag
- Wisniewski, Roswitha (2003): Deutsche Literatur vom achten bis elften Jahrhundert. Berlin: Weidler Buchverlag
- Wissmann, Wilhelm (1960): Zum althochdeutschen Tatian, Indogermanica. Festschrift für Fritz Tschirch zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Karl-Heinz Schirmer und Bernhard Sowinski. Köln/ Wien, S. 337-356
- Wolf, Norbert Richard (1981): Althochdeutsch - Mittelhochdeutsch (= Hans Moser/ Hans Wellmann/ Norbert Richard Wolf: Geschichte der deutschen Sprache Bd. 1). Heidelberg: UTB
- Wolf, Norbert Richard (1994): Über markierte und unmarkierte Satztypen in der deutschen Gegenwartssprache. In: Martin Todtenhaupt/ Ingela Valfridsson (Hrsg.): Sprache als lebendiger Kulturspiegel. Festschrift für Astrid Stedje. Umeå (=Acta Universitatis Umensis 119), S. 209-221
- Wolf, Norbert Richard (1995): *würde*. Zur Verwendung einer Hilfsverbform. In: Heidrun Popp (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag, München: Iudicium Verlag, S. 193-202
- Wolf, Norbert Richard (1997): Diminutive im Kontext. In: Irmhild Barz/ Marianne Schröder (Hrsg.): Nominationsforschung im Deutschen. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 75. Geburtstag. Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern u.a: Peter Lang, S. 387-397
- Wolf, Norbert Richard (2002): Zeit in der Narration. In: Christoph Parry (Hrsg.): Beiträge auf der 11. Internationalen Tagung Germanistische Forschungen zum literarischen Text (= SAXA Sonderband 8). Vaasa/ Gernersheim, S. 11-22
- Wolf, Norbert, Richard (2004): Plädoyer für eine Korpuslinguistik. In: Germanistik im Spiegel der Generationen. Festschrift für Zdeněk Masařík zu seinem 75. Geburtstag. Opava/ Ostrava, S. 132-140

- Wolf, Norbert, Richard (2006): Beobachtungen zur russischen Grammatikografie des Deutschen. In: Русская Германистика [Russkaja Germanistika] Bd. 2. Moskwa: Языки славянской культуры, S.47-53
- Wolf, Norbert Richard (2007a): (Wort- und satzförmige) Modalitätsangaben. In: Christopher Hall/ Kirsi Pakkanen-Kilpiä (Hrsg.): Deutsche Sprache, deutsche Kultur und finnisch-deutsche Beziehungen. Festschrift für Ahti Jäntti zu 65. Geburtstag. Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern u.a: Peter Lang, S. 279-287
- Wolf, Norbert Richard (2007b): Das Verbalpräfix *ge-* in mittelhochdeutschen Urkunden. In: Franz Simmler und Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Probleme der historischen deutschen Syntax unter besonderer Berücksichtigung ihrer Textsortengebundenheit (= Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 9). Berlin: Weidler Buchverlag, S. 225-235
- Wolf, Norbert Richard (2008): Schon wieder: Verbstellung und topologische Fehler. In: Waldemar Czachur/ Marta Czyżewska (Hrsg.): Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag. Warszawa: Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego, S. 269-274
- Wolf, Norbert Richard (2009a): Modalität als Ausdruck des sprechenden Menschen. In: Libuše Spáčilová/ Lenka Vaňková (Hrsg.): Germanistische Linguistik und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre in Tschechien. Brno, S. 25-33
- Wolf, Norbert Richard (2009b): Zeit in Sprache und Literatur. In: Anna Seemüller/ Tanja G. Baudson, Marin Dresler (Hrsg.): Zeit in Wissenschaft, Philosophie und Kultur. Eine Publikation des MinD-Hochschul-Netzwerkes. Stuttgart: Hirzel Verlag, S. 229-237
- Wunder, Dieter (1965): Der Nebensatz bei Otfrid. Untersuchungen zur Syntax des deutschen Nebensatzes. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag
- Wunderlich, Dieter (1984): Was sind Aufforderungssätze? In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel, S. 92-117
- Wunderlich, Hermann/ Hans Reis (1924): Der deutsche Satzbau. Bd. 1. Stuttgart/ Berlin: Cotta'sche Buchhandlung
- Wunderlich, Hermann/ Hans Reis (1925): Der deutsche Satzbau. Bd. 2. Stuttgart/ Berlin: Cotta'sche Buchhandlung
- Wünsch, Dietrich (1982): Evangelienharmonie. In Theologische Realenzyklopädie. Bd. 10. Hrsg. von Gerhard Müller. Berlin u.a.: Walter de Gruyter, S. 626-636

Wünsch, Dietrich (1983): *Evangelienharmonien im Reformationszeitalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Leben-Jesu-Darstellungen*. Berlin u.a.: Walter de Gruyter

Zifonun, Gisela/ Ludger Hoffmann/ Bruno Strecker (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin/ New York: Walter de Gruyter

3. Internetressourcen

URL 1: <http://ojs.statsbiblioteket.dk/index.php/tfs/article/view/86/71> (erhoben am 08.09.2008)

URL 2: <http://www.goethe.de/lhr/mat/lko/pro/06-deutsch.pdf> (erhoben am 15.09.2008)

URL 3: www.uni-potsdam.de/romanistik/hassler/pdf/ModalitaetEvid.pdf (erhoben am 15.01.2009)

URL 4: www.nic-site.com/fun.html (erhoben am 03.03.2009)

URL 5: <http://www.koeblergerhard.de/germanistischewoerterbuecher/althochdeutscheswoerterbuch/ahdS.pdf> (erhoben am 10. 03. 2009)